Theol D 46

Hom. 2107 l

—5

5/29.

Homilienkranz

für das

katholische Kirchenjahr.

Von

Joh. Emanuel Veith,

Domprediger an der Metropolitankirche zu St. Stephan.

„Benedices coronae anni benignitatis tuae" Ps. 64, 12.

Fünfter Band.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Wien, 1839.
Verlag von Mayer und Compagnie.
(Singerstraße, deutsches Haus.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Homilienkranz

für das

katholische Kirchenjahr.

Fünfter Band.

Am ersten Adventsonntage.

„Alsdann wird man den Sohn des Menschen kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit.“ (Luc. 21, 27.)

Eingang.

Wenn im Spätherbst oder Winter dichte Nebel über Stadt und Land sich lagern, und wochenlang alles in ihren feuchten Schleier hüllen, so erwacht wohl in Jedem der Wunsch, daß sie alsbald sich trennen und zerstreuen möchten, damit das Sonnenlicht wieder freie Bahn finde, und der Ausblick in Nähe und Ferne nimmer gehindert sei. Mächtiger noch, wenn in trüben und gefahrdrohenden Zeiten bange Sorgen uns belasten, wird unsere Sehnsucht, daß auch diese düsteren Nebel schwinden, um heitern und trostvollen Aussichten Raum zu geben. Was für Sorgen, Dunkelheiten und Zweifel sind hier gemeint? Ein Jeglicher hat wohl, wenn er sich ihrer recht bewußt wird, an seinen eigenen und besonderen genug; doch gibt es auch solche, die Allen gemeinsam sind, denen das Heil der Menschheit am Herzen liegt. Die göttliche Vorsehung, die ohne Zweifel alle menschlichen Angelegenheiten über=

wacht und lenkt, wo kommt sie dergestalt siegreich zum Vorschein, daß sie aller Welt in ihrer Weisheit kund wird? Die Herrlichkeit Gottes, die Heiligkeit seiner Liebe, die in Christo allen Menschen die Fülle des Segens bereitet hat, wann wird sie allgemein anerkannt werden? Die Macht und Hoheit des Erlösers, wann tritt sie einst, der Sonne gleich, aus den Wolken hervor, um jeden Unglauben zu beschämen? All das wüste Unwesen der Thorheit und des Frevels, wann wird es völlig weichen müssen, daß Wahrheit und Recht den Sieg behalten? Scheint der Glaube an Christum nicht immer mehr zurück zu treten? Und geht nicht ein Geschlecht nach dem andern mit seinen Mißgeschicken, Lastern und Wirren vorüber, ohne daß es den Anschein nimmt, als würde es je zu einer Entscheidung und Schlußrechnung kommen?

Die Auskunft, die uns der Herr darüber mittheilt, haben wir theilweise eben gelesen. Es kommt ein Tag, wo die Herrlichkeit des Menschensohnes Allen ohne Ausnahme sich offenbaret; wo dann über Alle, die je auf Erden gelebt, Gericht gehalten, und die Menschengeschichte zu ihrem Schlusse geführt wird. „Eines Jeglichen Werk," wie der Apostel lehrt, „wird dann offenkundig seyn; der Tag des Herrn wird es ans Licht bringen. Denn dieser Tag wird im Feuer (in der Strenge des Gerichtes) sich offenbaren, und eines Jeglichen Werk, wie es beschaffen sei, wird das Feuer erproben." (1. Cor. 3.) Freilich ist dieser verhängniß-

vollste aller Tage, der die irdischen Zeiten beschließt, so ferne, und liegt so weit über unsern Gesichtskreis hinaus, daß er uns, wie unwiderruflich er auch über unser ewiges Loos entscheide, doch selten in eine wirksame Spannung und Erwartung setzt. Wie jedoch in jeder Landschaft vor unsern Augen ein Hintergrund sich ausdehnt, der am Horizont in Duft verschwimmt; ein Mittelgrund, dessen Gelände und Fluren wir viel deutlicher ausnehmen, und endlich ein Vordergrund, als der Raum, der unsere nächste Umgebung bildet, so gibt es auch einen Tag des Herrn, im eigentlichsten und umfassendsten Sinne, der in weiter, unkenntlicher Ferne oder Zukunft liegt; einen andern, auf unser Einzelleben bezüglichen, der uns viel näher zu stehen pflegt, als wir zu denken gewohnt sind, und einen dritten, im Vordergrunde der Gegenwart, den wir dennoch nur zu oft verkennen, oder nicht beachten. Mit diesem dreifachen Tage des Herrn soll unsere heutige Betrachtung sich beschäftigen.

* * * *

Wie von dem großen Raume, den die bewohnbare Oberfläche der Erde darbietet, der Einzelne ein Stück Feld, eine Gegend, ein Gehöfte oder auch nur eine Kammer, überhaupt einen verhältnißmäßig kleinen Antheil besitzt, den er sein nennt: so ist auch Jedem von der gesammten irdischen Zeit, die Jahr-

tausende umfaßt, ein Maß angewiesen, das wir Unsere Zeit nennen. Die Unzählbaren, die vor uns auf Erden gelebt, sind nimmer da zu finden, und die Meisten sind vergessen, weil ihre Zeit zu Ende gegangen. So wird auch unsere Zeit vorübergehen, und den Raum, den wir inne haben, werden wir Anderen überlassen. Wir wissen überdem, wie von den Jahren, die uns zugemessen, noch so Vieles abzurechnen kommt, was die Zeiten der Unmündigkeit, des Schlafes, der Krankheit, des Greisenalters unserem selbstständigen Wirken entziehen; und was wir demnach bestimmter als unseren Tag, unsere Zeit bezeichnen, ist jene Reihe flüchtiger Augenblicke, in welchen es, nach Maßgabe unserer leiblichen und geistigen Befähigung, uns gegönnt ist, unseren Neigungen zu folgen, für unsere Zwecke zu arbeiten, und überhaupt alles das, was wir wollen und vermögen, darzuthun, und thatsächlich zu zeigen. In diesem Sinne sind die Worte des Herrn zu verstehen, die er an seine Verfolger richtete, als sie mit bewaffneter Schaar auf Gethsemani ihn umringten. »Dieß ist eure Stunde,« sprach er zu ihnen; er setzte aber noch ein gewichtigeres Wort hinzu: »und die Macht der Finsterniß.« Denn der menschliche Wille vermag es, sich gegen den göttlichen in Widerspruch zu setzen; der erschaffene Geist kann, seine Freiheit mißbrauchend, in die Knechtschaft der Lüge gerathen, und in dieser Beziehung deutet der Ausdruck: „der Tag des Menschen" auch die verhängnißvolle Zeit an, worin er, nach eigener Willkür und Wahl, den Gehorsam, den

er Gott schuldet, und somit die sittlichen Schranken überschreitet, die vom ewigen Gesetze ihm vorgezeichnet sind.

Deßhalb nun, und unserer menschlichen Fassungskraft gemäß, führt auch die Offenbarung des Herrn eine ähnliche Sprache. »Wenn ich die rechte Zeit erwählt habe,« heißt es im Psalme, »dann werde ich mit Gerechtigkeit richten.« (Ps. 74.) Auch der Herr wird seine Zeit, seinen Tag wählen, an welchem, allen Menschen und Völkern gegenüber, seine Weisheit, seine Huld und Gerechtigkeit leuchtend hervortreten, wo alle Räthsel seiner Weltregierung sich lösen werden. Dieß ist der Zeitpunkt der Entscheidung, von welchem der Seher verkündet: »Nahe ist der große Tag des Herrn; ein Tag des Zornes und der Drangsal, der Finsterniß und des Wettersturmes; wehe jenen, die da herausfordern gegen sich den Tag des Herrn!« (Soph. 1. Amos 5.)

Auf diesen fernsten aller Tage zuweilen den Geistesblick zu heften, ist uns nicht bloß gestattet, sondern wir sind auch darauf angewiesen. Denn hier handelt es sich nicht um Befriedigung müßiger Neugier. Es gibt wohl der Leser viele, die, wenn sie eine erdichtete oder wahrhafte Erzählung zur Hand nehmen, gleich anfangs in den letzten Seiten blättern, um von rückwärts herein zu sehen, ob die verwickelte Historie einen heiteren oder unglücklichen Ausgang gewinne; doch verstehen sie dann wenig oder nichts davon, weil sie das Frühere nicht wissen. Mit dem unermeßlichen Buche

der Weltgeschichte verhält es sich umgekehrt. Nur Wenige bringen es dahin, einige Seiten dieses Buches zu lesen, und gerade diese gestehen es gern, daß ihr Wissen nur ein Bruchstück sei. Denn überall sind die Anfänge der Völker in Dunkel gehüllt, das auch über große Zeiträume sich ausbreitet; und selbst, wo die Berichte sich häufen, sind sie doch unvollständig, und durch ihre Widersprüche verworren. Welcher Sterbliche wird auch je im Stande seyn, den Zusammenhang so unzähliger Begebenheiten, die Triebfedern der menschlichen Thaten, die Wege der göttlichen Lenkung zu durchschauen, und die Fäden zu verfolgen, die sich durchs Ganze schlingen? Hier ist eben das Geschichtsbuch, das Niemand versteht, weil es uns noch nicht gegeben ist, die letzten Seiten zu lesen. Und wie sollte da nicht der Einzelne, in trüben Stunden, sich befremdet und verletzt fühlen, wenn er die Wirren der Gegenwart, das scheinbare Gelingen des Unrechts und das Stolziren des Uebermuthes betrachtet? So finden wir es ausgesprochen im Psalme des Sängers Assaph: „Gnädig ist Gott nur jenen, die reinen Herzens sind. Aber es fehlte nicht viel, so wankten meine Füße, und meine Schritte glitten aus, weil ich das Loos der Uebermüthigen beneidete, und das Glück der Frevler sah. Sie sind ohne Schmerzen bis an ihr Ende, ihre Leibeskraft bleibt ungekränkt; von den Leiden der Menschen werden sie nicht getroffen. Deßhalb ist der Stolz ihr Schmuck, Gewaltsamkeit ihr Prachtgewand. Sie richten ihren Mund gen Himmel, ihre Rede tönet weit. Darum

,72,

wendet sich auch Gottes Volk zu ihnen, um gleichfalls aus solcher Fülle des Glückes zu schlürfen. Denn (so äußert es sich) wie sollte Gott darum wissen, und wo ist des Allerhöchsten Wissenschaft? Sehet diese Frevler, wie sie immerfort ihre Reichthümer mehren! Also habe ich umsonst mein Herz gerecht bewahrt, und meine Hände rein erhalten; und wurde dennoch täglich geschlagen, und jeden Morgen gezüchtigt?"

Doch eben hier wendet der Psalmensänger den Gang seiner Betrachtung, hier (wie Bellarmin bemerkt) beginnt er das Heilmittel zu spenden an die Schwachen. »Wenn ich gedacht hätte (so fährt er fort), ich will auch so reden, wie jene, siehe, dann hätte ich das ganze Geschlecht deiner Kinder verachtet (ihre Gesinnung, ihr Gottesvertrauen als thöricht verurtheilt). Ich dachte nach, es zu ergründen; doch die Mühe war groß, bis ich einging in dein Heiligthum, und das Ende der Ruchlosen erkannte." (Ps. 72.) Aehnliches lesen wir auch bei dem Weisen: „Ich habe die Verleumdungen alle beobachtet, und die Thränen der Unschuldigen, und an der Stätte der Gerechtigkeit den Frevel; da sprach ich: Gott wird das Gericht halten über den Gerechten wie über den Ruchlosen; und aller Dinge Zeit wird dann kommen." (Eccl. 4.) Dieß ist denn auch die Auskunft, die alles erschöpft. Nicht an vereinzelten Begebenheiten und Zeitaltern tritt die göttliche Gerechtigkeit in ihrem Siegesglanz hervor, sondern erst am Schlusse der Zeiten, wenn das große Gotteswerk der Wiederherstellung der Menschheit zur Vollendung

gediehen, und jedem Einzelnen, im geistig-leiblichen Dasein, vergolten wird nach seiner Gesinnung und seinen Werken. Damals wird alles, was lebt, das Bekenntniß ablegen: »alle Wege des Herrn sind Gerechtigkeit und Wahrheit.” Denn nun erst, wenn es durch alle Generationen durchgeführt, und durch die Auferstehung der Todten besiegelt ist, wird das große Mysterium in neuer Weise offenbar werden, auf welchem das Bestehen, das Leben und Heil des Menschengeschlechtes beruht: »sie werden den Sohn des Menschen kommen sehen in großer Macht und Herrlichkeit.” Er ist der Träger und Lebensgrund des Ganzen, weil die Fortdauer der Menschheit seit ihrem Verfalle nur als eine neue Schöpfung denkbar ist, und weil die Todesschuld des ersten oder irdischen Adam nur durch die Gerechtigkeit des neuen und himmlischen gesühnt und aufgewogen werden konnte. Und wie er vom Anfange her, als Warner und Gebieter in der Offenbarung des Gewissens, in die Menschenwelt eintrat, bis jene Fülle der Zeit sich entwickelte, da er als Menschensohn und Erlöser erschien, um der Welt das Leben zu bringen, so wird er auch am Schlusse der Zeiten als Richter der Gesammtheit sichtbar werden, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. An diesem Tage des Menschensohnes wird es sonnenklar sich zeigen, wie es der Wille des Vaters war, durch Ihn Alles mit sich zu versöhnen und zu beseligen; und das Loos der Einzelnen wird um ihre eigene Wahl sich wenden, je nach-

dem sie im Erdenleben für oder gegen Ihn sich entschieden haben.

Doch aus eben dem Grunde, weil diese Entscheidung im Laufe des irdischen Lebens uns zur Aufgabe gemacht ist, und jenseits desselben nimmer geändert werden kann, wird auch das Ende der uns bemessenen Erdenzeit für jeden Einzelnen ein Tag des Herrn; ein Zeitpunkt, der, insofern er unvorbereitet und unerwartet hereinbricht, der Ankunft des Räubers verglichen wird bei nächtlicher Weile. Denn „ein Leichtes ist es vor dem Herrn, einem Jeglichen am Tage seines Hinscheidens zu vergelten nach seinen Wegen, und am Lebensende des Menschen werden seine Werke aufgedeckt." (Eccl. 11.) Indem sie nämlich von ihm selber klar und unverschleiert erkannt werden, in dem Maße, als jede sinnliche Täuschung schwindet, weiß der scheidende Geist in demselben Augenblicke schon das Urtheil, das über ihn gefällt ist; ein Gericht, das wir an den Aussprüchen entnehmen können, die im (49.) Psalme sich finden: „Zum Frevler sprach der Herr: was wagest du, meine gerechten Gebote aufzuzählen, und meinen Bund (die Verheißung meiner Huld) in deinem Munde zu führen? Und doch war Belehrung dir verhaßt, meine Worte warfst du hinter dich. Ersahest du einen Dieb, so gabst du ihm Beifall, und machtest mit den Buhlern gemeine Sache. Dein Mund überfloß in argen Reden, deine Zunge war geschäftig, Betrug zu flechten. Wo du saßest, sprachst du wider deinen Bruder, und führtest Verleumdung gegen deiner Mutter Sohn. So

thatest du, und ich schwieg; du wähntest in deiner Verkehrtheit, ich sei dir ähnlich. Doch überweisen werde ich dich, und dich selbst (deine Gesinnung und deinen Wandel) vor dein Angesicht stellen. Bedenket das wohl, ihr Gottlosen, auf daß ich nicht tilge, und Niemand rettet.“ Im verhängnißvollen Augenblicke, so belehrt uns dieser Psalm, wird kein frommes Außenwerk, kein geheucheltes Vertrauen auf Gottes Gnade den Treulosen schützen, der nie aus anderen als selbstsüchtigen Antrieben gehandelt; und sein eigenes Gewissen wird ihm dann das Urtheil sprechen. »Wenn der Gottlose (in solcher vollendeten Abkehr von Gott) dahin stirbt, bleibt ihm keine Hoffnung mehr.“ (Sprichw. 11.)

Wo jedoch, im Gegentheile, wäre jener Gerechte zu finden, der mit voller Sicherheit seiner seligen Vollendung entgegen sehen, und gleich jenem Helden des Glaubens gewiß seyn darf, daß die Krone der Gerechtigkeit, die Palme des Sieges ihm schon aufbehalten seien? Sehr nachdrücklich warnt vor solchem Wahne des Apostels Mahnung: »wer da zu stehen meint, sehe wohl zu, daß er nicht falle,“ und jener alte Spruch: „es weiß der Mensch nicht, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei, sondern alles bleibt ungewiß und der Zukunft vorbehalten.“ (Eccl. 9.) Wer wird allen Ernstes für einen Gerechten und Reinen sich ausgeben, ohne sofort, schon dieser Selbstüberschätzung wegen, der gefährlichsten Verblendung anheim zu fallen? Und wer wagt es, von sich zu rühmen, daß er Gott von ganzem Herzen liebe, und ihm allein aus reinster Absicht diene?

Allerdings soll jeder die herrliche Verheißung auf sich beziehen: „wenn du den Herrn deinen Gott suchest, wirst du ihn finden.“ Es wird aber noch die wesentliche Bedingung hinzugesetzt: »sofern du ihn von ganzem Herzen süchst, und mit ganzer Mühe deiner Seele.“ (Deut. 4.) Mit diesen Worten wird also das erhabenste und seligste Ziel uns zugesichert, und da Niemand zum Vater gelangt, es sei denn durch den Sohn, so ist ihre Wahrheit auch durch Christum verbürgt und besiegelt; die Bedingung jedoch, die auf unseren eigenen Eifer gelegt ist, fordert die ganze Kraft und Beharrlichkeit unseres Willens.

Möchten wir nun dennoch, aus bewährten und guten Gründen, mit Wahrscheinlichkeit erkennen, was wir vom Ausgange unseres Erdenlebens hoffen dürfen, und ist uns wirklich der Wunsch erlaubt und geziemend, einige Sicherheit hierüber zu erlangen, so ist das Mittel dazu in reichem Maße uns gegeben; indem sich, in unserem Lebensgange selbst, nicht wenige Zeiten finden, die gleichfalls Tage und Stunden des Herrn genannt werden; Zeiten der Heimsuchung, der Trübsale, der Prüfungen, die eben schon, wenn nicht ein für immer entscheidendes, doch vorbereitendes Gericht mit sich führen; so oft es nämlich darauf ankommt, uns in gegebenen Fällen für oder gegen Gottes Gesetz zu entscheiden, und durch Entsagung oder Selbstüberwindung irgend ein Opfer zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten erfüllt sich jedesmal von neuem das alte Wort, so an die Wanderer in der Wüste ergangen:

„Der Herr euer Gott prüfet euch, damit es offenkundig werde, ob ihr von ganzem Herzen ihn liebet oder nicht." (Deut. 13.) Wenn jener Kaiser von China, Kang-hi (im vorigen Jahrhundert), den katholischen Missionären, die vor ihm erschienen, seine Meinung in den Worten eröffnete: „ich staune, euch von eurer Religion so eingenommen, und mit einer Welt beschäftigt zu sehen, in der ihr noch nicht gewesen seid; ich rathe euch, das gegenwärtige Leben zu genießen", so ist dieß allerdings der Ausdruck jeder ganz irdischen, ungläubigen Gesinnung, während der Christ, mehr das Unsichtbare betrachtend, als das Sichtbare, in den irdischen Begegnissen jeder Art eine Aufgabe sittlicher Treue sieht, die auf Gott und das jenseitige Leben Bezug hat. „Wenn wir uns selbst richteten," so lehrt der Apostel, „würden wir nicht gerichtet werden. Wenn wir aber gerichtet (mit Leiden heimgesucht) werden, so werden wir von dem Herrn (zu unserer Besserung) gezüchtigt, damit wir nicht mit dieser Welt der Verurtheilung anheimfallen." (1. Cor. 11.) So lange wir keine Prüfung so bestanden, daß unser Gewissen uns das gute Zeugniß nicht verweigert, so lange wir in mancherlei Leiden und Drangsalen uns nicht treu bewiesen, Geduld geübt, vor dem Bösen uns bewahrt haben, dürfen wir auf Vorsätze nicht vertrauen, deren Festigkeit erst der Tag des Herrn zu unserer eigenen Kenntniß bringen wird.

In welcher Weise aber dieß geschehen soll, haben wir anfangs schon beachtet: „das Feuer wird es erpro-

ben." Wie nämlich nur die Macht des elementarischen Feuers das Gold von den Schlacken scheidet und läutert, so wird überall in der Schrift jede durchgreifende Kraft, welche das sittlich Gute prüft, und vor deren Wirksamkeit nichts Falsches und Unedles sich bergen kann, unter diesem Bilde bezeichnet. Abgesehen demnach von jenem geheimnißvollen Feuer der Läuterung, und jenem andern, »das niemals verlischt," bei welchen beiden ohne Zweifel von etwas mehr, als bloß bildlicher Bezeichnung die Rede ist, kann jeder irdische Tag einer solchen Einwirkung prüfender Gluthen uns überantworten, und selig, wer vor dem Herrn bekennen darf: »du hast im Feuer mich erforscht, und es ward kein Frevel in mir gefunden." (Ps. 16.) »Heil dem Manne, der die Versuchung besteht, denn wenn er geprüft seyn wird, wird er die Krone des Lebens empfangen." Doch sollen wir keineswegs, in kindischer Furcht, vor diesen Prüfungen zurückbeben, denen wir nothwendig unterworfen werden müssen; denn getreu ist der Herr, und wird nicht zulassen, daß wir versucht werden über unsere Kräfte. (1. Cor. 10.) Erfassen wir also unsere Lebensaufgabe recht, so steht uns jener letzte und größte Tag des Weltgerichtes nicht gleichsam müßig im fernen Hintergrunde der Zeiten; er leuchtet vielmehr in unsere irdischen Tage herein, und lehrt uns, wie jeder dieser letztern auf ihn bezogen werden müsse, damit er für uns kein Tag des Schreckens und des zweiten Todes, sondern der Freude und vollen Beseligung werde. Und in diesem Sinne ermahnt

uns der Apostelfürst: „Lasset euch durch die Feuerprobe nicht befremden, die euch zur Prüfung gereicht, als geschähe euch etwas Unerhörtes; sondern erfreuet euch, daß es euch gegeben ist, mit Christo zu leiden, damit ihr einst frohlocken möget zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit.“ Amen. (1. Petr. 4.)

Am zweiten Adventsonntage.

„Bist du, der kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten?" (Matth. 11, 3.)

Die Wahrheit lehren und bezeugen, für die heilige Wahrheit einstehen, ist ein nicht minder bequemes als rühmliches Werk, so lange man im Gebiete allgemeiner Grundsätze verweilt, ohne besondere Anwendung davon zu machen, so daß Niemand dadurch getroffen und verletzt wird. Solch eine Rede ist einem Blitze ähnlich, der für einen Augenblick prächtig leuchtet, doch nicht einschlägt. Will aber Jemand eine Wahrheit auf solche Weise aussprechen, daß sie unvermeidlich den Hörenden trifft und verwundet, so ist die Aufgabe keine geringe mehr, weil es sich dabei um zwei gleich große Bedingungen handelt; und zwar für's erste: daß der Sprecher oder Warner selbst tadelfrei dastehe, weil ihm sonst das Geschäft, dessen er sich angemaßt, nicht geziemen, und die Rüge des Apostels ihn treffen würde: „der du Andere lehrest, warum belehrst du dich selber nicht?" — sodann, daß er mit dem gehörigen Muthe ausgerüstet sei, weil die Waffe, die er schwingt, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, gar oft auf sein Haupt zurückfallen wird.

Rom. 2 21.

Unter allen Adamssöhnen nun, welche für gerecht genug gelten konnten, um den Leuten die strenge Wahrheit sagen zu dürfen, und Muth genug hatten, um nöthigenfalls auch dafür zu sterben, steht Johannes der Täufer oben an. Warum anders heißt er ein Prophet und mehr als ein Prophet? Sein Beruf war es ganz eigentlich, die Wahrheit zu bezeugen ohne Scheu, denn er war die Stimme zur Erschütterung der Herzen, die im Todesschlummer der Sünde lagen; er ging Christo voran, wie das Gewissen mit seiner unerbittlichen Strenge der Gnade; das Gesetz, ehe es zu seiner Fülle gediehen in Christo, stellte sich in ihm noch mit der ganzen Macht seiner Geltung dar. In dieser Autorität seiner Sendung hatte er dem Herodes Antipas schon oftmals die Abscheulichkeit seines Wandels vorgehalten. Als er nun einstmals vom rechten Ufer des Jordans hinüber nach Peräa kam, wo Herodes herrschte, ließ dieser ihn ergreifen, und in einen Kerker werfen, der in der Gränzfeste Machärus sich befand. Doch ward es seinen bisherigen Jüngern nicht durchaus verwehrt, ihn zuweilen zu besuchen, und von den wunderbaren Werken und Fortschritten Christi ihm Nachricht zu bringen; und diese waren es auch, die er an Christum mit der Frage abgesendet: „bist du derjenige, der kommen soll, oder sollen wir auf einen Andern warten?"

Allerdings ist dieß eine Frage, die aus seinem Munde kommend, höchst befremdlich erscheint. War er nicht der Gottgesandte, der Zeugniß gab vom Lichte? Hatte er nicht vielfach und feierlich die Messiaswürde,

die göttliche Hoheit Jesu bezeugt, und zweifelt er nun selbst wieder daran? Hat Jesus vielleicht seinen früheren Erwartungen nicht rasch genug entsprochen, den Kampf gegen das herrschende Verderben, den Sieg und die Verherrlichung des Gottesreiches nicht so schnell und entschieden, wie er hoffte, zur Vollendung geführt, so daß der Prophet nunmehr in der Einsamkeit des Kerkers an ihm irre geworden? Solche Meinungen widerlegen sich von selbst. Denn für's erste läßt es Johannes doch darauf ankommen, was Jesus von sich selber aussagen und bezeugen werde; und da er auf diese Aussage das volle Gewicht legt, so muß er ihn ja immer noch als den Offenbarer ewiger Wahrheit ansehen, und als diese göttliche Wahrheit und Wesenheit selbst, in menschlicher Erscheinung. Dazu kommt noch, als das zweite, daß ihn Jesus, nachdem die Boten sich entfernt, als einen Mann rühmt, der nicht gleich dem Schilfrohre schwankt, in seinen Ansichten nicht zufällig von außenher bestimmt wird, der auch nicht gleich höfischen und politischen Klüglingen seine Sprache ändert, sondern als ein himmlischer Bote sich bewährt, welcher beauftragt und gerüstet worden, um dem großen Werke der Erneuerung der Menschheit den Weg zu bahnen.

Nicht in der Gesinnung des Johannes demnach, sondern in der seiner Jünger ist die Veranlassung jener Frage zu suchen. Diese Letztern benahmen sich, wie es zu allen Zeiten üblich ist: sie schickten sich an, eine Partei zu bilden; denn nichts ist gewöhnlicher, als daß ge-

ringere Leute sich um einen großen Mann sammeln, um durch ihn groß zu werden. Darum hielten sie fest an ihrem bisherigen Meister, und wollten von ihm nicht lassen, während sie Jesum und seine Jünger als eine Partei betrachteten, die eine ihren Bestrebungen entgegengesetzte Richtung nahm. Was sollte Johannes mit den Hartnäckigern unter ihnen beginnen? Das Einzige und Beste, was ihnen zum Heile gereichte: er sendete sie zu Jesum selbst, dort sollten sie selber zusehen, aus seinem Munde Belehrung empfangen, und ihm sich anschließen, wie früher schon Andreas und Petrus gethan, und Johannes der Apostel, die gleichfalls Jünger des Täufers gewesen waren. Diesem Ansinnen gemäß erwiederte ihnen der Herr: Urtheilt nach dem, was ihr gesehen und gehört; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Todten erwachen zum Leben, den Armen wird das Evangelium verkündet, und Heil demjenigen, der an mir nicht irre wird, dem diese Zeichen und dieses Evangelium genügen, mich daran zu erkennen, und mir zu gehorchen.

Wollen wir nun das Thatsächliche nicht umgehen, noch anders färben, so werden wir gestehen müssen, daß wir wiederum in Zeiten leben, wo sehr viele Menschen an Jesu irre geworden. Und wieso? Er ist ihnen, deutlich herausgesagt, zu wenig. Sie unterfangen sich nicht, die sittliche Schönheit und Größe, die aus seinem ganzen Leben hervor leuchtet, zu läugnen; aber sie haben davon reden gehört, wie wir dermalen, bei den großen Fortschritten der Kultur und der Kenntnisse, viel

zu weit voraus seien, als daß uns, was für frühere Zeiten hinreichend war, jetzt noch genügen könnte. Unverkennbar sei der Segen, den der Christenglaube in der Vorzeit für die Bildung der Völker gebracht, jetzt aber strebe dieselbe immer weiter vorwärts, und könne demnach an den frühern Führer nimmer sich halten. Weil nun demungeachtet noch immer des Elendes und Jammers viel ist, weil alle Welt nach einem besseren Zustande, nach der rechten geselligen Wohlfahrt sich sehnt, so bleibt das noch in Frage stehende Gute, die Erlösung von den vorhandenen Uebelständen, der Zukunft vorbehalten, und so fragt sich's von neuem wieder: sollen wir auf einen Andern warten, und auf Wen? Wie zu seiner Zeit Johannes Baptista der Vorläufer Jesu und seines Werkes gewesen, soll etwa auch Jesus wieder nur als der Vorläufer und Vorbereiter einer noch höheren und glücklicheren Erdenzeit gelten?

Darauf könnten wir eine bündige Antwort geben, indem wir solch' eine Frage überhaupt als eine gottlose von uns weisen. Wir könnten mit dem Ausspruche des Apostels erwiedern: »Wer nicht liebt unsern Herrn Jesum Christum, der sei Anathema" (von der Gemeinschaft der Gnade ausgeschlossen, also unter dem Fluche). (1. Cor. 16.) Und wenn dieser Ausspruch, trotz seiner unwiderleglichen Wahrheit, zu hart erscheint, wenn man nicht einsehen will, daß jeder, welcher den ihm dargebotenen, einzigen Segen von sich stößt, von selbst schon dasjenige vorzieht, was das Gegentheil des Segens ist, nun so drücken doch die Worte des Täufers

ganz dasselbe aus: »Wer dem Sohne nicht glaubt, hat das Leben nicht, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.« Inzwischen ist es nützlicher und dem Wesen des Streites entsprechender, wenn wir mit Gelassenheit in den Inhalt jener Frage eingehen. Solche Leute, die im Treiben der Welt sich vielfältig umgesehen, und überall von dem, was in allen Ständen geschieht und geredet wird, das Oberflächliche beobachtet oder gelesen haben, sind mit ihrem Urtheile über »das alte Christenthum« gewöhnlich sehr vorlaut. Die positive Religion, wie sie meinen, hat nichts als Bande und Beschränkungen, die den Geist in seinen Fortschritten hemmen und lähmen; soll Geist und Leben gedeihen, so müssen diese Schranken hinweg. Was aber hernach werden soll, wissen solche verneinende Geister freilich nicht zu sagen. Es geschieht mit ihnen, wie mit den Knaben, welchen die Nachricht zugeht: der Lehrer sei verhindert, er halte keine Schule heute. Das hören sie mit allgemeinem Jubel. Morgen und Uebermorgen wird es wieder so? Um so besser, ja lieber gleich das ganze Jahr hindurch. Aber daß sie bei solchen Ferien nichts lernen, daß sie, was noch schlimmer ist, in Müßiggang und Zügellosigkeit verkümmern werden, daran denken die Leichtfertigen nicht. Und jene schlecht berathenen Kinder, die gern der Zucht des Evangeliums entrinnen möchten, werden sie, wenn einmal davon entledigt, alsdann auch frei, edel, geistig, glückselig sich finden, und nicht von allem dem das Gegentheil? sind nicht ganze Völker auf solchem

Wege in einen Abgrund von Frevel und Elend gesunken?

Allerdings bleiben die besser Gesinnten, und deren Erfahrung reifer, bei so bloßer Verneinung nicht stehen. Sie dringen darauf, daß Religion und Sittlichkeit mitsammen herrschen, weil eine die andere bedingt. Allein, indem sie es in ihrer Ansicht vom Christenthume nicht weiter gebracht haben, als bis zu der einseitigen und dürren Vorstellung von einer göttlichen Erziehungsanstalt für die Menschheit, ist es ganz natürlich, wenn sie behaupten: wie es nunmehr, da die Menschen mündig geworden, an der Zeit sei, daß sich das Christenthum aus den bisherigen engeren Formen zu einer mehr allgemeinen Religion erhebe und verkläre; und was soll der Inhalt dieser Weltreligion seyn? Der Glaube an den unsichtbaren Gott, so wie an die Unsterblichkeit der Seele, und im geselligen Leben die Rechtschaffenheit des Wandels. In diesen Redensarten gefallen sich die Leute, sie bilden ihr ganzes Evangelium; darum ist es billig, daß wir sie näher prüfen. Der Glaube an Gott ist allerdings dem Menschen so unerläßlich, als der Glaube an sein eigenes geistiges Wesen und Dasein; und Niemand vermag ernstlich ein Gottesläugner oder Atheist zu seyn, denn Jeder ist doch genöthigt, einen letzten und höchsten Grund aller Dinge anzunehmen. Wer aber ist dieser Urgrund? Ist er zugleich der Urheber, der Schöpfer, oder bloß das innerste Wesen der Welt? Ist er in seiner Unendlichkeit persönlich, und folglich der Wissende, der Hei-

lige, der Liebevolle, der Vergelter, oder können wir ohne Willen, ohne Persönlichkeit ihn denken? Und diese uns're Seele, die wir geistig und unsterblich nennen, ist sie ein wesenhaft Anderes als unser organischer Leib und die übrige Natur? Und die Rechtschaffenheit des Wandels, worauf ist sie als Verpflichtung gegründet, und worin besteht sie? etwa bloß in der Achtung vor dem Mein und Dein, vor fremdem Eigenthum und Leben? Wenn der Mensch nur ein hochgediehenes Naturwesen ist, wie bindet ihn dann eine Pflicht, und woher gewinnt er dann ein Recht? Wiederum, wenn Gott wesenhaft Alles in Allem ist, und das geistige Leben, das im Menschen sich äußert, wie z. B. die Vernunft, nur gleichsam ein Funke aus Gott, oder, wie man zu sagen liebt, das Göttliche in ihm; wie wird es da noch um Freiheit und Nothwendigkeit, Recht und Unrecht, Schuld und Verdienst, Lohn und Strafe stehen? Wie weiset sich auch der Einzelne über die Autorität aus, Andere zu belehren, und wie will er ihnen begreiflich machen, daß sie verpflichtet seien, seiner Weisheit zu glauben?

So treibt man sich mit dieser sogenannten allgemeinen Vernunftreligion im Gränzenlosen und zwischen Nebelgebilden umher, vermag auf keine Frage eine bestimmte Auskunft zu geben, und wird damit, nicht ohne furchtbare Folgen, nur rückwärts, nie aber vorwärts kommen. Blicken wir darum einmal rückwärts auf den Erhabensten und Edelsten unter den Weisen der heidnischen Vorzeit, der auch bei den berühmtesten unter den Vätern der Kirche nicht weniger in Ehren stand,

als bei den Gebildeten der Gegenwart. Sein Name ist Plato; und nicht leicht ist etwas so merkwürdig, als das Phantasiebild oder die Vision, welche dieser Größte unter den Heiden in den letzten Augenblicken vor seinem Tode gesehen. Es schien ihm, als sei er in einen Schwan verwandelt, der von einem Baume zum andern flog, und auf immer höhere Wipfel sich empor schwang; viele Menschen stellten ihm nach, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, doch ohne ihn erhaschen zu können. Wahrlich hatte dieser Hochbegabte sein ganzes Leben hindurch sich bemüht, das Wesen Gottes und sein Verhältniß zur Welt, überhaupt die ewige Wahrheit zu finden, ohne je an's Ziel zu gelangen, und zwei Jahrtausende hindurch haben Viele darnach getrachtet, den Geist des Plato zu erforschen, seine Weisheit sich anzueignen, und in den Besitz der Wahrheit zu kommen, die er doch selber nicht gefunden. Denn „Niemand steigt in den Himmel empor, es sei dann, wer vom Himmel herab gekommen, des Menschen Sohn, der im Himmel ist. Niemand hat jemals Gott gesehen; der Sohn, der im Schooße des Vaters ist, hat ihn kund gegeben."[1] Die Grundbedingung aller Erkenntniß der Wahrheit, deren wir zum Heile bedürfen, ist die Offenbarung; denn nicht von der in Irrthum versunkenen Menschheit kann dazu der Anfang ausgehen, sondern von Gottes Huld und Weisheit. Und gesetzt auch, der Abfall der ersten Stammältern hätte sich nicht auf so grauenhafte Weise zum Verfalle in Irrthum und Sünde durchgebildet, wie es wirklich geschehen ist, und die Unwissenheit über göttliche

[1] Joh. 3 13, 1 18.

Dinge wäre nicht so herrschend geworden; die Grundbedingung unseres Lebens und Heiles bliebe dennoch die Offenbarung Gottes in Christo; denn all' ihr Wissen, Denken und Trachten könnte die Menschheit doch nicht erlösen, wohl aber kann sie das Heil der Erlösung ergreifen, das ihr dargeboten wird.

Der Grund und Träger unseres zeitlichen und ewigen Bestehens ist der, welcher freiwillig herabgestiegen ist in das Gebiet des Todes, um uns empor zu heben ins Reich des Lebens; und als Solcher, als Gottes- und Menschensohn, als Erlöser, Beseliger und Richter mußte er wiederum Sich selber offenbaren. „Niemand weiß, wer der Sohn ist, außer dem Vater, und Niemand, wer der Vater, wo nicht der Sohn, und wem dieser es offenbaren will." (Luc. 10.) Das einzige Fundament aller Religion und Sittlichkeit ist demnach der Eine Mittler Gottes und der Menschen, der sich selber bezeugt hat als den Weg, die Wahrheit und das Leben. Darin aber erweiset er sich als die Wahrheit, oder als das Licht, das alle Menschen erleuchtet, weil er, von Anfang her, in dem gebietenden Worte des Gewissens jeden Menschengeist an die Heiligkeit Gottes, und an seine Pflichten mahnt; darin als der Weg, weil er der einzige Mittler ist, der uns dem Vater zurück führt, und weil in ihm zugleich das ganze Vorbild unsers sittlichen Wandels uns gegeben ist; darin endlich als das Leben, daß er nicht allein die Mittheilung des heiligen Geistes, die Kraft der göttlichen Vaterhuld uns wieder erworben, um unser geistiges We-

sen zu heiligen, sondern daß auch unsere leibliche Wiederbelebung in ihm ihre Bürgschaft und Begründung gefunden.

So müssen wir demnach die Frage: ob wir ein anderes Heil, als in Christo, oder einen anderen Helfer und Retter zu erwarten haben, für immer von uns abweisen. So groß die Kräfte seyn mögen, die dem Menschen in seinem Verfalle noch geblieben, und so bewundernswerth in ihrer Entwickelung; so vielfältig auch seine geistige Herrschaft über die Naturkräfte sich gestaltet, und so stetig der Umfang seiner irdischen Kenntnisse sich erweitert, — von dem Uebel der innern Entzweiung, von Sünde und Tod vermag er sich selber doch nimmermehr zu erlösen. Gelehrt und kunsterfahren, gewandt und geistreich können Viele seyn, welchen die entsprechenden Vorzüge verliehen sind, auch leben nicht Wenige in solchen Verhältnissen, daß sie eine Zeit lang der Täuschung sich hingeben, und sich als Glückliche träumen können; selig jedoch, oder seines geistigen und ewigen Heiles versichert, darf man nur jenen preisen, der an der Demuth der irdischen Erscheinung Christi nicht irre geworden, der den Glauben an den Gottmenschen bewahrt, und dieses Glaubens lebt. Und muß zwar auch ein solcher noch einer künftigen Offenbarung des Erlösers entgegen harren, so ist dieser doch kein Anderer, als der bereits gekommen, aber erst am Schlusse der Zeiten in der Fülle seiner Macht erscheinen wird, um das Werk der Erneuerung und Beseligung

der Menschheit seinem ganzen Umfange nach zu vollenden. »Unser Wandel,« sagt der Apostel, »sei im Himmel, von wannen wir auch den Heiland erwarten, unsern Herrn Jesum Christum, welcher den Leib unserer Niedrigkeit umstalten wird, daß derselbe, nach der Kraft, durch welche er alles sich unterwerfen kann, dem Leibe seiner Herrlichkeit verähnlicht werde.« (Phil. 3.)

Dreifach, wie der heil. Bernardus lehrt, ist die Ankunft des Herrn: zu den Menschen, in die Menschen, gegen die Menschen. Die erste ist sein Eintritt in die Welt durch das Mysterium der Menschwerdung des ewigen Wortes; die zweite sein Eingehen in die Einzelnen durch die heiligmachende Gnade; die dritte seine herrliche Offenbarung (Parusie) am Tage des Gerichtes. Seine erste Ankunft fordert uns auf, ihm, dem Herrn unserem Gotte zu danken, und mit der Liebe, mit welcher er zuerst uns geliebet, ihm entgegen zu kommen. Die andere, die er unserem geistigen Innern zugedacht, sollen wir auch unsererseits vermitteln und vorbereiten durch bußfertige Gesinnung, gehorsame Hingabe und Gerechtigkeit. Bewähren wir uns hierin, so werden wir die Früchte jener ersten Ankunft empfangen, die ihn zu den Menschen geführt, so daß er Theil genommen an unserer irdischen Niedrigkeit und Ohnmacht; wir werden auch jener andern Weise seiner Ankunft uns erfreuen, durch welche er in uns wirket im Geiste und in der Kraft; wir werden dann auch sicher und freudig seyn, bei seiner letzten Ankunft,

da er erscheinen wird in Majestät und Herrlichkeit. In seiner ersten Ankunft ward er der Preis unserer Erlösung, in der zweiten ist er unsere Rechtfertigung und Heiligung; in der letzten wird er uns offenbar werden als der Quell des seligen, unsterblichen Lebens. Amen.

Am zweiten Adventsonntage.

„Was seid Ihr hinausgegangen zu sehen in der Wüste? ein Rohr, das im Winde hin und wieder schwankt?" (Matth. 11, 7.)

Eingang.

Nicht leicht vermögen wir uns einen großartigen Menschen zu denken, ohne damit den Begriff von Festigkeit des Willens und der Gesinnung zu verbinden. Wie wir das prunkvollste Gebäude geringschätzen, ja seine Nähe vermeiden, sobald wir in Erfahrung gebracht, daß es in seinen Grundmauern haltlos, so werden wir auch auf keinen Menschen unser Vertrauen setzen, der sich wankelmüthig erweiset, und immerfort seine Gesinnung ändert. »Der Weise," nach dem Ausspruche der Schrift, „beharret in seiner Weisheit gleich der Sonne, der Thor hingegen ist veränderlich wie der Mond." (Eccl. 27.)

Gedenken wir nun des Mannes, von dem in uns'rem Evangelium vorzugsweise die Rede ist, so müssen wir ihn nicht allein groß und weise nennen, sondern, nach dem Zeugnisse Christi selbst, den Größten unter allen vom Weibe Geborenen. In die Tiefen der göttlichen Wahrheit eingeweiht, in der Macht der Rede gewaltig, mit unerschütterlicher Willenskraft begabt,

von keiner Sünde, keinem Fehler je befleckt, über alles Irdische und Gemeine hoch erhaben, weil in Demuth und Selbstverläugnung gegründet, stand er, ein Sendbote Gottes, von seinen Zeitgenossen angestaunt und gefürchtet, auf der Grenze der alten und neuen Welt, verkündend die Erfüllung des Gesetzes, die Ankunft der Gnade. Er hat die Aufgabe seiner Sendung zum Schlusse geführt, als er in mehrfacher und feierlicher Weise den Herrn und Erlöser allem Volke kund gab, und seine göttliche Herrlichkeit bezeugte. Und nunmehr, da er seine eigene Aussage: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen," in Erfüllung gehen sah, da er, ein Opfer seines unerschrockenen Eifers, von den Mauern eines Kerkers umschlossen war, soll er mit einem Male in seiner Ueberzeugung irre geworden seyn, so daß er einige seiner Jünger mit der Frage zu Jesum sendet: ob er wohl derjenige sei, auf welchen die ganze Vorzeit gewartet? So konnte es allerdings dem oberflächlichen Urtheile der Leute erscheinen, welche diese Anfrage vernahmen, weshalb auch der Herr sich herabließ, sie eines Bessern zu belehren. Er bezeugte vor ihnen, wie Johannes keinem Rohre vergleichbar sei, das vor jedem Lufthauche sich beugt, daß er, unbeherrscht von der Ueppigkeit und Eitelkeit weltlicher Gesinnung, keinen Wechsel der Ansichten und Meinungen kenne; daß er, im lichten Bewußtseyn seines erhabenen Berufes, eine höhere Stellung habe, als selbst die früheren Propheten. Und so ergibt es sich von selbst, daß Johannes nur in der Absicht seine Jünger gesendet habe, damit sie

selber von Jesu belehrt würden, und im Glauben an den Erlöser erstarkten, an dessen demuthvollem Erscheinen sie irre geworden.

So steht demnach Johannes Baptista in unwandelbarer Festigkeit vor uns, gleich groß im Leben, wie im Tode. Sollen auch wir diese Beharrlichkeit, diese Unveränderlichkeit der Gesinnung uns zum unbedingten Vorbilde nehmen? Ist Jemand darin und deshalb schon groß und preiswürdig, daß er von seiner einmal gefaßten Ansicht nicht abgeht, in seinen Entschlüssen nicht wankend wird? Die Antwort kann, je nach dem gegebenen Falle, eben so oft verneinend als bejahend ausfallen, und das Eine wie das Andere möge heute die Aufgabe unserer Erwägung seyn.

* * * *

Nicht vergeblich heißt es von allen Wesen der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt: »der Herr sprach, und sie sind geworden; er befahl, und sie waren erschaffen.« (Ps. 148.) Alles nämlich, was das schaffende Wort hervor gerufen, ist wesenhaft und wirklich, und trägt daher auch das Bestreben im Innern, sich in seinem Dasein zu behaupten. Dies gibt sich freilich auf sehr verschiedene Weise kund, wie z. B. in der Luft durch die Federkraft, im Wasser durch den Zusammenhang der kleinsten Theile, der in der Gestalt der Tropfen sich zeigt, im Steine durch Dichtigkeit und Härte, in Gewächsen und Thieren durch die eigenthümlichen

Aeußerungen und Verrichtungen ihres organischen Lebens; im Menschen endlich, abgesehen von diesem leiblichen Leben und dem Triebe der Selbsterhaltung, auch durch das Bewußtseyn oder das geistige Wissen von seinem eigenen Wesen und Dasein, durch das Gefühl für seine Rechte, und, bei einem gewissen Uebermaße der Selbstschätzung, auch wohl durch die Rechthaberei und das eigensinnige Beharren auf irgend einer Meinung.

Je aufmerksamer wir nämlich den Absichten, Zwisten und Klagen der Menschen nachforschen, wobei wir, wie billig, vor allem uns selbst beobachten, desto schärfer werden wir sehen, wie, seinem Dafürhalten nach, Jedermann Recht habe, daher auch Jeder über irgend ein Unrecht sich beklagt, das ihm von Anderen widerfährt; und doch gründet sich diese schlimme Gewohnheit nur in dem Verlangen, sich selbst zu behaupten, sein Dasein geltend zu machen. In der That wird diese Lebensäußerung des menschlichen Geistes gerecht und wahrhaft seyn, so lange sie dem Willen und Gesetze Gottes gemäß bleibt; sie wird hingegen, so wie sie diesem einzig heiligen Willen widerstreitet, sofort in Unheil umschlagen; und darin eben lag des ersten Menschen verhängnißvolle Schuld, daß er sein eigener und einziger Herr zu werden, und sonach auf eine Weise sich selbst zu behaupten strebte, die mit dem Verhältnisse des Geschöpfes zum Schöpfer, mit seiner ganzen Stellung zur Vaterhuld Gottes im schneidendsten Widerspruche stand. Er gerieth dadurch in jene innere Ent-

zweiung und Verkehrtheit, die das Verhängniß des Menschengeschlechtes geworden ist, und die überall vorherrscht, wo das Licht und Heil der Erlösung sie noch nicht überwunden.

Und so darf man nur gelegentlich den Reden der Adamskinder horchen, um zu finden, daß, je gröber ihre Laster, und je tiefer sie in die Nacht des Unglaubens und Sinnenlebens versenkt, desto zuversichtlicher auch das Behagen zu seyn pflege, womit sie in sinnloser Rechthaberei ihrer Sünden und Thorheiten sich rühmen. Unter rohen Menschen wird nicht sobald einer mit der Heldenkraft sich brüsten, die ihn befähige, zwanzig Becher Wein zu leeren, als schon ein Anderer sich findet, der für dreißig einsteht; in einer Rotte von Räubern wird jener sich für den Trefflichsten halten, der an Gewalt und List es den übrigen zuvor gethan; in solchen Kreisen hingegen, wo die gottentfremdete Gesinnung mit verfeinerter Weltbildung sich gesellt, werden die Irrthümer, Laster und Witzreden, die Beifall erwerben, wieder von anderem, wiewohl nicht besserem Stoffe seyn. In jedem Falle wird die gerechte Rüge ihre Geltung behalten: »Was rühmest du dich um deiner Bosheit willen, der du mächtig bist im Frevel?" (Ps. 51.) und von den Rohen wie von den Verfeinerten bleibt immer die alte Bemerkung wahr: „sie erfreuen sich, daß sie Böses gethan, und frohlocken über die schlimmsten Dinge." (Sprichw. 2.) »Sie verkünden und predigen ihre Laster, wie es vordem jene von Sodoma in Brauch gehabt." (Isai. 3.) Geht ja nicht

selten der Aberwitz so weit, daß nicht Wenige aus purer Eitelkeit und Prahlsucht sich gewisser Sünden rühmen, die sie aus Feigheit oder Mangel an Gelegenheit niemals begangen; und fühlt ja Mancher sich gekränkt und beleidigt, wenn man ihn für einen furchtsamen und blöden Menschen hält, der niemals etwas tüchtig Böses zu vollbringen, über seine Gewissensscrupel sich nicht hinaus zu setzen vermochte! Können so geartete Menschen jemals in die Lichtregion des Lebens eintreten, und des göttlichen Segens in Christo theilhaft werden, so lange sie in der dreisten Sicherheit ihrer Gesinnung nicht schwankend werden, in der Richtung ihres Strebens und Willens keine Aenderung erfahren?

So unselig aber diese Verkehrtheit ist, welche das göttliche Ja verneint, das göttliche Nein bejahet, und was vor Gott gerecht und heilig ist, läugnet, so widerspricht ihr doch das Gewissen und innerste Gefühl mit zu großer Bestimmtheit, als daß sie vor eigenem und fremden Urtheile sich behaupten, und die böse Lüge je zur Ueberzeugung sich befestigen könnte. Um so hartnäckiger pflegt dafür jene Art von Rechthaberei sich zu äußern, die sich auf sogenannte Grundsätze und Meinungen beruft; und wo wird leicht Derjenige gefunden, der jederzeit gern und willig bereit ist, eine vorgefaßte Meinung aufzugeben, und zu bekennen, daß er bisher im Irthume gewesen? Und allerdings ist es, wie Augustinus bemerkt, ein sehr kränkendes, schwer zu beherrschendes Gefühl, wenn eine Meinung, die wir vorschnell

und ohne reifliche Prüfung gefaßt, durch kräftige Beweisgründe erschüttert, und uns gleichsam aus den Händen gerissen wird. Dafür aber erklärt er es für desto rühmlicher und schöner, der Wahrheit den Sieg zu lassen, und klar erkannten Gründen die Anerkennung nicht zu verweigern; während nichts Verkehrteres gedacht werden kann, als jene Selbstliebe oder Selbstsucht, die da will, daß Andere irren, damit der eigene Irrthum nicht an's Licht komme. Scheint es nicht ein großes Lob, wenn man einem Menschen nachrühmt, er habe niemals ein Wort, eine Meinung ausgesprochen, die er in der Folge zurücknahm oder bereuete? Dennoch wird solch' eine Behauptung viel öfter auf einen Thoren als auf einen Weisen anwendbar seyn. Denn je widersinniger Jemand in seinen Urtheilen, desto weniger wird er zum Widerrufe bereit seyn, dagegen es nur der Verständige und Herzhafte über sich gewinnt, ein unrechtes, vorlautes, minder besonnenes Wort zurück zu nehmen, und als irrthümlich zu widerrufen.

So erklärt sich darüber jener große Weise, der geistreichste Lehrer der Kirche, der selber gar manche seiner Ansichten in späteren Jahren öffentlich verworfen oder verbessert hat, während tausend Andere auf irgend einer grundlosen Meinung um so hartnäckiger beharren, je beschränkter der Kreis ihres Denkens und Wissens. Sie sind darin jenem fanatischen Landmanne gleich, der, um seine Behauptungen bibelfest zu vertheidigen, eine Stelle aus den Episteln citirte, und als man in seiner eigenen Bibel diese Stelle ihm vorwies, um ihn

zu überzeugen, daß sie hier ganz anders laute, dreist zur Antwort gab: »auch wenn ich mit eigenen Augen es lese, wie ihr es aussprecht, habt ihr doch Unrecht, und es hat sein Verbleiben bei dem Texte, wie ich ihn im Munde führe.“ Wie Viele leben des Wahnes, es sei gegen ihre Ehre, ihren Ruf, „ihre Reputation,“ irgend eine alberne oder gefährliche Behauptung zu widerrufen, die Zerstreuung, leidenschaftliche Hast oder Unwissenheit einzugestehen, wodurch ihr Urtheil bestimmt ward, und der besseren Einsicht Raum zu geben! Ihr Wahlspruch bleibt jener berüchtigte des stolzen Römers: „Was ich geschrieben, habe ich geschrieben,“ was ich gesagt habe, ist gesagt, und es bleibt dabei! Ungleich großartiger handelte ein mächtiger Herrscher (Carl der Fünfte), als er ein bereits unterfertigtes Urtheil sogleich vertilgte, sowie er es noch zur rechten Zeit als unbegründet erkannte. „Besser,“ sagte er, „daß meine Handschrift zerrissen werde, als ein schuldloses Leben.“

Doch noch andere, größere Beispiele liegen in diesem Gebiete vor uns, die reicher an Lehrgehalt sich zeigen. Wenn Petrus dem Ansinnen Christi so hartnäckig widerstand, daß er ausrief: „Du wirst mir die Füße nicht waschen, nie und nimmer soll das geschehen!“ und wenn er dennoch, von der Drohung des Herrn erschreckt, sogleich wieder erklärte: „Herr, nicht allein die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt!“ wer wird ihm diesen raschen Wechsel seiner Ansicht und seines Willens als eine Schwäche oder Schmach anrechnen wollen? Vielmehr nimmt der heil. Cyrillus davon An-

laß zur Ermahnung, daß auch wir, wenn irgend ein Wort über uns're Lippen gekommen, das uns noch so gerecht und vernünftig geschienen, doch sogleich bereit seyn sollen, der bessern Erkenntniß Folge zu leisten. Um wie dringender wird nicht diese Pflicht, wenn die Rede, die wir ausgesprochen, der Vorsatz, den wir gefaßt, von schiefer und unlauterer Absicht hervor gerufen wurde! Wer wird einen Vorgesetzten darum loben, daß er den einmal gegen einen Untergebenen gefaßten Groll nicht aufgibt, oder den Ehegemahl, der bei allen Beweisen der Treue, die er erfährt, das Gift der Eifersucht im Herzen fortnährt; den Christen jeglichen Standes, der von jeder Versöhnung mit seinem Gegner trotzig sich abwendet? Solch' ein Benehmen ist so fern von echter sittlicher Kraft und Standhaftigkeit, daß es vielmehr nur der Rohheit und Gemeinheit zukommt. Wie der weiche Thon, einmal in eine Form geknetet und im Ofen gebrannt, durch keine Kraft mehr umstaltet, sondern bloß zerbrochen wird, während das Gold aus einer Form in die andere umschmolzen werden kann; so lassen sich beschränkte und niedrige Gemüther von der Meinung, die über sie Macht gewonnen, schwerlich mehr abwenden, während es gerade die Sache der wahrhaft Vernünftigen und Gebildeten ist, von früheren Ansichten und Beschlüssen abzugehen, sobald die Erkenntniß des Besseren ihnen einleuchtend geworden.

Ist nun das Beispiel des Jüngers so überweisend, was sollen wir erst sagen, wenn wir Christum selbst,

der unser Vorbild und Meister ist, in einer Weise handeln sehen, die wenigstens den Anschein hat, als habe er von einem früheren Beschlusse zu einem andern, entgegengesetzten sich bewegen lassen? Als jenes kananäische Weib seine Hilfe anflehte, und die Jünger selbst ihn baten: „Herr, willfahre ihr, denn sie folgt uns immerfort, und hört nicht auf zu rufen," da erwiederte er: „nur zu den verirrten Schafen aus dem Hause Israel bin ich gesendet; es ist nicht gut den Söhnen das Brot zu entziehen, und es den Hunden zu geben." Mit diesen Worten, die unserm Gehöre etwas hart klingen, wollte er den Jüngern andeuten, daß seine leiblich persönliche Gegenwart und Wirksamkeit zunächst nur auf das Volk angewiesen sei, aus welchem er als Menschensohn und verheißener Messias entsprossen, damit dann von diesem aus durch die Apostel das Erlösungswerk zu den Heiden gebracht werde. Er bediente sich dabei sogar des verächtlichen Ausdruckes, womit vom jüdischen Volke, ihres durchaus abscheulichen Götzendienstes wegen, die Cananäer bezeichnet wurden. Dennoch, als jene betrübte Mutter von ihren Bitten nicht abließ, als sie mit so rührender Demuth entgegnete, daß ja auch die Hündlein von den Brosamen leben, die vom Tische ihrer Herren fallen, sprach er: „groß ist dein Glaube; dir geschehe, wie du begehrt hast;" und ihre Tochter genas seit jener Stunde. Erscheint wohl dieß Benehmen folgerecht, oder, wie man zu sagen liebt, consequent? Stand diese Erhörung nicht im Widerspruche mit der früheren Rede? Darauf

Matth. 15.

erschöpfend zu antworten, wäre freilich eine tiefere Auffassung dieses Vorganges vonnöthen, die uns in ein anderes Gebiet führen würde; so viel aber können wir daraus für unsern Zweck entnehmen, wie man keineswegs behaupten dürfe, daß alles Folgerechte deshalb schon an sich recht sei; indem es doch hauptsächlich auf die Wahrheit des ersten Gedankens ankommt, aus dem die Folgerungen gezogen werden. Sonst würde ja jeder Thörichte Recht behalten, der in seinem Gedankengange sich gefällt, jeder Sünder, der ohne Reue in seiner Willensverkehrtheit fortlebt, den Satan selbst nicht ausgenommen, den eben seine furchtbare Consequenz, seine Erstarrung in Lüge und Bosheit unselig macht; endlich jeder Ungläubige, der das Licht der heiligen Wahrheit von sich abweiset, weil er nun einmal aus falschen Begriffen sich seine Grundfeste gebaut, oder den armseligen Grundsatz sich angeeignet hat, daß es auf Erden keine Gewißheit gebe.

Wer erkennt aber nicht, daß eben hier auch der Wendepunkt unserer Betrachtungen liege? Hat Jemand einmal, mit der Hilfe der Gnade, die heilvolle Wahrheit, die Gewißheit des Glaubens gefunden, hat er auf den rechten Weg sich gewendet, den göttlichen Willen kennen gelernt, gerechte und Gott gefällige Entschließungen gefaßt; dann wird es auch seine Aufgabe seyn, sich nimmer zu ändern, sondern im gläubigen Denken und Handeln standhaft zu beharren. Wir wollen, um ein neues Licht über diesen Gegenstand zu gewinnen, eine merkwürdige Stelle uns ins Gedächtniß

rufen, worin Paulus bei der Gemeinde von Corinth sich rechtfertigt. »In allem Vertrauen," so schrieb er[1], „wollte ich schon früher zu euch kommen, damit euch zum zweiten Male (durch meinen zweiten Besuch) eine Wohlthat zu Theil würde; dann wollte ich nach Macedonien reisen, und von da wieder zu euch zurückkehren, um sodann von euch nach Judäa mich geleiten zu lassen. Habe ich nun, da ich dieses (nicht ins Werk gesetzte) Vorhaben hegte, leichtsinnig gehandelt? Oder die Entschlüsse, die ich fasse, fasse ich sie etwa nach dem Fleische (nach selbstsüchtigen, gemeinen Absichten), also daß bei mir bald Ja bald Nein sei? (daß ich in Wankelmuth das einmal Beschlossene wieder aufgebe?) Gott, der Unwandelbare, ist mein Zeuge, daß die Rede, die ich bei euch geführt (die Glaubensunterweisung), keineswegs bald Ja bald Nein gewesen. Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der von uns bei euch gepredigt worden, war nicht Ja und Nein, sondern Ja; indem alle Verheißungen Gottes in ihm Ja und Amen (in Christo erfüllt und bestätigt) sind." Diese Rede belehrt uns über die Entschlüsse, oder die Willensrichtung überhaupt, worin wir beharrlich seyn sollen: jene nämlich, die im Glauben an Christum, und in der geistigen Gesinnung, die er fordert, ihren Grund finden. „Bemühet euch," mahnt der heilige Petrus×, „daß ihr vor Ihm tadellos befunden werdet im Frieden, und seid auf eurer Huth, damit ihr durch den Irrthum der Unweisen nicht hingerissen werdet, und eure Festigkeit verlieret." Ganz auf das

[1] 2 Cor. 1 15. ×2 Petri 3 14.

selbe beziehet sich schon im alten Bunde die Ermahnung des Weisen: „Drehe dich nicht nach jedem Winde, und wandle nicht auf jeglichem Wege, denn so wird jeder Sünder an der Doppelzüngigkeit erprobt; sondern sei standhaft auf dem Wege des Herrn und in der Wahrheit der Gesinnung, und es begleite dich das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit." (Eccl. 5.) Der Sinn und Zusammenhang dieser Worte ist auch ohne Erklärung leicht zu finden. Nicht nach jedem Winde sollen wir uns drehen, nicht von jeder Regung, Einflüsterung oder menschlichen Meinung uns bewegen lassen, damit wir, wie der Apostel mahnt, nimmer wie Kinder seien, die hin und her fluthen, und von jedem Winde der Lehre umher getrieben werden. Wer solchen Schwankungen sich hingibt, wird gelegentlich, wie es die zufälligen Umstände mit sich bringen, bald loben, bald tadeln, bald bejahen, bald verneinen, und im steten Widerspruche mit sich, wird jeder Sünder zweizüngig befunden werden. Einig mit sich ist nur jener, der den Weg des Herrn oder die Glaubenstreue nicht verläßt, und in der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung auch die moralische Gewißheit bewahrt, daß er rechtmäßig handelt. Diesen wird weder Furcht noch Gefallsucht, noch sonst ein Beweggrund von der einfachen Wahrheit seiner Rede abwenden; gern wird er das Wort des Friedens im Munde führen, doch ohne je die Gerechtigkeit zu verletzen.

Wie nun in diesem Lehrspruche die ganze Lebens- und Handlungsweise des heiligen Johannes uns wie-

der vor Augen geführt wird, so auch derjenigen, die der Herr als die Armen bezeichnet, denen das Evangelium gepredigt wird, und als die Glückseligen, die an der Demuth seiner irdischen Erscheinung nicht irre werden. Diese sind es, die, wie der Apostel lehrt, an der göttlichen Verheißung einen unerschütterlichen Trost finden, und im standhaften Glauben die selige Hoffnung festhalten, als den sicheren Anker unserer Seele, der da hineinreicht in das Innere des Heiligthums, wohin als Vorläufer für uns eingegangen ist der ewige Hohepriester, Christus Jesus. Amen. (Hebr. 6.)

Am dritten Adventsonntage.

„Dieser ist es, der nach mir kommt, der vor mir war, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin." (Joh. 1, 27.)

In der Parabel von dem hochzeitlichen Mahle und den geladenen Gästen macht uns der Herr selber auf die Bitterkeit aufmerksam, von welcher des Menschen Gemüth erfüllt wird, wenn er der leidigen Mahnung: gib diesem Raum, gehorchen, wenn er den Ehrenplatz, den er eingenommen, einem Andern abtreten muß. Es bedarf wohl keiner Mühe, die Quelle zu erkennen, aus der diese Betrübniß so reiche Nahrung zieht; es ist die Ueberschätzung und Verehrung des eigenen Selbst, das sich gekränkt, erniedrigt, verringert fühlt, so oft es irgendwie eine Nachsetzung erfährt. Wir erkennen hier die Leidenschaft, die in den Geschichten aller Zeiten und Völker ihre verderbliche Macht erweiset, die Triebfeder der gehässigsten Zwiste, den Funken des Brandes, der überall in der Tiefe glimmt, oder in helle Flammen auflodert; und wie es im Großen geht, so auch im Geringen und Kleinlichsten, überall gibt sich dieselbe Eitelkeit kund, welche die Einzelnen spornt, in Prunk und Glanz, in geistiger oder körperlicher Kraft und Geschicklichkeit einander zu überbieten.

Einen ganz entgegengesetzten Vorgang führt unser Evangelium uns vor Augen. Hier erscheint ein Mann, von dem ein göttliches Zeugniß aussagt, daß unter allen vom Weibe Gebornen kein Größerer sei, dann er. Er ist der Herold und die Gränzsäule einer neuen Weltepoche. Er ist mit solcher geistigen Macht und Ueberlegenheit von oben begabt und gerüstet, daß Hohe wie Niedere vor ihm erbeben. Das gemeine Volk wie die Fürsten der Pharisäer, Kriegsmänner und Zöllner, Gläubige und Heiden, alle beugen sich zu seinen Füßen. Er darf nur seinen Mund aufthun und gebieten, und Hunderttausende folgen unbedenklich seinen Befehlen. Würde er verlangen, daß sie das Schwert ergreifen, um für ihn die Welt zu erobern, so ließen sie dazu vielleicht am bereitwilligsten sich finden. Er fordert etwas Größeres noch; er ermahnt: wirket Buße, ändert eure Gesinnung; und auch da noch gehorchen die Meisten, so viel sie es verstehen und vermögen. Nun verweilt er eben in der Gegend von Bethabara (der Ueberfahrtstätte) am Jordanstrome, und dichte Schaaren drängen sich um ihn, als von dem hohen Rathe in Jerusalem eine feierliche Gesandtschaft ihm nahet, um ihn ämtlich über seinen Beruf, seine Sendung und Würde zu befragen. Und was erwiedert er darauf? „Ich bin nicht Christus, ich bin auch kein Prophet, ich bin eine Stimme bloß, die Stimme des Vorläufers und Verkünders; der Herrliche und Wunderbare hingegen, den ihr meint, nach dem ihr forschet, ist schon mitten unter euch; dieser ist es, der nach mir kommt, der vor mir

war, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin.»

Nun werden wir uns nicht wundern darüber, wenn uns etwa (was in unserer Zeit so leicht möglich ist) eine überverständige Meinung zu Ohren kommt, welche diese Thatsache, diese Aussage nicht recht wahrscheinlich findet, weil das überhaupt nicht so leicht denkbar sei, daß ein hochgestellter Mann, der sich in einem großen Wirkungskreise behauptet, vor einem Andern, der nach ihm kommt, und seinen Ruhm verdunkelt, so gutwillig zurücktritt, um ihm allein die volle Ehre zu lassen. Beruft man sich dabei auf das gewöhnliche Weltleben und die Weltgeschichte, so mag es wohl nicht zu läugnen seyn, daß eine so traurige, kümmerliche Ansicht nur allzu oft sich bestätige; wo aber vom Reiche Gottes die Rede ist, da verschwindet jedes hochmüthig selbstsüchtige Streben vor dem Lichte einer höhern Gesinnung, vor der Macht der Wahrheit und Gnade, wie sie an Moses, an Paulus und so vielen Anderen sich wirksam erwiesen. Und dieß eben ist ja an Johannes dem Täufer das Ehrwürdige und Erhabene, daß er, der Große, vor dem Größern zurücktrat, und mit dem Bekenntnisse, daß er nicht einmal würdig sei, ihm die Schuhriemen aufzulösen, sich freiwillig in den Schatten stellte.

Oder dürften wir etwa uns erlauben, diesen Ausdruck der unbefangensten Wahrhaftigkeit und Demuth für eine unserer höflichen Redensarten zu halten? Im Munde dieses Mannes war keine solche Formel

vorräthig. Der berühmt gewordene Spruch: die menschliche Rede sei dazu erfunden, um die Gedanken dadurch zu verhüllen, war seinem Geiste fremd. Wie steht es nun um jenen Ausdruck, in seiner wörtlichen und vollen Bedeutung? können wir ihn, in Bezug auf andere Menschen, so geradezu wiederholen? Wie nach der Ordnung der Dinge, oder durch persönliches Verdienst gar oft Einer dem Andern voransteht im Range, oder in geistiger und sittlicher Bildung, wie der Feldherr mehr ist, als der gemeine Soldat in den Reihen, der Meister bedeutsamer als der Anfänger und Schüler; wie ferner überhaupt die Hoffart Niemanden bethören, und jeder gern sich bereit finden soll, auch dem Geringsten zu helfen und zu dienen, so werden wir, aller Wahrheit gemäß, bekennen dürfen, daß wir keinen Anstand nehmen, dem Höhern und Würdigen nöthigenfalls jeden rechtlichen Dienst zu erweisen, und gelte es auch, ihm die Schuhe zu reinigen. Wollten wir aber zum Ueberflusse hinzusetzen, daß wir nicht würdig seien, solch einen Dienst zu leisten, so wäre das, genauer betrachtet, nichts Besseres als Kriecherei und wohl bewußte Lüge. Denn warum sollte ein Mensch, der nicht zum Sclaven erniedrigt, sich für unwürdig halten, einem andern Menschen zu dienen? Wenn nun Johannes, die Stimme der lautern Wahrheit, dennoch so redet, wenn er sich unwürdig erklärt, dem Herrn, den er verkündet, einen Dienst zu leisten, der damals gewöhnlich den Knechten und Sclaven zugewiesen war, was bedeutet dann sein Bekenntniß? Daß

er wirklich vor Jesu verschwinde, wie ein Stern vor der aufgehenden Sonne verbleicht; daß Jesus größer als der Größte unter den Sterblichen, über alle Menschen erhaben sei, also eine unendlich höhere, absolute Würde besitze, und die Fülle der Weisheit und sittlichen Vollendung in ihm wohne. Dieß bezeugt auch Johannes in den Worten: „der nach mir kommt, der vor mir war," was sowohl der Würde, als der Zeit nach den Vorrang andeutet, und dasselbe sagt auch der Apostel: „Er ist vor Allen, und Alle sind gegründet in ihm." (Col. 1.)

Und so sind wir bei der großen Heilswahrheit angelangt, die wir festhalten und bewahren müssen gegen so viele verkehrte Meinungen unserer Zeit. »Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn." Stimme der Antwortenden aus der Wüste: wer ist dieser, den wir als Herrn anerkennen, dem wir die Pforten unseres Herzens öffnen, dem wir uns gänzlich hingeben sollen? »Wir, die wir wissen, daß in der Menschheit ein Lebenskeim der fortwährenden Entwicklung und geistigen Bildung liegt; wir, die wir hoffen, daß in allen Gebieten menschlicher Erkenntniß und Thätigkeit immer Höhere und Weisere auftreten werden, welche die Früheren übertreffen, wie sollen wir uns für immer und ewig mit der Weisheit und dem Werke eines Einzelnen begnügen, der vor achtzehn Jahrhunderten auf Erden gewandelt? Wir sind erstlich der Ansicht, und die Geschichte wie die tägliche Erfahrung zeugen davon, daß die geistige Vollkommenheit nicht

die Sache des einzelnen Menschen sei, und daß nicht das ganze Füllhorn geistiger Gaben über einen einzigen ausgeschüttet werde, während bei fast allen Anderen die Austheilung so sparsam erscheint. Auch ist es nach den Gesetzen der allmählichen Entfaltung und Entwickelung nicht wohl denkbar, daß derjenige, mit welchem eine neue geschichtliche Ordnung beginnt, in dieser Reihe schon der Größte sei, da doch vielmehr die Vollendung erst in der Gesammtheit aller Menschen verwirklicht werden kann!"

Da solche Gedanken, nur in sehr verschiedenen Graden der Deutlichkeit, zuweilen selbst nur halbbewußt, häufiger verbreitet sind, als die einfach Frommen zu meinen pflegen, und da hier ein Stein des Anstoßes liegt, über welchen Viele straucheln, obgleich er nur in einem Trugbilde besteht, so wird es wohl billig seyn, daß wir von der Nichtigkeit dieser Einwürfe die volle Ueberzeugung gewinnen. Wer auf dem heiligen Boden des kirchlichen Glaubens steht, bedarf, für seinen Theil, solcher Bemühungen freilich nicht, aber um so nöthiger sind sie ihm für Andere, die diesen Boden verlassen haben, um ihnen das Irrige ihrer Ansichten aufzudecken. Wir kommen demnach auf den ersten Einwurf der Glaubensgegner zurück, dem sie ein so großes Gewicht beilegen. Wir beten Christum an als den Urheber und Vollender unseres Heiles; mit diesem alles umfassenden Namen bezeichnet ihn, wie bekannt, der Weltapostel.¹ Nun heißt es aber: wie kann der Urheber, und folglich der Anfänger, auch zugleich in seiner Person der

¹ Hebr. 12, 2.

Vollender seyn? Wo und wann auf Erden findet sich davon ein Beispiel? Ueberall in den wichtigsten Gebieten des Lebens wird es sich ergeben, daß man dem fern liegenden Ziele nur sehr schrittweise sich annähert, und daß die Menschen einer spätern Zeit dasjenige, was die früheren erforscht und geleistet, weiter geführt und übertroffen haben. Wie sollen wir nun verpflichtet werden können, uns in aller Unterwürfigkeit an die Aussprüche derjenigen zu binden, die vorlängst auf Erden gelebt, und von keinem Spätern je einen Fortschritt der Erkenntniß zu hoffen?

Was wir darauf erwiedern, ist gleichfalls aus der Erfahrung genommen; es ist die Thatsache, daß in der Angelegenheit des Glaubens, oder der Religion nirgends eine solche Ansicht sich vorfindet. In keinem der alten Religionssysteme wurde je so etwas gelehrt, und nirgend kommt es vor, daß die Menschen der Meinung waren, sie müßten etwa noch vollkommener nnd weiser werden, als die Stifter ihrer Religion selbst, als z. E. Buddha, oder Zerduscht oder Confutse. Ja selbst in den Urkunden der wahrhaften Offenbarung wird von Moses, dem Verkünder der Heiligkeit Gottes und des sittlichen Gesetzes, das Zeugniß aufgestellt: es sei fernerhin (im alten Bunde) kein Prophet aufgestanden, der dem Moses gleichgekommen. Aber auch noch andere Lebensgebiete gibt es, in welchen jene Behauptung als völlig unwahr erscheint. Denken wir zuerst an die verschiedenen Zweige der Kunst, in welcher der Mensch seine ebenbildliche Würde durch eine gewisser-

/ Eccli. 44 20?

maßen schöpferische Thätigkeit bewährt; betrachten wir die herrlichen Werke der Bau- und Bildhauerkunst, der Malerei, der Tonkunst, der gebundenen und ungebundenen Rede, so sind zwar überall vorbereitende Anfänge und Versuche voraus gegangen, dann aber traten sofort hochbegabte glänzende Meister hervor, die eine Höhe der Vollendung erreichten, wodurch sie mächtig auf die ganze Bildung ihrer Zeit und ihres Volkes einwirkten, und eine Reihe von Schülern oder Nachahmern weckten, die ihnen jedoch nimmer gleich kamen. Wird nun jeder, der mit irgend einem Gebiete der Kunst bekannt ist, dieß bestätigt finden, daß die großen Meister von ihren Schülern nirgend übertroffen wurden, so werden wir hier schon, wiewohl in anderer Beziehung, an den Ausspruch des Herrn errinnert: »der Jünger ist nicht über dem Meister.« Gehen wir in das höhere Gebiet hinauf, das die heilige Kunst genannt wird: wer erfindet jetzt die erhabenen Gesangsweisen, wie sie die Kirche von Alters her besitzt? oder wessen Andacht spricht sich in solchen Psalmen aus, wie jene, die David, Ethan und Assaph gesungen? Aber auch selbst in den Schulen der Weltweisheit sehen wir, wie einzelne Meister eine ganze Reihe von Jahrhunderten beherrscht haben, und, um von christlichen Lehrern zu reden, welcher Geist hat noch jenen des heiligen Augustinus überglänzt und in Schatten gestellt? Auch dürfen wir, wo immer von Menschen die Rede ist, die in Weisheit oder Kunst die Andern überragen, der Hauptsache nicht vergessen, nämlich der

Begabung von oben; denn was besitzt der Mensch Hohes und Großes, so er nicht, in der Kraft und Anlage, von oben empfangen?

So hätten wir dann fürs erste gefunden, wie die Behauptung von einem Zurückbleiben der Früheren hinter den Einsichten und Leistungen der Späteren durchaus nicht allgemein gültig sei, und am allerwenigsten im Gebiete der Religion. Wo es sich um die Kenntniß der Erdoberfläche, um die Erforschung der Natur und ihrer Gebilde, um nützliche Erfindungen und Verbesserungen handelt, welche die irdische Wohlfahrt angehen, so wie um alles, was durch Forschen und Denken ins Licht gesetzt werden muß, da wäre es mehr als Unsinn, wenn man gegen die Fortschritte eifern oder sie hemmen wollte; allein heillos wäre es, dieses Gesetz auf das Gebiet der Religion, auf die Angelegenheit des Heiles anzuwenden, und im innersten Wesen des Glaubens eine fortschreitende Vervollkommung zu suchen, dessen Inhalt die Kenntniß Gottes, also des Unendlichen und Unwandelbaren ist, sowie der ewigen Gesetze seines heiligen Willens. Wie seltsam und wie leichtfertig erscheint nicht diese Denkweise, die in so unziemlichen Verwechslungen sich gefällt! Wie dann, so werden wir wohl fragen dürfen: weil man die Mittel entdeckt hat, um aus Salzen, Metallen, Gasen augenblicklich Feuer zu locken; weil man durch elektrische und galvanische Strömungen viele Stoffe zersetzen, oder an einem todten Thiere zuckende Bewegungen hervorbringen kann; weil man die Umläufe der Tra=

banten des Jupiters zu berechnen, und Landkarten von der Mondfläche zu entwerfen weiß; weil man mehr als sechzigtausend Arten von Gewächsen kennen und ordnen gelernt; weil man durch die Gewalt des Dampfes und sinnreiche Maschinen Arbeiten ausführt, die ehedem Millionen von Menschenhänden beschäftigt: sind wir deßwegen dem himmlischen Meister entwachsen, soll deßhalb Christus nicht mehr unser Herr und Erlöser seyn, und aller göttlichen Weisheit Inbegriff? Wenn es im Gebiete der Natur- und Gewerbskunde immerhin wahr bleibt, daß die ersten Erfinder nur Anfänger waren, und die Späteren, durch Benützung des Entdeckten, immer Größeres geleistet haben, so findet dieß doch keine Anwendung auf das wesentlich andere und höhere Gebiet der Religion.

Wieso aber stehen wir hier in einem himmelweit verschiedenen Gebiete? Weil es in demselben nicht auf den Entwickelungsgang des Natur- und Weltverstandes, sondern auf das Leben des Geistes ankommt; weil es sich hier um keine vereinzelten Kenntnisse und Lehren handelt, sondern um das Leben selbst, nach seinem Verhältnisse zu Gott, seinen räthselhaften Schwankungen, und die Lösung seiner innern Widersprüche; weil endlich wahrhafte Religion im Lebensverkehr zwischen Gott und dem Menschen beruht, einem Verkehre, welcher, einmal vom Menschen abgebrochen, nur von Gott wieder eingeleitet werden kann, und in der That, vom Anfang her, wieder hergestellt wurde durch eine neue Schöpfung, durch die Herablassung des ewigen

Logos zur Menschheit, und die Erhebung der letztern zu ihm, in Jesu Christo.

Wenn uns nun der Glaube lehrt, daß in ihm die Fülle der Gnade und Wahrheit sich offenbarte, daß ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaft inwohnt, (Col. 2.) so wird uns wohl die frostige und krittliche Frage nimmer beirren: wie es dann denkbar sei, daß die Gottheit ihre unendlichen Reichthümer auf einen einzigen Menschen häufe, während sie gegen die Uebrigen gleichsam geize? Diese Fülle ist ja nicht für ihn allein, sondern für das gesammte Menschengeschlecht, dem er angehört, wie dieses ihm. Verkündet ja schon der Seher von ihm: ein Kindlein ist »uns" geboren, ein Söhnlein ist »uns" geschenkt worden, dessen Name seyn wird Friedensfürst und Vater der künftigen (seligen) Zeit! Schon die Fülle der Gaben, die ein irdischer Meister besitzt, ist nicht für ihn allein bestimmt, sondern seine Kunstwerke, seine Tonstücke, Gemälde, Hymnen werden für Tausende eine Quelle der Freude, der geistigen Erquickung, Belehrung und Veredlung. Von Christo aber heißt es beim Propheten: »ihr werdet mit Freuden schöpfen aus den Quellen des Heiles," und von ihm bezeugt Johannes: „aus seiner Fülle haben wir Alle empfangen, Gnade um Gnade." Nicht bloß ist er erschienen, um das göttliche Leben in die Menschheit zu pflanzen, wie er das selber in den Worten bezeugt: „ich bin gekommen, damit sie das Leben haben, und zwar im Ueberflusse; ich bin das Brot, so vom Himmel herabgestigen, und der Welt das Leben gibt;"

außerdem, daß er in der Vollendung seines menschlichen Gehorsams der Hohepriester und Erlöser der Gesammtheit geworden, und sie dem Vater wieder zurück geführt, hat er auch, in der sittlichen Schönheit und Hoheit seines irdischen Wandels, allen Menschen ohne Ausnahme, und in jedem Verhältnisse des Lebens, sich selber zum Vorbilde dargegeben.

Ist nun auf Ihn unser Bestehen und Leben, unsere Gegenwart und Zukunft gebaut, ist durch ihn allein aller Segen des Vaters, alle Mittheilung seiner Kraft und Gnade durch den heiligen Geist vermittelt, ist er wesenhaft die Auferstehung und das Leben, in welchem die dereinstige gänzliche Besiegung des Todes, die Wiederherstellung der Menschheit bedingt ist, so werden wir ja wahrhaft nach allen Seiten hin in Christo nicht bloß den Anfänger, sondern den himmlischen Urheber und Vollender des Heiles, und die Fülle der göttlichen Weisheit und Güte anerkennen. Daß menschlicher Fürwitz und Hochmuth über diese Grundwahrheit hinaus greifen werde, hat er wohl vorgesehen, da er lehrte: „der Jünger ist nicht über den Meister, noch der Knecht größer dann der Herr; es genüget dem Jünger, wenn er so, wie sein Meister ist.“ Sein Leben kann nicht höher, erhabener, heiliger, vollkommener, weiser, göttlicher gedacht werden, als es vor unserem Auge sich entfaltet, wenn wir es anders mit inniger Ehrfurcht und Gelehrigkeit betrachten; in ihm ist die sittliche Vollkommenheit verwirklicht; aber er will in allen Menschen dieß sein Leben ausprägen, und unsere Aufgabe

ist es, in seine Sanftmuth und Demuth, in seine Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe einzugehen, und ihm verähnlicht zu werden. Es genüget dem Jünger, daß er so ist, wie sein Meister. Dieß also wird den Inbegriff unserer heutigen Betrachtung ausmachen: daß wir niemals, im Schwalle der Meinungen unserer Zeit, an solch ein Fortschreiten denken, das uns über die göttliche Demuth Jesu hinaus führt, sondern unsern wahrhaften Fortschritt darin finden, wenn wir, welchem Berufe wir immer angehören, täglich ihm näher kommen, ihn geistiger verstehen, mit entschiedenem Willen an ihn uns hingeben, mit größerer Treue ihn lieben; — dann haben wir die Versicherung, daß auch wir die Vollendung erreichen, die er in den Worten verhieß: „Ich lebe, und auch ihr werdet leben!" Amen.

Joh. 14 19.

Am vierten Adventsonntage.

„Und er kam in alle Gegenden des Jordans, und predigte die Bußtaufe zur Vergebung der Sünde." (Luc. 3, 3.)

Von jeher hat man unterschieden zwischen dem, was man Wirklichkeit, und was man Wahrheit nennt. Die Wahrheit ist das Allgemeine, der Gedanke, das Gesetz; die Wirklichkeit, was thatsächlich zum Vorschein kommt, und daher auf Erden bestimmt wird in Zeit und Raum. Die Angelegenheit unserer Erlösung, unseres Heiles, ist nicht bloß eine Wahrheit, sondern auch eine Wirklichkeit, ein Werk; sie hat in einer bestimmten Gegend der Erde, in einer gleichfalls bestimmten Zeit, zum Vorschein kommen müssen, und diese Wirklichkeit ist es, die wir dargestellt finden in unserem Evangelium. Wozu diese Namen des Kaisers Tiberius, des Landpflegers Pilatus, der unter römischer Oberherrlichkeit stehenden Fürsten Herodes, Lysanias, Philippus, der Hohenpriester Annas und Caiphas, der Landschaften und Bezirke von Judäa, Ituräa, Galiläa? Um die Gegend und die historische Zeit auf's genaueste zu bezeichnen, in welcher Johannes, der Sohn des Zacharias, aus der Einsamkeit seines Jugendlebens hervortrat; denn mit

diesem Zeitpunkte ist auch der Anbeginn des Gottesreiches gegeben, und diese große Wirklichkeit ist es, die wir in ihren vorzüglichsten Umrissen heute betrachten wollen. Was für ein Zusammenhang zwischen dem Erlöser und Johannes? Woher kam der Letztere? Worin bestand seine Wirksamkeit? Und wenn er alle Menschen auf den Heiland aufmerksam machte, warum ist er nicht selber auch ein Jünger Christi geworden?

Nun lehrt uns die Geschichte jener Zeiten (nach dem, was Josephus davon geschildert), daß es damals nicht wenige fromme und ernst gesinnte Männer gab, die, gleich den christlichen Einsiedlern der späteren Zeit, aus Ueberdruß und Abscheu vor dem allgemein herrschenden Verderben, die bewohnten Gegenden flohen, und in irgend einer Einöde ihre Wohnung suchten, wo alsbald sich Lehrjünger um sie versammelten, die sich ihrer Führung anvertrauten. In dieser Beziehung stand also Johannes nicht allein und beispiellos in seinem Zeitalter da, und darin finden wir schon einen Zug der Wirklichkeit, indem nichts, was auf Erden geschieht, ganz abgerissen und vereinzelt, sondern mit vorhandenen Verhältnissen im Zusammenhange sich darstellt. Wie mancher andere Eremit lebte auch Johannes in der Wüste von Judäa, die sich zum todten Meere erstreckt, nach der strengen Weise und Gesinnung, die einst der Prophet Elias geübt; und wie er mit dem einfachsten und ärmlichsten Gewande sich begnügte, so bestand auch seine Speise in dem wilden Honig und

den großen Heuschrecken der Wüste, die im Morgenlande kein ganz ungewöhnliches Nahrungsmittel ausmachen.

Bei allem dem erhoben ihn sowohl die Heiligkeit seines Wandels als die Würde seines Berufes weit über die gewöhnlichen, von der Welt zurückgezogenen Sittenlehrer seiner Zeit. Schon seine Geburt war ja von außerordentlichen Umständen vorbereitet und begleitet; die ersten Anfänge seines Erdenlebens mit jenem des Erlösers verflochten, und seine Sendung von den Sehern geweissagt. Die Sehnsucht nach Wahrheit und Heil, welche seine Vorgänger, die Propheten, beseelte, hatte in ihm ihren Gipfel erreicht, und was vor und nach seiner Geburt von ihm verkündet worden, kam nun zur Erfüllung. Er empfing die Gewißheit, daß der Welterlöser nun ohne Verzug erscheinen werde, und zugleich den Beruf, in die Welt hervor zu treten. „Der Herr redete zu Johannes in der Wüste.“ Auf welche Weise das geschehen sei, liegt um so weniger im Bereiche unserer Begriffe, je mehr wir uns dabei von sinnlichen Vorstellungen entfernen müssen. Auch uns wird schon manchmal irgend eine Wahrheit aufgegangen seyn, oder wir werden uns zu einem gottgefälligen Entschlusse bestimmt gefühlt haben, woraus wir entnehmen konnten, daß es eine innere Gewißheit gibt, die von oben her geweckt und befestigt wird. Wenn nun dergleichen in unserem zerstreuten und schwankenden Gemüthe möglich ist, das von so vielen Einbildungen heimgesucht wird; welche Kraft, Bestimmtheit und Klar-

heit mußte nicht die Erkenntniß des göttlichen Willens in dem Herzen eines so erhabenen, gerechten und innerlich versammelten Mannes gewinnen, als Johannes war? Wie seine Vorgänger auf den Wegen des kommenden Heiles, Moses, Samuel, Isaias und die übrigen Propheten, so war auch er ein Gottgesandter, nur freilich nach der Aufgabe einer so segens- und verhängnißvollen Zeit, in ganz neuer und einziger Weise. Das Werk des Erlösers, der schon leibhaft und persönlich, doch ungekannt, auf Erden wandelte, sollte er vorbereiten, und auf welche Weise? Das erste Mittel, womit er zu diesem Zwecke gerüstet, war die Rede. „Stimme des Rufenden in der Wüste: alle Schluchten sollen ausgefüllt, die Berge und Höhen abgetragen, was krumm ist, soll gerade, das Rauhe geebnet werden.“ Den alten Wahn der Juden, zumal der Pharisäer, die, nach ihrer Abstammung und ihrer Sorgfalt für die Formen des Gesetzes, sich als die Auserwählten betrachteten, mußte er zu Boden werfen; mußte ihnen ankünden, daß die Axt schon an jeden Baum gelegt sei, der keine Frucht verspreche, und sie zur aufrichtigen Buße bewegen. So ermahnte er mit erschütternder Drohung, die Scheinheiligen und Hochmüthigen, in die Tiefen der Selbsterkenntniß herab zu steigen, um zum Gefühle ihrer Erlösungsbedürftigkeit zu erwachen, und aus den krummen Wegen der Heuchelei und Selbsttäuschung in die Wahrheit einzulenken. In ganz anderer Weise, die Schluchten und Thäler füllend, sprach er zu den wahrhaft Reuigen und Demüthigen, zu

denen er sich liebreich und schonend herabließ, nichts anderes von ihnen verlangend, als Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Treue in der Erfüllung ihres Berufes.

Sein zweites Mittel war, wie unser Evangelium berichtet, „die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden," ein neuer Ritus zwar, der sich jedoch an ältere Gebräuche der Art anschloß. Von dieser Taufe, die er ertheilte, berichtet auch der Geschichtschreiber Josephus; er schildert ihn zugleich als einen Gerechten, der gegen das unter den Juden eingerissene Verderben eiferte, und ihr abergläubisches Vertrauen auf äußerliche Werke rügte, von welchen sie ihr geistiges Heil erwarteten. Darum begegnete er auch den Scheinheiligen mit Härte, die von ihm die Taufe begehrten. „Ihr Natterngezüchte," sprach er zu ihnen, „wer hat euch fliehen gelehrt vor dem heran kommenden Strafgerichte? Wirket also würdige Früchte der Buße, und getröstet euch nicht der Rede: Wir haben Abraham zum Vater!" So setzte er den üblichen Abwaschungen der Juden, die sie bei jedem Anlasse wiederholten, seine Taufe entgegen, jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß diejenigen, die sie empfingen, keine geheimnißvoll wirksame Kraft, die Seele zu läutern und zu heiligen, darin suchten, die sie der Mühe überhoben hätte, ihre verkehrte Gesinnung zu ändern.

Was daraus nothwendig hervor geht, ist die Einsicht in den Zweck, den Johannes mit dieser Taufe

zu erreichen hatte. Je entschiedener seine Entrüstung gegen jedes Vertrauen auf bloß äußerliche religiöse Gebräuche ohne Geist und Leben, und je ernster sein Ermahnen zur innern sittlichen Besserung, desto mehr scheint es, hätte er es vermeiden sollen, auf's neue ein solches äußerliches Werk einzuführen, das ja wieder dieselbe Folge nach sich ziehen konnte. Der große Werth, den er dennoch auf diese Taufe legte, bezog sich eigentlich auf ihre vorbildliche (symbolische) Bedeutung. Darum lehrte er: „ich taufe nur mit Wasser —" als Bild der Buße und geistigen Läuterung, zur Vorbereitung für die wahrhafte Rechtfertigung und neue Belebung, welche in Gottes Kraft vom Erlöser ausgehen wird, „dieser ist es, der taufen wird im heiligen Geist und im Feuer," der die sacramentale Taufe der Wiedergeburt spenden wird, zum erneuerten Lebensverkehr mit der göttlichen Liebe.

Beschränkte sich demnach die Taufe des Johannes auf eine Weihe und Vorbereitung für die unendlich höhere Wirksamkeit Christi, so war damit doch die Aufgabe seiner Sendung nicht abgeschlossen. Nicht deßhalb allein erschien er mit so hohen Gaben gerüstet, um die Ankunft des Messias zu verkünden, und die Gemüther der Zeitgenossen für seine Gnade vorzubereiten; wir haben ihn auch als denjenigen zu betrachten, in welchem das Prophetenthum zu seiner Vollendung gediehen, und deßhalb gehörte es noch zu seinem Berufe, nicht bloß selber den Welterlöser zu schauen, sondern auch seinerseits den Zeitpunkt zu bezeichnen und zu wei-

hen, da dieser sein öffentliches Werk beginnen sollte. Und allerdings will das etwas näher verstanden werden. Denn was die erste dieser Behauptungen anbelangt, so ist sie durch sich selber, wie durch das Bekenntniß des Johannes klar genug, der eben so gewiß, wie vordem Simeon, die Verheißung des heiligen Geistes hatte, den Erlöser, den er ankündete, selber von Angesicht zu schauen. Anders ist es mit der zweiten, die, obenhin betrachtet, auffallend und befremdlich erscheint. Sollte wohl der Herr jemals eines Winkes oder einer Belehrung von Außen her bedurft haben, um für den Anbeginn seiner öffentlichen Laufbahn den rechten Zeitpunkt zu erfahren? Alles, was er lehrte oder wirkte, war ja immer nur die Offenbarung seiner Herrlichkeit, und ging einzig aus der Fülle seines innern Lebens hervor. So gewiß das ist, so wird doch das Gesetz dadurch nicht aufgehoben, daß alles, was je in die irdische Wirklichkeit hervortritt, an Zeit und Raum, so wie an besondere Verhältnisse gebunden und angewiesen ist. Wie nun der Erlöser in seinem menschlichen Erscheinen nicht früher, nicht später in die Welt gekommen, als in jener Epoche der Menschengeschichte, welche vom Apostel die Fülle der Zeit genannt wird, so sollte er auch jetzt die Weihe zum Antritt seines öffentlichen Lebens und Wirkens durch die Vermittlung desjenigen empfangen, der in der Reihe der Propheten der letzte war, um die Erfüllung des Gesetzes und der Prophezie, den Ablauf der alttestamentlichen Zeit anzudeuten, und den Uebergang zur Pforte des neuen Gottesrei-

ches zu bilden. Wie die Blüthenkrone nicht früher sich entfaltet, als bis die Deckblätter und der Kelch vollendet, die doch geringer sind, als die Blüthe, so mußte auch hier der Geringere dem unendlich Höhern vorangehen, und den Zeitpunkt seiner vollen Offenbarung herbeiführen.

Das Zeichen oder Symbol der Vorbereitung und Weihe für das neue Gottesreich bestand in der Taufe, die Johannes spendete, aber freilich mußte es eine ganz andere Anwendung auf alle jene finden, welche zu Mitgliedern dieses Reiches berufen wurden, als auf den einzig Gerechten und Heiligen, der dieses Reiches Urheber, Vollender und Gebieter ist. Jene, die als Erlösungsbedürftige sich anschicken sollten, in die kommende neue Ordnung einzutreten, mußten das Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit ablegen, und die Taufe des Johannes ward für sie zugleich ein Bild der reuigen Gesinnung und Buße. Bei dem Erlöser hingegen konnte und sollte die Taufe im Jordan nur als Zeichen gelten, welches ihn als das Haupt der neuen Heilsordnung der Kirche darstellte; ein Zeichen, das um so entschiedener für ihn sich eignete, je bestimmter er auch darin als das Haupt der erlöseten Menschheit, als der Erstgeborne unter vielen Brüdern sich bewährte, daß er den Uebrigen, welche der Buße bedürfen, als schuldloser Büßer voran ging, und das Verhängniß der Menschheit, das ganze Gewicht ihrer Leiden, freiwillig auf sich nahm, um durch den Gehorsam seiner Hingabe ihr Hoherpriester zu werden.

Erst diese Voraussetzung demnach macht uns die Bedeutung des großen Vorgangs verständlich, daß Jesus selber zu Johannes am Jordan kam, und von ihm die Taufe begehrte. Wie er in wunderbar demuthvoller Hoheit vor Johannes hintrat, vor dessen Seherblicke auch sofort die ganze Fülle seiner göttlich menschlichen Herrlichkeit sich entfaltete, mußten die ersten Empfindungen des Propheten wohl noch anderer Art seyn, als jene des freudigen Schreckens, der wonnevollen Ueberraschung; es war das Gefühl seiner eigenen Geringheit und Unwürdigkeit, von dem er, dem Herrn gegenüber, ergriffen wurde, so daß er ausrief: „Mir geziemet es, mir ist es noth, von dir getauft zu werden, und Du kommest zu mir?" Sollte er an Jesu die symbolische Handlung seiner Taufe in der Bedeutung vornehmen, wie bei den übrigen Menschen, bei welchen sie die Anerkennung ihres sündhaften Zustandes, und die reumüthige Gesinnung voraussetzte? Diese Ansicht war fern von ihm, denn es war ja eben der Heilige und Gerechte, der Sündlose und Himmlische, den er vor sich sah. Oder sollte er seine Taufe in jenem andern Sinne ihm ertheilen, als Symbol der Weihe, und als Zeichen zum Antritte seines Messianischen Berufes? Auch dazu fühlte Johannes sich unwürdig, auch dieses Amt erschien ihm zu erhaben, als daß er sich damit befassen durfte, und in scheuer Ehrfurcht zog er sich zurück, bis ihn Jesus mit den Worten ermunterte: „für jetzt lasse es geschehen; denn so geziemt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen;" d. h. alles, was zum Anbeginne und zur Ord-

nung des Gottesreiches gehört, lasse uns so vollziehen, wie es für jetzt, als ein vorübergehendes Verhältniß, eben sich gestalten muß. Wie etwan, um in irdischen Dingen ein Beispiel zu finden, ein Abgeordneter der Stände den neuen König in seine rechtmäßige Würde einsetzt, um alsdann der erste zu seyn, der ihm huldigt, und in die Reihe der Untergebenen zurück zu treten, so war auch Johannes zu dem hehren Amte berufen, den König eines geistigen Reiches, das Haupt der erlöseten Menschheit, durch das dazu vorbestimmte feierliche Zeichen zu weihen, dann aber auch vor Allen ihm zu huldigen, und in den Schatten seiner geschöpflichen Stellung sich zurück zu ziehen, worin er vor der Herrlichkeit Jesu verschwand, wie das Licht der Lampe in der Morgensonne.

Indem nun Johannes im Geiste des Gehorsams vollzog, was er anfangs aus Ehrfurcht zurückgewiesen, ward ihm die Erkenntniß, die er bereits gewonnen, auf ähnliche Weise, wie bei den früheren Propheten, durch eine Vision bekräftigt; er sah aus himmlischer Lichtregion die Gestalt einer Taube herabsteigen, und über dem Haupte Jesu schweben; er erkannte daran denjenigen, von welchem der Seher weissagt, als der Blüthe aus der Sprosse Isais, auf welcher ruhen wird der Geist des Herrn. Diese Fülle göttlicher Kraft, Herrlichkeit und Weisheit, nicht für Augenblicke mitgetheilt, sondern immerdar, in heiliger Ruhe, in Jesu als dem Gottmenschen wohnend, diese ist es, welche im Symbol der Taube sich darstellte, und deutlicher noch bezeugte

es das Wort der Offenbarung von oben, in der himmlischen Stimme: „dieser ist mein vielgeliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe." Und eben aus dieser Offenbarung erkennen wir auf neue Weise die Stellung und Bedeutung des Johannes, sobald wir uns an das Zeugniß erinnern, das er bald nachher, vor allem Volke (bei Bethania) ablegte, als er Jesum heran kommen sah: „Siehe das Lamm Gottes, der hinwegnimmt die Sünde der Welt. Dieser ist es, von dem ich sprach: nach mir kommt einer, der vor mir war. Und ich kannte ihn (persönlich) nicht, aber damit er dem Volke Israel offenbar würde, deßhalb bin ich mit der Wassertaufe aufgetreten. Und der mich gesendet hat, diese Taufe zu spenden, der sprach zu mir: über welchen du sehen wirst den Geist herabsteigen und auf ihm ruhen, dieser ist es, der taufen wird im heiligen Geiste (Joh. 1)."

So wendet sich um Johannes der Umschwung der Zeiten; er ist der letzte Ring in der Kette des Zusammenhangs zwischen dem alten und neuen Bunde, der Gottgesandte, der den Erlöser in die Welt eingeführt. Daraus erklärt sich auch das Räthsel, warum er, der Erlauchte, der Einzige, der damals Jesum als den Gottessohn erkannte, und so tief vor ihm sich beugte, nicht vollends an Ihn sich anschloß, und sogleich mit seinen Jüngern zu ihm übertrat. Er blieb nämlich auf dem Standpunkte, der noch dem alten Bunde angehörte; seine Aufgabe war nicht sowohl, die Menschen zu Jesum hinzuführen, als vielmehr, die Wege zu

bereiten, auf welchen dieser, sich selbst offenbarend, zu den Menschen kam. Die Einzelnen, denen er wirklich die Anweisung gab, sich an Jesum anzuschließen, waren auch zu Aposteln bestimmt, wie Andreas, Petrus, der Evangelist Johannes. Hätte er dasselbe gethan, wie diese, so wäre dadurch die prophetische und vorbereitende Thätigkeit, die ihm auferlegt war, abgebrochen worden, da mit Jesu selbst schon die Verwirklichung der alten Vorbilder, die Erfüllung des Gesetzes und das Werk der neuen Schöpfung eintrat. So verharrte er demnach mit jenem Geiste des Gehorsams, der alle seine Vorgänger im Prophetenthume beseelte, in der Stellung, zu der ihn Gott berufen, und er trat mit Freudigkeit in den Schatten zurück, sowie das erlösende Werk der Wahrheit und Gnade im vollen Glanze hervortrat. So äußerte er sich damals, als er bei Salim am Jordan die Taufe spendete, und seine Schüler ihm meldeten, daß auch Jesus taufe, und das ganze Volk zu ihm ströme. Er erwiederte: »der Mensch kann nichts empfangen, was ihm nicht gegeben ist vom Himmel. Es steht in seiner Macht nicht, Größeres an sich zu reißen, als ihm von oben verliehen. Ihr selbst müsset mir bezeugen, wie ich erklärt habe: „ich bin nicht Christus, sondern bloß vor ihm hergesendet. Wer die Braut besitzt, dieser ist der Bräutigam; sein Freund aber, der ihn hört, erfreuet sich an seiner Stimme. Diese meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Denn der von oben kommt, ist über Alle. Der Vater liebt

den Sohn, und hat alles in seine Macht gegeben" (Joh. 3).

Dieß sind die letzten Zeugnisse, die er öffentlich abgelegt; bald nachher beschloß er seine Laufbahn. Daran erinnert auch der Apostel Paulus in den Worten: »Als Johannes seine Laufbahn erfüllte, sprach er, der, für welchen ihr mich haltet, bin ich nicht; sondern er kommt nach mir, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin." (Apostelg. 13.) Und weil mit der Vollendung seines Berufs der Anbeginn des neuen Gottesreiches verflochten ist, so lehrt auch der Herr: »Seit den Tagen des Johannes leidet das Reich der Himmel Gewalt, und die Gewaltigen reißen es an sich: Denn alle Propheten und das Gesetz haben bis zu Johannes geweissagt." Seitdem nämlich die Zeit der Erfüllung gekommen, ist in den Menschen das Verlangen nach der Wahrheit und dem Heile im Gottesreiche erwacht, und die mit rechtem Eifer darnach streben, erringen die Theilnahme an den dargebotenen Gütern. Darin soll denn auch heute die Frucht unserer Betrachtung sich finden. Wir haben gleich zu Anfange zwischen den Begriffen von Wahrheit und Wirklichkeit unterschieden. Es erübrigt nur noch, daß alles, was der heilige Glaube in sich faßt, für uns nicht bloß Wahrheit sei, sondern auch zur Wirklichkeit werde. Das Reich Gottes soll unser Antheil werden, aber nur die Gewaltigen erringen diesen Antheil, nur durch Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung wird das Leben des Glaubens und der heiligen Liebe in uns verwirklicht. Dazu gehört

aber der Beistand von oben, und dieser ist es, um welchen heute die Kirche in ihrem sonntäglichen Gebete flehet: „Erwecke, o Herr, deine Macht, und komme uns mit großer Kraft zu Hilfe, damit, was durch unsere Sündhaftigkeit verhindert wird, durch den Beistand deiner Gnade gefördert werde.“ Amen.

Am Sonntage in der Octave der Geburt des Herrn.

„Als sie alles vollzogen nach dem Gesetze des Herrn, kehrten sie nach Galiläa zurück in die Stadt Nazareth." (Luc. 2, 39.)

Alles, was auf unserer Erdenwelt sich ereignet, es sei groß oder klein, ist an einen gewissen Entwickelungsgang gebunden, indem das Spätere aus dem Frühern hervor sproßt, und das Neuere vom Aeltern bedingt wird, so daß nirgend etwas ganz unvorbereitet und unvermittelt in die Wirklichkeit eintritt. So sehen wir selbst das göttliche Werk der Ankunft Christi und seines Reiches auf Erden vorbereitet und vermittelt durch alle Thatsachen der Geschichte des alten Bundes, durch die Folgereihe der Patriarchen bis auf die heilige Jungfrau, durch eine gewisse Bildungsstufe der Völker, auf welcher sie zum Gefühle ihres geistigen Elendes und zur Sehnsucht nach dem Heile erwachten, und durch die Weltherrschaft, zu welcher das Reich der Römer gediehen war. Doch selbst mit der Geburt des Herrn war das neue Gottesreich nur gleichsam dem Keime nach begründet. Als unmündiges Kind erschien er, in allem, mit Ausnahme der Sünde, seinen Brü-

dern verähnlicht; die Geschichte seiner Kindheit hatte deßhalb ihre Wurzeln noch im Boden des alten Bundes, dessen Gepräge und Charakter sie bewahrte; und nirgends zeigt sich dieß entschiedener, als in unserem heutigen Evangelium, das einen Theil jener Begebnisse erzählt, die am vierzigsten Tage nach seiner Geburt, bei seiner Darstellung im Tempel, vorgingen.

Diese feierliche Darstellung gehörte noch zu den Vorschriften des Mosaischen Gesetzes, doch war sie bereits des Gesetzes Ziel und Fülle; schon hier, dem Vorfrühling ähnlich, entfaltete sich die Offenbarung der Gnade; schon hier bildete sich um den neugeborenen Heiland ein Gottesreich im Kleinen. Wie bald nach seiner Geburt die gläubigen Hirten ihm huldigten, so hier Simeon und Hanna; und der Hymnus, mit welchem der greise Prophet den Säugling verherrlichte, mußte wohl auf Maria und Joseph einen eigenthümlichen Eindruck machen; denn wir lesen, daß sie über all die Dinge, die er sagte, sich verwunderten. Und wahrlich, auch wir werden, bei einer nähern Prüfung dieses Berichtes, von einer gewissen Verwunderung oder Befremdung nicht frei bleiben, wenn wir vernehmen, daß Maria und Joseph über Aussagen erstaunten, die ihnen doch nicht neu seyn konnten; wenn wir zu Simeon und Anna uns wenden, und nicht recht einsehen, zu welchem Zwecke diese Offenbarung ihnen zu Theil geworden; wenn wir endlich zu Joseph und Maria zurück kommen, und hören, daß sie nach Vollendung der gesetzlichen Vorschriften nach Nazareth heimgekehrt

seien, was doch damals, wie der Gang der Geschichte nachweiset, keineswegs sogleich geschehen ist.

Wir wenden uns zu dem Erstaunen, das Maria und Joseph über Dinge äußerten, die sie aus so vielen frühern Offenbarungen doch schon kannten. Wohl hatte Simeon von dem Kind geweissagt, daß es der Heiland Gottes sei, das Heil, bereitet für alle Völker, das Licht der Offenbarung für die Heiden, und die Glorie Israels, also, mit einem Worte, der Messias. Wußten das Maria und Joseph nicht eben so gut, und früher als er? Nun müssen wir eben nicht dafür halten, daß nur die Unwissenheit staune, nur der Unwissende sich über das, was er vernimmt oder sieht, verwundere; da es vielmehr gewiß ist, daß, je unwissender und roher ein Mensch, desto weniger das wahrhaft Große und Erhabene sein Gemüth erregen wird. Der frostige Spruch, daß man über nichts sich verwundern solle (nil admirari), wird von dem berechnenden Verstande dictirt, der alles nur nach Maß und Zahl beurtheilen möchte, dagegen der größte Weise der heidnischen Vorzeit den Sinnspruch liebte: bewundern sei der Weisheit Anfang. Auch die höhere, geistige Freude, auch die Fülle des Glaubens, auch die klare Erkenntniß ist gar oft, wo nicht immer, von einem Staunen begleitet; und haben wir schon den nächtlichen Himmel in seiner Sternenpracht unzähligemal gesehen, so werden wir, so oft wir hinaufblicken, doch immer von neuem zu jener Bewunderung gestimmt, wie sie in den Psalmen (8 und 18) ihren Ausdruck gefunden.

So hatte denn selbst die Jungfrau Ursache genug zu erstaunen, als sie den ehrwürdigen Seher, der bisher ihr fremd gewesen, das Geheimniß von dem Kinde, auf dessen Anblick er seit langen Jahren geharrt, mit seligem Entzücken so feierlich verkünden hörte, und als die Herrlichkeit des Glaubens, der in ihrem Herzen lebte, für sie eine neue Macht gewann, insofern er in einem andern Munde sich aussprach. So kann auch der geübteste Musiker staunen, wenn er der wirklichen Ausführung eines Tonstücks zuhört, dessen Schönheit und Kunstvollendung er doch bereits aus der Partitur kennen gelernt; so bewundern wir das Echo, das unsere eigenen Worte oder Gesangtöne mit größter Genauigkeit uns wieder entgegen trägt. Wie also vor Maria hier all das Große und Herrliche sich aufzuthun begann, was aus dem Leben ihres Sohnes für die ganze Menschheit sich entwickeln sollte, so wandelte sie auch ihr ganzes Leben hindurch in steter Bewunderung ihres Sohnes, die nur immerfort steigen, nicht abnehmen konnte.

Bei allem dem bleibt doch die zweite Frage noch ungelös't: wozu diese neuen Zeugnisse dienen sollten aus dem Munde Simeon's und Hanna's? ja wozu diese Wunder einer besondern Offenbarung an zwei so bejahrte Menschen, beide schon am Rande des Grabes? Denn ob wir nun die geringe Zahl, ob die Abgelebtheit dieser so hoch Begnadigten erwägen, so scheint ja beides im Mißverhältnisse zu stehen mit der Größe und dem Zwecke solcher göttlichen Erleuchtung? Wir erwiedern darauf fürs erste: daß allerdings das Zeugniß

dieser Beiden hinreichend war, um die Gläubigen ihrer Zeit mit Trost und Hoffnung aufzurichten; wie denn auch das Evangelium ausdrücklich lehrt, daß Simeon und Hanna ihre Freude allen jenen mitgetheilt haben, die in Jerusalem auf die Erlösung harrten. Gesetzt aber auch, diese Offenbarung war ausschließlich nur ihnen zugedacht, um sie für ihre Glaubenstreue und Sehnsucht zu belohnen, wäre das weise, Anstoß daran zu finden, daß ihrer nur zwei gewesen? Kann vor Gott eine Zahl den Ausschlag geben? oder müssen zum mindesten tausend Menschen beisammen seyn, damit seine Weisheit es erheblich genug finde, himmlische Erkenntniß mitzutheilen? Wir müssen vielmehr zugestehen, daß wir für den Werth des aufrichtig Frommen vor Gott keinen Maßstab besitzen, und daß jene Beiden, die den kindlichen Erlöser fanden, in ihrer innigen Wahrheitsliebe und Einfalt, im Urtheile Gottes größer erscheinen konnten, als alle anderen Bewohner Jerusalems zusammen. Und da wir nicht außer Acht lassen dürfen, wie sehr bei dieser Gelegenheit wieder der alte und neue Bund sich verflechten, so erkennen wir auch außerdem an Simeon einen Mann von nicht geringer geschichtlicher Bedeutung; er gehört noch in die Ordnung des Prophetenthums, als Prophet steht er hier der heiligen Familie gegenüber, er hat eine Sendung an die heilige Jungfrau, welcher er, wo nicht etwas Neues, doch aber solche Dinge eröffnet, die sie selber mit angehen, und die ihr in solcher Bestimmtheit noch bisher nicht kund gegeben worden.

Denn nachdem er vom Reiche des Messias verkündet, daß es auch über die heidnischen Völker Licht und Segen verbreiten werde, zeigte sich seinem Geiste noch ferner der schwere Kampf gegen die Elemente des sittlichen Verderbens, welcher dem Erlöser bevorstand, der Widerspruch, der sich von Seite der Verstockten und Verkehrten gegen ihn erheben wird, und das Loos derjenigen, die sich für oder gegen ihn entschieden. So hatte schon Isaias es vorgesehen, wie seine Worte bezeugen: „er wird euch zur Heiligung seyn, zum Steine des Anstoßes aber den beiden Häusern Israels, und zum Sturze den Bewohnern Jerusalems. Und sehr Viele werden anstoßen und fallen, und zerschmettert werden.“ In gleichem Sinne sprach hier Simeon zu Maria: „dieser ist gesetzt zum Falle und zur Aufrichtung Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird.“ Indem aber der Erlöser, um den Stachel des Todes zu brechen, und der Retter der Menschheit zu werden, den Kampf mit der Bosheit und Lüge bestehen mußte, konnte es nicht ausbleiben, daß diejenige, deren Leben am engsten mit dem seinen verflochten, und die ihn am innigsten liebte, in alle Leiden ihres Sohnes mit hinein gezogen wurde; und dieß ist es, was Simeon ihr noch insbesondere weissagte. Dieß Kindlein auf deinem Arme, deine Wonne, deine Glorie, wird der große Dulder seyn, der sein Leben dargibt für die Verherrlichung des Vaters, und für die Rettung der Menschheit; wenn es dann zur Entscheidung kommen, wenn die Gedanken und Gesinnungen der Menschen

'8 14.

sich kund geben, wenn es offenbar wird, was die Scheingerechten eigentlich wollen, und wer in Israel wahrhaft gottesfürchtig sei, dann wird ein Todesschmerz deine Seele durchbohren!

Und wahrlich, es währte nicht lange bis dahin, wo die Weissagung schon anfing, für sie in Erfüllung zu gehen. Hatte sie bereits den Weg der Leiden und der Entsagung vielfach erfahren müssen, als sie, mit allen Beschwerden der Dürftigkeit kämpfend, nach Bethlehem wanderte, als sie dort umher zu suchen gezwungen ward, bis sie die armselige Zufluchtstätte fand, so sollte sie bald noch härter geprüft werden; denn sowie die Gerüchte von der Geburt des Messias, durch die Dazwischenkunft der morgenländischen Weisen, dem Herodes zu Ohren kamen, ward schon die Flucht der heiligen Familie, durch wüste Landstriche, in das ferne Aegypten nothwendig, von wannen sie erst nach dem Tode des Despoten zurückkehren durfte. Doch eben hier sind wir neuerdings bei einer Thatsache angelangt, die uns, wo nicht in Verwunderung, doch in Befremdung setzt. Unser Evangelium berichtet nämlich, daß Joseph und Maria, nachdem sie den Säugling im Tempel dargebracht, nach Galiläa zurück gekehrt seien, in das Städtchen Nazareth. Nach Lucas also verweilten die Eltern Jesu für gewöhnlich in Nazareth; sie reiseten, veranlaßt durch den Census, nach Bethlehem, blieben daselbst bis gegen den vierzigsten Tag nach der Geburt des Herrn, an welchem sie in Jerusalem ihn darstellten nach der Vorschrift des Gesetzes, und gingen von

da in ihre Heimat. Anders scheint der Bericht des Matthäus zu lauten. Ohne von Nazareth, als dem frühern und festen Wohnort etwas zu erwähnen, erzählt er bloß von der Geburt Jesu in Bethlehem. Dort besuchen ihn und huldigen ihm die Weisen des Orients, von dort aus flüchten Joseph und Maria mit ihm nach Aegypten. Auf der Rückkehr sind sie im Begriffe, wieder nach Judäa zu gehen, jedoch einer göttlichen Mahnung gemäß ziehen sie nach Nazareth in Galiläa.

Um uns nun eher zurecht zu finden, wollen wir zuerst die Umstände erwägen, in welchen die beiden Evangelien übereinstimmen. Diese Umstände sind: zuerst, daß Jesus in Bethlehem geboren wurde; sodann, daß er seine Jugend in Nazareth zugebracht; endlich, daß Maria und Joseph ihre ursprüngliche Heimat in Nazareth hatten, wohin sie daher auch gezogen sind, als sie die Weisung empfingen, das Land Judäa zu meiden. Wir wollen uns zwar nicht verhehlen, daß auch gegen diese Thatsache noch manches eingewendet wird, zumal von Solchen, denen daran gelegen ist, das scheinbar Widersprechende so schroff als möglich darzustellen. Sie erinnern demnach, daß, sobald von Joseph berichtet wird, er habe bei seiner Rückkehr aus Aegypten nach Bethlehem in Judäa ziehen wollen, damit auch schon so viel gesagt werde, als daß Bethlehem auch früher sein eigentlicher Wohnort gewesen sei. Diese Folgerung ist jedoch nichts weniger als gründlich. Bei Wohlhabenden, die unbewegliche Güter, oder was man Haus und Hof nennt, besitzen, wird es allerdings nicht leicht

geschehen, daß sie ihren Wohnort vertauschen. Nichts aber kommt gewöhnlicher vor, als daß eine Familie, der ein armer Taglöhner oder Handwerker vorsteht, sich anderwärts übersiedelt: und wenn dergleichen häufig genug aus sehr geringfügigen Anlässen geschieht, so wäre die Frage nur, was für Beweggründe den Nährvater Christi bestimmen konnten, bei seiner Rückkehr aus der Fremde nicht mehr in Nazareth, seiner alten Heimat, sondern in Bethlehem sich nieder zu lassen?

Die Auskunft darüber liegt nahe genug, wenn wir die Verhältnisse bedenken, in welchen Maria und Joseph während ihres Aufenthaltes in Bethlehem sich befanden. Schon aus der Erzählung von den Hirten, welche zur ersten Wiege des Neugebornen, zur Krippe kamen, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß dort nicht Wenige ihnen mit Liebe und Verehrung zugethan waren, die ihnen den einstweiligen Wohnort werther machen konnte, als den zu Nazareth. Als sie den Auftrag zur nächtlichen Flucht empfingen, mußten sie das geringe Hausgeräthe, das sie inzwischen beigeschafft, liegen lassen, und aus dem kleinen Kreise ihrer neuen Freunde sich entfernen, ohne Abschied nehmen, oder ihnen über ein so befremdliches Beginnen Aufklärung geben zu können. Das Andenken an diese in Bethlehem erworbenen Freunde, die Absicht, dort den ferneren Lebensunterhalt zu gewinnen, vielleicht auch die Meinung, daß der Messias eben dort, in der alten Davidstadt, seine Jugend zubringen sollte, wo er geboren worden, alles dieß mochte wohl den heiligen Joseph be-

wegen, fürs erste wieder nach Bethlehem zu ziehen, wozu noch der Umstand kam, daß die Straße, die man aus Aegypten nach Nazareth einschlug, ohnehin in die Nähe von Bethlehem führte.

So bleibt es also unzweifelhaft von beiden Evangelisten bezeugt, daß Nazareth die ursprüngliche Heimat Marias und Josephs gewesen. Seit der Geburt des Herrn verweilten sie dann vierzig Tage in Bethlehem, bis zu ihrem Gange nach Jerusalem; und nachdem sie den Tempel besucht, kamen sie zunächst wieder nach Bethlehem zurück, von wo aus sie nach Aegypten zogen. Wie vereint sich aber dieß mit dem Berichte bei Lucas? Heißt es da nicht: „nachdem sie alles vollbracht nach dem Gesetze des Herrn, kehrten sie nach Galiläa zurück in ihre Stadt Nazareth?" Darauf werden wir nun erwiedern müssen: die Evangelien sind nicht so abgefaßt, daß in jedem derselben Alles erzählt wird, sondern eines wird immer ergänzt durch das andere. Auch können wir nicht verlangen, daß jeder der heiligen Evangelisten ein Buch von tausend Seiten hätte schreiben sollen; gibt uns ja eine einzige Stoff genug zur Erwägung und Beherzigung fürs ganze Leben! Wollten wir aber mit dem heiligen Lucas rechten, daß er von dem Besuche der fürstlichen Weisen, so wie von der Flucht nach Aegypten nichts erzählt, so müßten wir auch rechten mit Matthäus, daß er vom Priester Zacharias und der heiligen Elisabeth, von der Botschaft des Engels an die Jungfrau, von ihrem Besuche bei Elisabeth, von der Geburt des Täufers, von der Wan-

derung nach Bethlehem, von den Engeln und Hirten, von der Darbringung Jesu im Tempel keine Erwähnung macht. Der Hauptgrund dieser Verschiedenheit ist aber darin zu suchen, daß Matthäus zunächst für die Juden schrieb, weßhalb er vorzüglich bei dem verweilte, was die messianische Würde Jesu für sie am deutlichsten heraus stellte; dagegen Lucas sein Evangelium für die Christengemeinden bestimmte, die aus dem Heidenthume erweckt wurden, für die er daher alles, was auf die Grundlagen des alten Bundes und Gesetzes, sowie auf die hohenpriesterliche Würde Christi sich bezog, um so ausführlicher darzustellen hatte, je weniger sie mit diesen frühern Elementen bekannt waren. Darum verweilt Lucas am längsten bei der Jugendgeschichte Jesu; doch indem er mit besonderer Vorliebe zur Erzählung der Begebenheit hineilt, die sich mit dem zwölfjährigen Knaben im Tempel zugetragen, überspringt er den Zeitraum von zwölf Jahren, und alles, was seit dem ersten bis zu dem zweiten Erscheinen Jesu im Tempel vorgefallen, um gleich zu dem Ereignisse zu kommen, das er erzählen will.

So handelt es sich dann, wie überall, auch hier um den guten Willen, der, statt verwirrende Widersprüche aufzusuchen und zu häufen, dankbar annimmt, was ihm zu reicher Belehrung dient, und die einzelnen Evangelien als nothwendige Bestandtheile eines höhern und herrlichen Ganzen betrachtet, von unerschöpflicher Fülle. Wenn schon die Natur in den unermeßlichen Gebieten der sichtbaren Welt undurchforschlich und

immer neu erscheint, wie erst die Geschichte der Menschheit unter der Lenkung der göttlichen Liebe, oder die Geschichte des menschlichen Heiles, wie sie dargelegt ist in der heiligen Schrift! Wer dieselbe wirklich jemals durchforscht hätte, was Niemand mit Recht behaupten kann, müßte sodann doch wieder vom neuen an die Arbeit gehen; denn, wie der Weise lehrt: „wenn der Mensch vollendet hat, dann wird er erst anfangen." (Eccl. 18.) Dieß sei denn auch unser Gedanke für das bald beginnende neue Jahr. Wir nehmen so viele alte Leiden mit hinüber, zu denen neue sich gesellen werden; die alten Freuden hingegen, die diesen Namen verdienen, werden nur dann als solche sich bewähren, wenn sie täglich sich erneuern. So nehmen wir auch unseren theuren alten Glauben mit hinüber; aber dieser alte Glaube soll nicht alterschwach oder dürre, sondern immerdar lebensfrisch, jung und neu bleiben, in steter Bewunderung der göttlichen Weisheit und Güte, in täglichem Wachsthum. Herr, ewiger Vater, der du in der Menschwerdung und Kindheit deines göttlichen Sohnes die alternde Welt erneuert hast, erneuere uns Tag für Tag in der Kraft des geistigen Lebens, und lasse uns zur ewigen Jugendfrische gelangen, in Christo Jesu. Amen.

Am Sonntage vor Epiphania.

„Die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben." (Matth. 2, 20.)

Eingang.

Würde einmal die Frage an uns gestellt: zu welcher Zeit, ob bei Nacht oder am Tage, die Herrlichkeit der Schöpfungswelt in reicherem Maße sich zeige? so wären wir wohl sogleich mit der Antwort bereit, daß wir dem Tage den Vorzug geben. Denn da herrscht an unserem Himmel die Sonne mit ihrer Pracht, und beleuchtet die Erde sammt allem, was ihre Oberfläche schmückt, die Berge und die Seen, die Fluren und die Städte, während die Nacht alles dieß in Dunkelheit hüllt. Hingegen beschränkt sich, was wir am Tage sehen, eben nur auf die Sonne und die von ihr beleuchtete Erde, vom heitern Nachthimmel aber schimmern die zahllosen Gestirne, und lassen die unermeßlichen und geheimnißvollen Tiefen des Weltraumes uns ahnen. Und deßhalb heißt es auch im Psalme: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, seiner Allmacht Werk verkündet das Firmament; ein Tag lehrt dem andern die Sprache, eine Nacht gibt der andern davon die Kunde." Groß=

artiger darin als der Tag ist die Nacht, weil sie von der Herrlichkeit der Welt uns das unendlich Größere schauen läßt, was die Tageshelle unserem Auge verbirgt.

Wie nun der Glanz des Sternenhimmels erst damals zum Vorschein kommt, wenn das Tageslicht, und mit ihm die Pracht der Erde schwindet, so wird auch in dem Maße, als der Prunk und die Lust des Erdenlebens zurücktreten, das Uebersinnliche und Heilige uns näher. Ein ganz eigenthümliches Zeugniß von diesem Gegensatze ist in dem Abschnitte des Evangeliums enthalten, den wir heute gelesen. „Stehe auf," sprach der Bote des Himmels zu Joseph, „nimm den Knaben und seine Mutter, und gehe in das Land Israel; denn die dem Leben des Kindes nachstellten, sind gestorben." Was für eine Lehre liegt in diesen Worten? Herodes regiert als gewaltiger, weltkluger Herrscher, und das Kind Jesus flieht; Herodes stirbt und verdirbt auf klägliche Weise, und das Kind kehret zurück, um zur geistigen Weltherrschaft heran zu gedeihen. Die irdische Größe und Herrlichkeit in ihrem Untergange, und die himmlische Herrlichkeit in ihrem Aufgange, diese sind es, die wir nach dem Inhalte des Evangeliums betrachten wollen.

* * * *

So weit je ein Wanderer seinen Fuß gesetzt, überall auf der Oberfläche der Erde, oder in ihrer

obersten Schichte, hat man Trümmer von menschlichen Werken entdeckt, die einer mächtigen Vorzeit angehören. Noch erheben an den Ufern des Nils die Pyramiden ihr dunkles Gemäuer, zum Zeugnisse, daß hier, mitten in den ödesten Sandwüsten, einst eine riesenhafte Macht geherrscht; noch immer wühlt die Pflugschar Trümmer herauf, welche die Gegend bezeichnen, wo einst Ninive und Babylon ihre Zinnen erhoben; und wie in Asien, Griechenland und Italien so viele Ueberreste von Tempeln und Triumphbogen, so sind in unsern heimatlichen Gebieten noch die alten Burgen kenntlich, die einst von den Höhen herab die Ebenen bedrohten. Wo sind aber die Menschengeschlechter und ihre stolzen Gebieter, die so mächtige Bauwerke aufgeführt? Diese Frage lesen wir schon beim Propheten Baruch: »Wo sind jene Fürsten der Völker, die da herrschten über alles, was auf Erden lebt, die Schätze häuften von Gold und Silber, worauf die Menschen vertrauen, die ihrer Habsucht kein Ziel setzten? Sie wurden über die Gränzen hinaus gestoßen, sie sind hinabgestiegen in die Unterwelt, und Andere haben an ihrer Statt sich erhoben.» Jene furchtbaren Gebieter der großen Weltreiche Asiens, jene Cäsaren Roms, vor denen die Völker zitterten, nicht bloß sind sie hinausgezogen aus der irdischen Menschenwelt, sondern auch dermaßen im Andenken der letztern verschollen, daß der Staub ihres Leibes nimmer zu finden, und von Tausenden unter ihnen selbst der Name in Vergessenheit gesunken ist. Das Gebiet, in welchem ihr Leben und Wirken sich

bewegte, war Uebermuth, Grausamkeit, Pomp und Wollust; längst aber wurden sie über die Gränzen dieses Gebietes hinaus gestoßen, und in eine Region verwiesen, von welcher das Buch Hiob bezeugt: „Wer da hinabgestiegen, wird nimmer empor steigen, noch zurückkehren in sein Haus.” (Job. 7.) „In ihnen,” lehrt die Schrift, „ist kein Heilmittel vorhanden, das ihrer Verbannung Hilfe brächte.” (Weish. 1.)

Wie schweren Inhaltes sind daher die Worte, die der Engel zu Joseph sprach: „Die dem Leben des Kindes nachgestellt, sind gestorben!” Wenn es von jenen Schreckensgebietern der Vorwelt heißt: „sie sind hinab gestiegen in die Unterwelt,” so wird ihnen doch nicht ausdrücklich nachgesagt, daß sie zügellosen Begierden fröhnten, Mord und Raub häuften, und schuldloses Blut in Strömen vergoßen. Was weiß man dagegen von Jenen zu erzählen, die dem Kinde Jesus nach dem Leben trachteten? Der Vornehmste von ihnen war der König Herodes; die übrigen alle bildeten nur den Kreis seiner Anhänger und Knechte. Und wie sein Leben eine Kette verabscheuenswerther Frevel, so waren auch die Umstände seines Todes eines solchen Lebens würdig. Dieser Meister der Selbstsucht, der seine Gemahlin Marianne, seinen Schwiegervater Hyrcanus, die Kinder von Bethlehem, seine beiden Söhne Aristobul und Alexander hinrichten ließ, und einen dritten Sohn, Antipater, noch fünf Tage vor seinem eigenen Tode, dieser Herrische, dem die Menschen als bloße Werkzeuge galten, die er zerbrechen und wegwerfen konnte,

mußte endlich auch zur Erkenntniß kommen, daß es eine höhere Gewalt gebe, eiserner noch dann jene der Römer, als seine Glieder eine häßliche Fäulniß befiel, und entsetzliche Schmerzen in seinen Eingeweiden wühlten, die von einer nicht minder gräßlichen, thierischen Gefräßigkeit begleitet wurden. Doch schlimmer als dieser Wolfshunger war der Grimm, der in seinem Herzen tobte. Denn er hatte die vornehmsten Männer des Landes auf heimtückischem Wege in einem Circus einschließen lassen, und gab nun den Befehl, sie gleich nach seinem Tode von Kriegern umringen und mit Pfeilen tödten zu lassen, um den Bewohnern Judäa's die Freude zu verbittern, die sie über seinen Hintritt empfinden würden. Und wurde auch die Vollziehung dieses Befehls verhindert, so nahm doch der sterbende Despot das furchtbare Zeugniß mit hinüber, noch während seiner letzten Athemzüge eine so ruchlose That gewollt zu haben.

Aber auch der Sohn, der ihm auf dem Throne folgte, Archelaus, muß diesem Vater nicht unähnlich gewesen seyn, indem der Pflegevater des Herrn das Gebiet seines Reiches vermied, und nach Galiläa zog. In der That war Archelaus wegen seiner Grausamkeit berüchtigt, die ihn so verhaßt machte, daß er nach wenigen Jahren vom Kaiser Augustus verbannt, und Judäa zu einer Provinz des römischen Reiches erklärt wurde. So ging die Herrlichkeit des Herodes unter, weil seine übrigen Nachkommen, wie Herodes Antipas, zu keiner Bedeutung mehr gelangten. Und so ist in alter

und neuer Zeit gar manche irdische Herrlichkeit sehr rasch dahin geschwunden, die ein ohne Vergleich größeres Aufsehen erregt hatte, als jene des Herodes; sie ist wie ein Gewittersturm vorübergezogen, wie ein Traum zerronnen.

Nach Berichten alter Chroniken hat man einst in Sicilien eine weite Felsenhöhle aufgefunden, in deren Hintergrunde ein riesiger Mann zum Vorschein kam, der dort an der Felswand lehnte, und einen Pfeil in der Hand hielt. Die zuerst in die Höhle hereingetreten, wichen scheu zurück, und beeilten sich, die ganze Nachbarschaft mit Wehr und Waffen herbei zu holen. Zögernd nahte sich diese Schaar, bis endlich einer ein Herz faßte, und auf den Riesen losschritt, der jedoch, kaum berührt, sogleich in Staub zerfiel. Denn es war eine Leiche, die hier Jahrhunderte lang ihre Gestalt bewahrt hatte. Ihm ähnlich kann Herodes geachtet werden, der mit dem Pfeile des Todes, mit allem Grimme des Hasses dem Messias nachstellte, um ihn aus der Welt zu tilgen, aber der Hauch der Krankheit berührte ihn, und er zerfiel in Staub. Nicht minder vergleichbar jenem Riesen in seiner Hohlheit und Truggestalt ist jede völlig irdische, dem Göttlichen entfremdete Herrlichkeit; all' der Schimmer und die Schrecknisse, womit sie sich umgibt, können sie doch vor der Vernichtung nicht bewahren.

Ganz in entgegengesetzter Weise verhält es sich mit dem Reiche Gottes. Es kommt, wie der Herr gelehrt hat, nicht mit Geräusche, mit äußerlichem Prunk

und Aufsehen, sondern es ist innerlich in unserem Geiste. Es kennt keine Cohorten, keine Wagenburg, keine dräuenden Waffen, weil es nur eine innere Herrschaft behauptet; es hat kein Gesetz des Zwanges, sondern lediglich der Liebe; es findet hienieden seine Vollendung nicht, sondern nur den Anfang und die Vorhalle; verborgen und still ist sein Beginnen, doch stetig und ewig frisch sein Wachsthum und Gedeihen. Wo sind die ersten Keime und Anfänge dieses Reiches? Unser Evangelium führt sie uns vor Augen. Der Einzige, von dessen Wirksamkeit darin die Rede, und welchem zunächst die Obsorge für das große Werk in die Hand gelegt, ist ein dürftiger Zimmermann, von dem die Welt keine Kenntniß nimmt. Doch was seinen Zeitgenossen völlig unerkannt geblieben, davon wissen freilich alle die himmlischen Geister, welche die Wege Gottes, das Walten seiner Vorsehung und Barmherzigkeit schauen. Welch' ein ehrwürdiger Gottesdiener, der nichts auf Erden verlangt und will, als das göttliche Wohlgefallen! Welch' ein erhabener Menschengeist, der in stiller, unwandelbarer Einfalt einzig der göttlichen Wahrheit und Heiligkeit sich zuwendet! Ihm sind Ehrzeiz und Eitelkeit fremd; die Zwecke, um die das gewöhnliche Leben sich dreht, kennet er nicht; die Leidenschaften, die in anderen Menschen toben, haben keine Macht über sein Gemüth; sein Wollen und Streben ist gänzlich in dem Gehorsam der Liebe aufgegangen, und bei einer Dürftigkeit, die ihn zu rastloser Händearbeit verpflichtet, begnügt er sich heitern Sinnes

mit den Führungen Gottes, die es so geordnet. Wie sein königlicher Ahnherr konnte auch er, nur in vollerm Maße, bekennen: „Was ist mein Antheil, den ich suche im Himmel, und was verlange ich außer Dir auf Erden? Meines Herzens Hort, mein Antheil ist Gott auf immerdar.“ (Ps. 72.)

Und wahrlich hatte Niemand vor ihm eine größere Berechtigung zu solchem Bekenntniß. Ihm ward, nach bürgerlichem Rechte, eine Jungfrau zur Gemahlin anvertraut, die mit Ehrerbietung und inniger Zuversicht seinem Schutze sich anheim stellte, die leuchtende Blumenkrone auf dem Baume der Menschheit, die Mittelsperson zwischen Himmel und Erde, zwischen dem schöpferisch erlösenden Worte, und dem gesunkenen Menschengeschlechte, die Wiederbringerin des Lebens und der Gnade, die Mutter des Erlösers, der eben so wesenhaft die Gottheit des Logos als die Menschennatnr in seiner Person vereinigte, und folglich die Mutter Gottes. Alles das wußte Joseph wohl, und woher hatte er diese Kunde? Menschen haben es ihm nicht gesagt, und konnten es ihm nicht sagen; auch die Jungfrau, in ihrer hohen Demuth, hat ihm das Mysterium nicht mitgetheilt, aber ein Engel Gottes war es, der ihn darüber belehrte; und was er auf übernatürlichem Wege erfahren, haben die Hirten von Bethlehem, die greisen Gottesdiener im Tempel von Jerusalem ihm bestätigt; auch darf er dem Wunderkinde nur ins Angesicht schauen, und der Himmel selber leuchtet dann in die Tiefe seines

reinen Gemüthes; so daß er jener Kundgebungen von außen nicht mehr bedarf.

Bei allem dem konnte Joseph das Zeugniß damals nicht ablegen, wie es jener Jünger ausgesprochen, den Jesus liebte: »wir haben seine Herrlichkeit gesehen, als des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ So wahrhaft ist der Erlöser als Mensch unter Menschen erschienen, so vollkommen hat er, der Makellose, das Verhängniß des verschuldeten Geschlechtes auf sich genommen, daß er, ungeachtet der persönlichen Einheit mit dem Logos, in seiner Kindheit auch den Kindern gleich, für sich hilflos, und von Menschen abhängig erschien, um unter ihrer Sorgfalt sich zu entwickeln. So blieb er in diesem ersten Kindesalter gänzlich der Pflege seiner jungfräulichen Gebärerin anvertraut, sie selbst wieder dem Schutze und der Fürsorge desjenigen, der in der bürgerlichen Gesellschaft ihr als Gemahl zur Seite stand, und dieser dem Schirme des ewigen Vaters, durch die Vermittlung der heiligen Engel. Unter so wunderbaren Verhältnissen nun, hätte da Joseph nicht fragen können, warum wohl er, der Sproße eines uralten ruhmvollen Königshauses, der Gemahl einer Jungfrau von himmlischer Hoheit, der Nährvater des Gottessohnes und Königes der Menschheit, in der Niedrigkeit eines dürftigen Handwerkers seine Tage verleben müsse? Und ferner, so oft er diese Mutter und ihren Sohn betrachtete, hätte in ihm der Gedanke nicht aufkeimen dürfen, daß ihnen wohl eine glänzendere Wohnung gebührte, als eine ärmliche

Hütte, und ein besseres Los, a's die Flucht in die Fremde, und ob der Himmel seine Lieblinge nicht in mehr augenfälliger Weise beschirmen, jede Noth von ihnen fern halten könnte?

Doch solche Fragen und Bedenken fielen dem Diener des Herrn gar nicht ein; sie waren seiner Gesinnung völlig fremd, und kämen sie uns zu Sinne, was würden wir daran erkennen müssen? Daß wir den alten Irrthum noch nicht überwunden haben, indem wir immer noch das Reich irdischer Herrlichkeit mit jenem der himmlischen verwechseln. Und wie leicht ist es nicht, in diesen Irrthum zu gerathen! Das Reich dieser Welt geht auf in den Erscheinungen der Natur, in der vergeblichen Jagd nach dem Bleibenden mitten im Vergänglichen, in dem selbstsüchtigen Ringen des Geistes, welcher der Knechtschaft der Sinnlichkeit verfallen, und doch Herr bleiben will, ohne am Gottesgehorsam sich aufzurichten. Das Reich Gottes hingegen ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Die Gerechtigkeit hängt von der Rechtfertigung ab, die uns zu Theil wird durch Christi Verdienst; dieses aber ist hervorgegangen aus seinem Gehorsam, seiner Demuth. Aus der Gerechtigkeit kommt der Friede, als die Uebereinstimmung unseres Willens mit dem göttlichen, aus dem Frieden die Freude eines guten Gewissens, und des wohlbegründeten Vertrauens auf die ewige Huld. Der uns diese drei höchsten Güter gebracht, die einzigen, die uns wahrhaft beseligen, sollten wir von diesem wohl annehmen können, er werde im

Besitze jener flüchtigen Herrlichkeit und Pracht, und jener vermeintlichen Güter gelebt haben, mit welchen die Menschen für den Verlust des Paradieses sich trösten? Der uns die erhabenen Tugenden der Hingabe an Gott, des Gehorsams, der Geduld, der Selbstverläugnung gelehrt, der gesprochen hat: lernet von Mir; sollte der während seiner Kindheit in anderen Verhältnissen uns erscheinen, als in den Hütten der Armuth, in der Krippe von Bethlehem, in der ägyptischen Fremde, unter der Obhut eines Mannes, der von der Arbeit seiner Hände lebte? Der uns so oft angewiesen hat, der Vorsehung des Vaters zu vertrauen, und in der Sorge für unsern Lebensunterhalt nicht ängstlich und kleinmüthig zu seyn, erscheint uns auch darin wieder als Vorbild, daß wir die Pflege seiner Kindheit und Jugend dem dürftigsten und doch reichsten Manne, dem heiligen Joseph, anvertraut sehen.

Die heilige Agnes von Fuligno, der manche Erkenntniß auf dem Wege der Erleuchtung zu Theil ward, sah einstmals Christum in Kindesgestalt, und hörte seine Rede: „Niemand wird mich groß sehen, der mich nicht klein gesehen.“ Der Sinn dieser Worte kann uns nicht fremd seyn. Niemand wird Theil nehmen an seiner himmlischen Herrlichkeit, der nicht Theil genommen an seiner irdischen Demuth. Niemand auch wird mit Jesu groß werden, in wahrhafter Ehre bei Gott, in heilvoller Wirksamkeit für sich und Andere, der nicht auf Erden klein und gering gewesen in seinen eigenen Augen. Niemand wird die Herrlichkeit des jenseitigen Lebens er-

reichen, der allein und ausschließend die irdische gesucht hat. Wie elend und niedrig erscheint uns nun Herodes in all dem Prunke seiner irdischen Größe, der Kindheit und Dürftigkeit Jesu gegenüber? Um so weniger dürfen wir vergessen, daß ein jeglicher, der die Einsprache seines Gewissens nicht achtet, und seinem Geize, seiner Sinnlichkeit und Ehrsucht jedes Opfer zu bringen bereit ist, dem Herodes ähnlich wird, wenn auch, je nach seiner Stellung in der Welt, in sehr verjüngtem Maßstabe. Wo immer jedoch Herodes herrscht, es sei im Großen oder im Kleinen, da muß Jesus, während seiner Kindheit, fliehen. Erwachsen wandelte er mitten unter seinen Feinden, als Kind flüchtet er vor Herodes wie vor Archelaus; er kehrt erst dann zurück in die Heimat, wenn diese gestorben sind. So wird es im geistigen Verstande auch in der Heimat unsers Herzens geschehen, so lange das Leben des Herrn in uns noch nicht erstarkt ist. Flehen wir also zu dem ewigen Vater, daß durch seine Gnadenhilfe und unser Mitwirken alles in unserem Innern ersterbe oder niedergehalten werde, was dem Leben Jesu in uns feindselig und störend wird, damit er mit der Fülle seiner Gnade und Wahrheit uns heimsuche, und durch den Glauben immerdar in unsern Herzen wohne. Amen.

Am ersten Sonntage nach Epiphania.

„Und nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend mitten unter den Lehrern." (Luc. 2, 46.)

In den Lebensgeschichten Desjenigen, der selber des Lebens Urquell, finden wir keine Widersprüche, wohl aber Bestandtheile zu wechselseitiger Ergänzung. So berichtet der heilige Marcus von der Kindheit und Jugend des Herrn gar nichts, und beschäftigt sich bloß mit seinem öffentlichen Wirken. Johannes, dem es vorzugsweise daran lag, die göttliche Würde Christi gegen die Irrlehren der Ebioniten darzustellen, geht von dem Mysterium der Menschwerdung des Logos sogleich zu seinem öffentlichen Leben über. Matthäus erzählt nur einige Züge aus seiner Kindheit, Lucas allein gewährt uns einen Blick in seine Jugendgeschichte. Und indem er uns, wie mit Einem großen Schritte, über einen Zeitraum von zwölf Jahren hinüber führt, werden wir zwischen den evangelischen Lesungen des vorigen und des heutigen Sonntages merkwürdige Gegensätze finden. Dort wird Jesus dem ewigen Vater im Tempel dargebracht, hier stellt er selber seinem Vater sich dar. Dort trug ihn seine Mutter auf ihren Armen, der er

noch gänzlich anzugehören schien; hier, zwölf Jahre später, blieb er allein, und aus eigenem Antriebe, im Tempel zurück. Dort erkannten Simeon und Hanna das unmündige Kindlein, und frohlockten im Lichte seiner Offenbarung; hier umringten die greisen Gesetzeslehrer, die Meister in Israel, den ganz außerordentlichen Knaben, und erkannten ihn nicht, doch staunten sie über seine Weisheit. Dort weissagte Simeon der Jungfrau, daß ein Leidensschwert ihre Seele durchdringen werde; hier mußte Maria schon die Schärfe dieses Schwertes empfinden, da sie zum ersten Mal von Jesu sich getrennt sah. Dort verwunderte sie sich über all das Herrliche, was Simeon und Hanna von ihm ausgesagt; hier begegnen wir einem Ausdrucke, der uns noch mehr auffallend erscheint: als Jesus ihre zarten Vorwürfe beantwortete, verstanden sie seine Rede nicht.

So finden wir hier zwar einen hellen Sonnenblick, der uns über das innere Leben Christi in seiner frühen Jugend belehrt, allein, wie jedes Licht, das einen Gegenstand kräftig beleuchtet, einen Schlagschatten wirft, so ergeben sich zugleich scheinbare Widersprüche, die wiederum den Anlaß zu weiterer Belehrung geben, wie man gerade durch die Schatten die Eigenschaften des Lichtes näher kennen lernt. Belehrung aber ist einem jeglichen willkommen, der noch nicht auf die Sandbank der Meinung gerathen, er habe schon ausgelernt, und bedürfe des weitern Denkens nicht mehr. Niemand aber, wie der heilige Leo bemerkt, wird der Erkenntniß

der Wahrheit näher kommen, als der einsieht, daß in göttlichen Dingen immer noch viel erübrige, wornach zu forschen sei. »Denn wer sich der Meinung anmaßt, er sei bei dem Ziele, wornach er strebt, schon angelangt, der hat nicht das Gesuchte gefunden, sondern er hat zu suchen aufgehört.»

Diese Warnung des großen Kirchenlehrers beherzigend, wenden wir uns zu dem Schatten des Vorwurf's, der auf Maria und Joseph zu liegen scheint, als hätten sie den Knaben aus den Augen verloren, oder außer Obhut gelassen, also ihre Pflicht mit möglichster Sorgfalt nicht erfüllt. Es kann uns hier mit der Auskunft nicht gedient seyn, daß sie als Menschen gehandelt haben, die erfahrungsgemäß niemals völlig fehlerfrei sind. Gegen solch eine Auskunft müssen wir vielmehr feierlich uns verwahren, da die Stellung und Würde der heiligen Jungfrau in der Menschenwelt viel zu wunderbar, und in ihrer Art einzig ist, als daß wir sie anders denn fehlerfrei uns denken könnten. Wir sagen also, daß sie Jesum aus den Augen verloren, ohne mindeste Schuld von ihrer Seite. Einmal, um zuerst von natürlichen Verhältnissen zu reden, ist ein zwölfjähriger Knabe, der im alten Bunde schon als dem Gesetze verpflichtet galt, im Morgenlande mündiger, als ein Knabe gleichen Alters in unseren Kreisen. Aber selbst bei uns geschieht es ja häufig genug, daß verständige und wohlgesittete Kinder zu Ausgängen und Geschäften verwendet werden. Bleiben wir also, ohne noch an Höheres zu denken, auf diesem Boden stehen, so werden

wir keinen Augenblick zweifeln, daß der zwölfjährige Jesus bei seiner Mutter und seinem Pflegevater ein unbedingtes Vertrauen sich erworben habe, und daß sie gewohnt waren, auf seine himmlische Gesittung und Weisheit sich gänzlich zu verlassen. Er, der in der Folge seine Jünger ermahnte: „lernet von mir, weil ich sanftmüthig bin und demüthig von Herzen," wie süß und wunderbar mußte er in dieser Demuth seinen Eltern erscheinen. Und wie sollten sie nun, bei ihrem Abzuge, eine andere Meinung haben, als daß er unter den zahlreichen Schaaren bei Freunden und Verwandten sich befand, bei denen sie ihn zuverlässig kurz vorher gesehen? Die Schwierigkeit, daß sie während einer ganzen Tagereise sich mit diesem Gedanken getröstet, fällt schon deßhalb weg, weil solche Tagereisen gewöhnlich sehr kurz bemessen wurden, und nur wenige Meilen umfaßten.

Wenn aber das gerechte Vertrauen, das sie auf Jesum setzten, so groß war, daß es sie beim Auszuge aus Jerusalem jeder Sorge enthob, wie kam es, daß sie, als sie ihn unter den Pilgern ihrer Heimat nicht fanden, solche Angst ergriff, die doch eher auf Mangel an Vertrauen deutet? Auch diese Einwendung ist grundlos. Denn die Angst und Sorge, die ihr Herz befiel, entstand ja keineswegs daraus, daß sie dem Vermißten nicht unbedingt vertrauen konnten, sondern aus dem einfachen Umstande, daß sie die Veranlassung oder die Absicht seines Zurückbleibens nicht wissen konnten. Oder sollte Maria, von der Kraft ihres Vertrauens geschützt, gar keine Angst gefühlt haben? Sicher wäre das eine sehr

unziemliche Forderung. Denn für's erste wird man doch von keiner Mutter verlangen dürfen, daß sie völlig unbekümmert bleibe um ihren einzigen Sohn, er möge nun ein Knabe seyn, oder zum Mannesalter gereift; sodann muß man hier an einen Wechsel der Stimmungen denken, wie ihn die Natur der Sache mit sich brachte. Sah nämlich Maria ihren Sohn vor Augen, wußte sie ihn in ihrer Nähe, ruhte ihr Blick mit anbetender Liebe auf seinem Angesichte, dem Spiegel aller geistigen Schönheit und Sitte, dem Abglanze einer ewigen Herrlichkeit, so konnte und mußte sie freilich ihm ein Vertrauen zuwenden, das seine einstweilige Abhängigkeit von ihr bei weitem übertraf. Wie sie hingegen das erste Mal ihn nicht in ihrer Nähe fand, mußte diese geheimnißvolle Trennung ihr schwer aufs Herz fallen, sie konnte als Mutter nur an das gränzenlos geliebte, ihrer Sorgfalt anvertraute Kind denken, das nun von ihr genommen; und nichts vermochte sie zu trösten, so lange sie in so herber und schrecklicher Sorge schwebte, und der Leiden und Entbehrungen gedachte, die ihn bedrohten.

So wendet sich vielleicht der Vorwurf, der Maria nicht treffen kann, anderswohin, so fällt am Ende wohl gar der Schatten auf das Licht der Menschheit selber? Der Geist der Krittelei war kühn genug, um den göttlichen Knaben zur Verantwortung zu ziehen, wie er seiner Mutter einen solchen Kummer bereiten konnte; und wir dürften uns eigentlich nur an ihre Seite stellen, weil sie selbst ihm diesen Vorwurf macht, freilich mit

Bayerische Staatsbibliothek München

so milder Schonung und zarter Ehrfurcht, daß sie nur um die Ursache fragt, nur flüchtig der Leiden erwähnt, die sie erduldet. Denn was sie nun an ihm erfahren, ist ihr allerdings neu; was jetzt aus dem Geheimniß seines innern Lebens mit einem Male hervortrat, mußte sie überraschen, und eine Vorahnung von spätern Ereignissen in ihr erwecken, die nicht ohne Beimischung von Wehmuth blieb.

Sehen wir uns nun im gewöhnlichen Lebenskreise um, so finden wir manches Beispiel, das uns hier zum Anhalt- und Vergleichungspunkte dienen kann, um von da zu einem allerdings unendlich Höhern aufzusteigen. Wir beobachten nämlich bei Kindern von mehr als mittelmäßigen Geistesgaben, daß ihre Fähigkeiten für ein Fach der Kunst oder Wissenschaft zuweilen, bei irgend einem Anlasse, auf überraschende Weise zu Tage kommen, wie davon in den Jugendgeschichten ausgezeichneter Menschen Beispiele genug sich darbieten. Ist es nun nichts Ungewöhnliches, daß reichbegabte Menschen frühzeitig das Gebiet und den Beruf finden, wozu ihre Kräfte sie befähigen, so wird es uns um so anschaulicher werden, wenn auch der Erhabene und Wunderbare, welcher zum Erneuerer der Menschheit heran reifte, als Knabe schon an jenem Orte sich in seiner rechten Heimat fand, der damals den einzigen Tempel des wahren Gottes darstellte, und wenn er zu den Seinigen sprach: „wisset ihr dann nicht, daß ich seyn muß in dem, was meines Vaters ist?“

Darin aber erkennen wir das wahrhaft Wun-

Bayerische Staatsbibliothek München

derbare an der menschlichen Entwicklung Jesu, daß sie in ihrem Gange ganz naturgemäß, und die Offenbarung des Göttlichen in ihm an die Entwicklung des Menschlichen, oder die Offenbarung des Gottessohnes an das Heranwachsen und die Ausbildung des Menschensohnes gekettet erscheint, daher dieselbe auch nun erst, da er sein zwölfjähriges Alter erreicht hatte, in so klarer Weise hervor trat. Diese Anschauung der Sache ist freilich nicht Wenigen mißfällig, weil sie in ihrem frommen Eifer fürchten, es könnte der Glaube an seine göttliche Wesenheit und Würde dadurch beeinträchtigt werden; daher sie auch die sonnenklaren Worte: »Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade vor Gott und vor den Menschen« nur uneigentlich aufzufassen, und mühsam zu verdeuten suchen. Wollen sie folgerecht seyn, so muß es ihnen auch mißfallen, daß er als Neugeborener weinte, wie jedes andere Kind, daß er eben so erst allmählich zur Uebung des Sprechens und Gehens gelangte, daß er überhaupt, um uns in Allem (mit Ausnahme der Sünde) ähnlich zu seyn, auf dem Boden der Menschheit erwuchs. Warum finden wir es denn so anstößig, daß der göttliche Logos in Christo an seine anfangs stumme und hilfsbedürftige Kindheit sich band, und gleichsam in ihr sich verbarg? Dieser göttliche Logos, der gleich von Anfang als Retter in die gefallene Menschenwelt eintrat, um ihren Lebensverkehr mit Gott wieder anzuknüpfen, hat lange genug, durch vier Jahrtausende, verborgen in dieser Welt gelebt, insofern er nur geistig, in der Autorität des Gewissens, zum Innern der Men-

schen redete. Als er in menschlich persönlicher Offenbarung erschien, hat er wohl auch die ersten zwölf Jahre, und von da noch weitere achtzehn Jahre die Verborgenheit fortsetzen können; und es geschieht uns nur zu oft, daß beim Nachdenken über diese Geheimnisse Wir die Kindischen und Knabenhaften sind, indem wir vergessen, daß der Sohn ewig im Vater bleibt, wie der Vater im Sohne, daß die Person des Logos nie aus dem Wesen der Gottheit heraustritt, um außerhalb der Gottheit zu seyn, als hätten etwa seit der Menschwerdung des Wortes, der Vater und der heilige Geist selbander im Himmel fortregiert, während der Sohn auf unserer Erde in der Ferne, und gleichsam im Lande der Verweisung war! Solche Irrungen, die immer auf die halbbewußte häretische Meinung sich beziehen, als sei der göttliche Logos in die Menschennatur verwandelt, pflegen vielmehr daraus zu entstehen, daß man auf die Menschheit Christi zu wenig Gewicht legt, die mit ihrem Leben und Bewußtseyn in das göttliche des ewigen Wortes aufgenommen, und zu Einer Persönlichkeit verkettet war. So wie demnach der wunderbare Knabe in das volle Licht seines menschlichen Selbstbewußtseyns erwachte, erkannte und wußte er sich sogleich auch in der unendlichen Fülle des göttlichen Lebens; und von dieser seiner ersten Selbstoffenbarung, wann und wo sie geschehen, gibt eben unser Evangelium Zeugniß.

An und für sich war es ohnehin nichts Neues oder Ungewöhnliches, daß die Rabbinen oder Lehrer, die sich in den Tempelhallen versammelten, an wohlunter-

wiesene Knaben mancherlei Fragen richteten, um sie zu prüfen. Die besondere Veranlassung, die hier Statt finden mochte, ist anschaulich genug. Ein Knabe, der die Nacht hindurch einsam und schlaflos zwischen den Mauern des Tempels zubrachte, schon jetzt eben so unbekümmert um Speise und Trank, als in der Folgezeit, da er bekannte: „meine Speise ist, daß ich den Willen des Vaters erfülle;" ein Knabe, in dessen Angesicht, Haltung und Benehmen eine sittliche Würde und Hoheit sich ausprägte, die etwas Außergewöhnliches und Ueberirdisches ahnen ließ, mußte wohl die Aufmerksamkeit der alten Gesetzeslehrer im hohen Grade erwecken. Ihre Verwunderung stieg in dem Maße, als sie ihre Fragen auf eine Art beantworten hörten, die eine Fülle von Weisheit und Besonnenheit verrieth, während er hinwiederum in den Fragen, die er an sie stellte, ihnen unendlich mehr Licht gab, als er von ihnen empfangen konnte. In dieser neuen Umgebung und Beschäftigung trafen ihn Maria und Joseph; ihr bisheriges Verhältniß zu ihm schien nun zum ersten Male verändert; und noch bestimmter mußte dieß von ihnen geahnet und empfunden werden, als er sich ihnen zwar wieder anschloß, aber die liebevollen, nur schüchtern ausgesprochenen Klagen seiner Mutter, zu denen sie irdischer Weise ja allerdings berechtigt schien, aus einem höhern Standpunkt zurecht wies. Alles, was er späterhin in seinem öffentlichen Wirken von sich ausgesagt, alle die Mysterien seines innern, göttlich menschlichen Lebens, wovon das Evangelium Johannis so zahlreiche Aus-

sprüche und Zeugnisse mittheilt, faßte er schon jetzt in den Worten zusammen: „wisset ihr dann nicht, daß ich in dem seyn muß, was meines Vaters ist?“ Schon jetzt also redete er aus der ganzen unendlichen Tiefe seines Bewußtseyns; sein Verhältniß zum Vater, sowohl als Gottes= wie als Menschensohn, seine Lebensaufgabe, sein erlösender Gehorsam, seine Hingabe an des Vaters Willen, alles dieß ist in vollendeter Klarheit schon in jenen mild erhabenen Worten dargelegt.

Wie aber dieses wunderbare Bewußtseyn in dem jugendlichen Erlöser zu Stande kommen, wie sein die ganze Menschheit umfassender Beruf ihm klar werden konnte, ohne daß ihm jene Kunde der thatsächlichen äußeren Verhältnisse dabei zu statten kam, die nur allmählich durch Beobachtung und Erfahrung gewonnen wird — diese dürre und ungehörige Frage erledigt sich am schnellsten dadurch, daß die Stellung des Welterlösers in der Welt eine ganz eigene und einzige ist, die durchaus keine Vergleichung zuläßt, wie er selber dies in den Worten ausgesagt: „ihr seid von unten, ich bin von oben; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.“ Wenn es bei einzelnen Menschen wohl zu geschehen pflegt, daß sie, bei einem gewissen Zusammenwirken ausgezeichneter Geisteskräfte und günstiger äußerer Verhältnisse, allmählich zu einer hohen Stufe von Macht und Bedeutung sich aufschwingen, so wäre es mehr als thöricht, wollte man solche Wege, die von unten empor führen, auf die Würde und Herrlichkeit desjenigen anwenden, der von oben gekommen. Jesus ist

nicht geworden, was er früher nicht war, sondern was er geworden ist, war er göttlicher Weise von Ewigkeit her, und menschlicher Weise seit seiner Menschwerdung. Deßhalb auch sind es zwei Grundverhältnisse, die sein Menschenleben in sich faßt: Zuerst in Beziehung auf Gott, seine überirdische, überweltliche Stellung, wornach er nie und nimmer in einfacher, für sich bestehender Menschennatur, sondern einzig nur als Gottmensch gedacht werden kann; sodann sein Verhältniß zur Welt, nach welchem er in derselben als neuer, himmlischer Adam und Erlöser erschien. Dieß vorausgesetzt, werden wir der Antwort, die er seiner Mutter und seinem Nährvater gab, noch eine neue Seite abgewinnen. Da er damals, als zwölfjähriger Knabe, noch lange nicht jene Fülle des Alters erreicht hatte, die ihn zum Antritte seines Berufes für die gesammte Menschenwelt geeignet machte, so war es auch weniger dieß sein Verhältniß zur Welt, als jenes zum Vater, nämlich seine überweltliche Stellung in der Lebenseinheit mit dem göttlichen Logos, was in seinen Worten vorzugsweise sich kund gab.

Welch' ein wunderbares Bewußtseyn, welch' ein himmlischer Einklang des Göttlichen und des Menschlichen in der Person des Herrn! Verstehen wir es wohl? Oder vielmehr, was wir auf der Höhe des geistigen Erkennens, als Glaubenswahrheit erfassen, werden wir es jemals begreifen, wir, denen das Wie selbst in irdischen Dingen verborgen ist? So fällt demnach deßhalb kein neuer Schatten auf Maria und Joseph, wenn

von ihnen, nachdem sie die Rede des Knaben gehört, berichtet wird: „sie aber verstanden ihn nicht.“ Zwar scheint es, als wäre hier wenigstens von Maria etwas anderes zu erwarten gewesen. Ihr war ja gleich Anfangs vom Engel verkündet worden: das Heilige, so aus dir geboren werden soll, wird der Sohn des Allerhöchsten heißen; und wie sollte sie jetzt den Sinn einer Rede nicht verstehen, die dasselbe bezeichnete? Allein, wie es verschiedene Arten von Staunen und Verwunderung gibt, die auch den Weisen und Erfahrenen nicht zum Tadel gereichen, so gibt es auch sehr viele Stufen von Verstehen und Nichtverstehen; und selbst dem erhabensten erschaffenen Geiste kann es nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß er für sich zur absoluten Weisheit Gottes nicht hinan reicht. Sicher ward kein erschaffenes Wesen jemals zu solcher Höhe des Lichtes und der Gotteserkenntniß erhoben, als die heilige Jungfrau, und sollte auch nur ihr herrlicher Lobgesang davon Zeugniß geben; aber diese Höhe des Glaubens und der himmlischen Begeisterung, mit der sie begnadigt wurde, war doch nur erst der Boden, auf welchem ihr göttlicher Sohn immerdar stand, auf welchem er lebte. Auch sie demnach konnte nicht anders als hinter seiner unendlichen Lebensfülle und Wissenschaft zurückbleiben. Um Sein Leben und Denken zu verstehen, müßten wir ja selber mehr als erschaffene oder bedingte Wesen seyn. Ihn also verstehen wir hienieden niemals vollkommen, was erst dann geschehen kann, wenn wir ihm einst verähnlicht seyn werden (1. Joh. 3.), dieß aber wissen

wir, daß Er uns versteht, und in jeglicher Beziehung uns kennt, und dieß nicht allein durch seine überirdische Weisheit, sondern auch durch seine irdisch = menschliche Erfahrung, indem er, um unser Erlöser zu seyn, gänzlich in unsere irdischen Lebensgebiete einging. „Er zog mit seinen Aeltern wieder nach Nazareth, und war ihnen unterthänig.“ Noch fernere achtzehn Jahre brachte er in Verborgenheit zu, als vermeintlicher Sohn eines Zimmermanns, und wohl auch mit gleichem Werke sich beschäftigend, also daß die Männer der Synagoge späterhin darauf sich berufen konnten: »Woher kommt ihm diese Weisheit und Wunderkraft? Ist er nicht ein Zimmermann, der Sohn Maria's?“ (Marc. 6.) Allein gerade dadurch, in solch' scheinbarer Niedrigkeit, heiligte er jede rechtliche Arbeit und Mühe auf Erden, gab er allen Gestaltungen des gewöhnlichen Lebens die höhere Weihe, sicherte er den Sieg des geistig und sittlich Guten über den plumpen Stolz und die dreiste Zuversicht des weltlichen Sinnes; und indem er sich demüthig und von Herzen sanftmüthig bewährte von früher Jugend auf, bereitete er dadurch schon die große sittliche Erneuerung vor, die seine Gnade und Wahrheit in der Menschenwelt hervorgebracht. Aber um an dieser Erneuerung Theil zu nehmen, müssen wir freilich eingehen in die Gesinnung Jesu, in den Tempel seiner innern Herrlichkeit, in den Himmel seines zugleich göttlichen und menschlichen Bewußtseyns. Nur hier ist die Stätte unserer Kraft und unseres Friedens, und so lange wir

einzig den äußeren Dingen zugewandt, bleiben diese Güter uns fremd. Darum, o Herr und Beseliger, erschließe uns das Heiligthum deines inneren Lebens, und beschütze uns in deiner Huld, damit wir die Kraft des Glaubens in reinem Gewissen bewahren. Amen.

Am zweiten Sonntage nach Epiphania.

„Dieß ist das erste Zeichen, das Jesus zu Cana in Galiläa gewirkt, und wodurch er seine Herrlichkeit kund gethan." (Joh. 2, 11.)

Wenn Jemand auf seiner Wanderung einen beträchtlichen Weg bergan gezogen, und endlich auf der Anhöhe zu einem freien Platze gelangt ist, so wird er es nützlich finden, dort einen Augenblick anzuhalten und zurück zu schauen, um sich zu orientiren, d. h. von seinem jetzigen Standpunkte für die weitere Wegesstrecke sich zurecht zu finden. Etwas Aehnliches zu thun werden wir auch heute uns bestimmt fühlen, nachdem wir, in den letztverflossenen kirchlichen Zeiten, den Weg durch die Kindheitsgeschichte Christi zurückgelegt. Wir haben da eingesehen, wie diese Geschichte, nach dem ganzen Gange ihrer Entwickelung, durch dreifache Bande mit dem Leben der Menschheit verflochten war, nämlich durch die Bande der Religion, des Volkes und der Familie. Die Religion, unter deren bestehender Autorität das menschgewordene Wort erschien, war jene des alten Bundes; das Volk, in dessen Mitte der Herr sein Erdenleben begann, dasjenige, welches eigentlich, nach seiner theokratischen Verfassung, nur den unsichtbaren Gott als

König und Gebieter anerkannte; die Familie, aus der er hervorsproßte, jene der heiligen Jungfrau und Josephs, ihres Verlobten, aus altem Davidischen Stamme.

Alle diese drei Grundverhältnisse haben wir in jener Erzählung des Evangeliums beisammen gefunden, welche von der Darbringung Jesu im Tempel berichtet. Hier erschienen die Satzungen des alten Bundes noch in voller Geltung; Jesus, als unmündiges Kind, ward nur prophetischen Augen offenbar, er gehörte noch ganz der mütterlichen Obhut und Pflege; seine Messiaswürde war noch verhüllt und verschlossen, wie eine Blüthe in der Knospe. Im Evangelium des vorigen Sonntages offenbaret er schon sich selbst, in seiner Einheit mit Gott, er redet sogar schon von dem Willen seines ewigen Vaters, ganz in der Weise, wie er später sich ausgesprochen; demungeachtet blieb er noch im Schooße der Familie, er blieb seiner Mutter und seinem Pflegevater gehorsam, er brachte noch achtzehn Jahre in stiller Verborgenheit zu. In jenem Zeitpunkte hingegen, in welchem wir heute ihn handeln sehen, fallen die früheren Bande schon weg, wir gewahren ihn bereits im Uebergange aus dem Familienleben in das Weltleben, aus der Zurückgezogenheit in das öffentliche Wirken. Noch zwar geht ihm seine heilige Mutter zur Seite, immer noch übt sie, wiewohl mit tiefer Ehrfurcht, ihr mütterliches Recht, und so erblicken wir ihn auch im Kreise der Familie, welcher er nach irdischer Ordnung angehört; denn die Brautleute, deren Fest er besucht,

sind seiner Mutter verwandt. Andererseits ist er schon durch die Taufe im Jordan, und durch die Stimme vom Himmel, zum Werke seiner Sendung berufen; schon hat er die vierzig Tage in der Wüste gelebt, und ist als Ueberwinder des Bösen, als starker Siegesheld zur Rettung der Menschheit hervor gegangen; er hat einen Kreis von Jüngern um sich versammelt, die, wie Andreas, Petrus, Philippus, Johannes, bereit sind, ihm ohne Vorbehalt sich darzugeben, und, was das Höchste ist, er läßt bei dieser Gelegenheit schon seine göttliche Macht, seine übermenschliche Hoheit hervor leuchten, indem er durch seine Thaten redet; er wirkt das erste seiner Wunderzeichen, wodurch er seine Herrlichkeit offenbaret.

Warum aber, so könnten wir fragen, gerade bei dieser Gelegenheit, bei einem Familienfeste, bei einer Hochzeitfeier? Und warum gerade ein solches Werk, dessen erstaunliche und ungeheure Größe mit der Veranlassung selbst, die so geringfügig, und mit der Umgebung, die so beschränkt und kleinlich aussieht, in gar keinem richtigen Verhältnisse zu stehen, ja in sich selber gar nicht nothwendig scheint, indem doch, so viel wir davon gelernt haben, dem Geiste des Evangeliums Wasser eher zusagt als Wein, Nüchternheit und Dürftigkeit mehr als Lust und Ueberfluß? — Wir wenden uns, um über solche Bedenklichkeiten hinweg, zur klaren Erkenntniß, zur freudigen Glaubensansicht zu gelangen, für's erste zur Hauptsache selbst. In der That, diese Umwandlung des Wassers in Wein ist ein Werk

von unerhörter Größe, es reicht über alle irdischen Kräfte und Gesetze hinaus, es ist ein Wunder der entschiedensten Art. Doch handelt es sich vor allem darum, daß wir den Begriff des Wunders nicht in das Undenkbare setzen, was mit dem Unmöglichen auf eins hinauskommt. Dieß voraus betrachtet, ist es vorzüglich das Augenblickliche des Vorganges, was ihn als Wunder bezeichnet. Auch in den uns bekannten Naturgebieten beobachten wir, im Kleinen wie im Großen, nicht wenige Vorgänge, die für unsere Wahrnehmung ganz plötzlich eintreten, wie z. B. der Blitz, der Sturm, das Erdbeben, der Ausbruch eines Vulkans; was hingegen durch die Kräfte des organischen Lebens hervorgebracht und gebildet wird, es sei in der Pflanzen- oder Thierwelt, bedarf zu seiner Entwickelung und Durchbildung einer beträchtlichen Zeit. So kann es (um auf unseren Gegenstand zurück zu kommen) in einem Augenblicke geschehen, daß in der Region der Luft sich Wasser bildet, entweder durch Niederschlag der Dünste, in welchen es bisher in einer andern Gestalt vorhanden war, oder durch jene gewaltigen Kräfte, die bei jedem Gewitter thätig sind. Anders ist es mit einer Flüssigkeit, welche, wie der Wein, eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit von Vorgängen erfordert. Welcher Zeit bedarf es, bis der Saft aus dem Holze in die Rebe aufsteigt, bis die Blüthe sich entfaltet, und die Traube in der Sonnenglut reif wird; und welche Veränderungen muß der Traubensaft erfahren, bis seine Gährung sich vollendet! Bei dieser Entwickelung aus dem

Holze der Rebe wirkt zwar das Wasser, im Nahrungssafte, wesentlich mit, und in dieser Beziehung wird allerdings durch den Naturvorgang das Wasser in Wein umgewandelt; allein wie kann man einen solchen Vorgang sich denken, durch welchen diese Umwandlung urplötzlich und augenblicklich geschieht? Hat der Herr mittelst seiner schöpferischen Macht dasjenige ersetzt, was sonst Natur und Kunst nur schrittweise zu Stande bringen? Oder hat er vollends nur dem Wasser solche Kräfte und Eigenschaften mitgetheilt, wodurch es die Kraft gewann, dieselben Wirkungen zu äußern, wie sie der Wein hervor bringt? Es ist aber von wirklichem Weine die Rede, der in den mit Wasser gefüllten Krügen sich vorfand, und der Speisemeister, der den Wein prüfte, hat ihn als echt erkannt, woraus das ohnehin Ungenügende und Haltlose jener Erklärung noch deutlicher hervorgeht.

Wenn wir inzwischen bei Denjenigen nachfragen, die seit neuerer Zeit über die inneren Bestandtheile der Naturkörper, und über die Mischung ihrer einfachen Grundstoffe so erfolgreiche Forschungen angestellt, so werden sie uns belehren, daß die Stoffe, die das Wasser bilden, mit wenigen anderen verbunden, nur in verschiedenen Verhältnissen der Mengen, in sehr mannigfaltigen Dingen vorkommen; was man in der Naturlehre Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff nennt, daraus besteht im Wesentlichen eben sowohl das Quellwasser, als der Wein, der Essig und der

Zucker. Doch werden wir nicht fragen dürfen, wie diese Grundstoffe aussehen? Auf eine so ungehörige Frage gibt es eigentlich keine Antwort. Es ist außer allem Zweifel, daß sie überall in der Natur verbreitet und vorhanden sind, ihren Wirkungen nach sind sie eben so zuverlässig erwiesen, als das Vorhandenseyn der Wärme, der elektrischen Strömungen; aber sichtbar, und gleichsam handgreiflich im gewöhnlichen Sinne, sind ja selbst die Luftarten nicht; und wie Jedermann es weiß, daß wir den mächtigen Baum mit Stamm und Krone schon in weiter Ferne sehen, während die Lebens- und Keimungskraft, durch welche er heran gediehen, uns völlig verborgen ist, so werden wir auch dieselbe Wahrheit in ihrem allgemeinsten Umfange anerkennen, daß wir von der Natur nur das Erscheinende sehen, dagegen uns das Wesen (die Substanz) der Natur unsichtbar bleibt.

Was nun daraus für unsern Zweck sich folgert, liegt uns nahe genug. Wenn Wasser, Traubensaft, Wein, Satzmehl, Zucker, Essig u. dgl. zuletzt nur aus einigen wenigen Grundstoffen bestehen, die in verschiedenen Proportionen mitsammen verbunden sind, so daß sie unter gewissen Umständen ineinander übergehen, wie z. B. Zucker in Wein (Weingeist) und Wein in Essig; so werden wir es doch wohl denkbar finden, daß Derjenige, der die Substanz der Natur geschaffen, der ihr ganzes Geheimniß durchschaut und besitzt, mit der nämlichen schöpferischen Willenskraft auch augenblicklich die verschiedenen Grundkräfte und Stoffe her-

vorrufen, entwickeln und neu verbinden könne, wo und wann es Ihm gefällt. Hinwiederum versteht es sich auch, wie Der, welcher in menschlicher Gestalt und Persönlichkeit so Großes vermag, und in eigener Kraft und Autorität es bewerkstelligt, dadurch auch den überzeugenden Beweis dargelegt, daß er die absolute Macht besitzt, wie selbe dem Schöpfer allein nur eigen seyn kann; und wie demnach aus dem Wunder, das Jesus in Cana gewirkt, seine Herrlichkeit, als des menschgewordenen Logos, in aller Fülle hervor geleuchtet.

So hätten wir zunächst über das Werk selbst uns verständigt, insofern der Herr dadurch, in menschlicher Erscheinung, sein Einsseyn mit dem schöpferischen Worte kund gegeben. Es liegt uns aber noch die andere Frage vor, welche sich auf die Veranlassung zu diesem Werke bezieht; eine Veranlassung, die, man möge nun die Anzahl und den Rang der hier versammelten Menschen, oder die Festlichkeit, die sie vereint, ins Auge fassen, als zu geringfügig befunden wird. Nun bedarf es keines sonderlichen Scharfsinnes, um das Unpassende und Rohe dieses Urtheils einzusehen. Die Zahl der Personen, ob ihrer tausende, oder nur einige wenige, wird hier so wenig in Anschlag zu bringen seyn, als ihr irdischer und weltlicher Rang, indem vor der Weisheit Gottes das Ansehen der Person nicht gelten kann; und wollte man dennoch auf die Rangstufen der Gesellschaft Rücksicht nehmen, welche der Herr mit seiner Gegenwart beseligte, nun so waren die hier versammelten Tischgenossen, als Glieder der Familie Davids, allerdings von hoher

und fürstlicher Abstammung. Noch weniger wird es sich geziemen, von der Festlichkeit selbst, die in einer hochzeitlichen Feier bestand, keine höhere Ansicht zu hegen, als die gemeine und niedrige, die nur von pöbelhafter Gesinnung Zeugniß gibt. Es geschieht wohl oft genug, daß der Landmann, der Krämer, der eine Lebensgefährtin wählt, nur auf die Hütte, die etlichen Morgen Acker- und Gartenland, oder die mäßige Geldsumme sieht, die jene ihm zubringt, wie es denn auch, in einem bekannten Lande (jenseits des großen Weltmeeres) Sitte geworden ist, zu fragen: wie viel die Braut werth sei; während auf einem andern Extreme wieder nur von einem Bunde gleichgestimmter Seelen, und ähnlichen, nicht minder empfindsamen als haltlosen und schwärmerischen Ansichten die Rede ist. Da offenbar die Ehe die Pflanzschule des Menschengeschlechtes darstellt, da sie alle natürlichen und sittlichen Verhältnisse des Lebens umfaßt, und die ganze bürgerliche Gesellschaft mit ihrer sittlichen Ordnung auf ihr, als ihrem Grunde beruht, so wird es schon daraus ersichtlich, daß der Bund der Ehe einen der wichtigsten und größten Momente, sowohl für die Einzelnen, als für das Leben der Gesammtheit ausmache; obwohl die Heiligkeit und Unverletzlichkeit dieses Bundes aus einem noch tiefern Grunde ermittelt und erkannt werden muß.

So wichtig und großartig also die Gelegenheit, die dem Herrn zu seinem ersten Wunderzeichen Anlaß gegeben, so drängt sich uns dennoch der Gedanke auf, wie es wohl kommen mochte, daß er, der Stifter des

Gottesreiches, der Begründer des neuen, geistigen Lebens, bei einer solchen Festlichkeit als Gast erschien? Sein Vorgänger und Herold Johannes hatte eine rauhe und strenge Lebensart in der Einöde sich auferlegt, von der er niemals abwich; er hatte stets nur zur Buße aufgefordert, und schien jede gesellige Freude zu verurtheilen; er selbst war eben aus dem wüsten Gebirge bei Jericho hervorgegangen, worin er vierzig Tage, ohne Speise und Trank, dem Gebete und der Einsamkeit lebte, und nunmehr erscheint er bei einer Hochzeit? Allerdings; und eben darin liegt eine große Bedeutung. Gerade jetzt, wo sein öffentliches Wirken begann, entfaltet sich auch sogleich der Reichthum seiner heiligen, den Hülfsbedürftigen entgegenkommenden Gnade und Liebe, welche die Fülle des Gesetzes ist; eingehend in alle rein menschlichen, und darum an sich schuldlosen Verhältnisse, wie selbe in der Schöpfung (und Wiederherstellung) der Menschheit begründet sind, heiligt er alle Bande und Freuden des Familienlebens durch seine Gegenwart; und macht auch darin, wie in allen übrigen Zügen seines irdischen Wandels, jenen milden und himmlischen Geist der christlichen Sitte offenbar, wodurch er für jeden Menschen, und für alle erdenklichen Verhältnisse des Erdenlebens, sich selbst zum Licht und Vorbild dargegeben hat. So verweilte er auch hier mit freundlicher Herablassung und Theilnahme in der Mitte des festlichen Kreises. Aber die ehrbaren Menschen, die in diesen Kreis sich gesellt, waren so unbemittelt, als die Brautleute selbst, und

der empfindliche Mangel an dem, was zu einem Fest- mahl unerläßlich, wird bei solchen Gelegenheiten von der Verschämtheit noch überwogen, welche den dürftigen Gastgeber niederbeugt. Und kam zwar Beides nicht zur Sprache, so ward es doch lebhaft genug von der heiligen Jungfrau empfunden, die auch von dieser Seite, durch ihr edles und zartfühliges Mitleid, als die Königin der Frauen sich bewährt. Wer aber sollte hier zu helfen im Stande seyn, und an wen konnte sie mit vollem Ver- trauen sich wenden? Dazu bedurfte sie jetzt, und in der leuchtenden Fülle ihres Glaubens, keines Nachdenkens und Sinnens. Sie sitzt ja neben ihrem Sohne. Ihm flüsterte sie mit flehenden Mutteraugen die Worte zu: „sie haben keinen Wein.“ Die Rede, womit er antwor- tete, erscheint zwar unsanft, verweisend und ablehnend; so klingt sie wenigstens unserem Ohre; daß sie aber in einem liebreich heitern Tone gesprochen, und ganz an- ders gemeint war, ergibt sich schon aus dem Erfolge. Sie erinnert allerdings an jene früheren Worte, die der Herr als zwölfjähriger Knabe zu seiner Mutter ge- sprochen, als sie im Tempel ihn wiederfand; doch schien die Jungfrau damals davon befremdet, diesesmal konnte sie ihn nicht mißverstehen; ohne Verzug winkte sie die Diener herbei, und ermahnte sie, alles zu thun, was er ihnen gebieten würde.

So ward zur rechten Zeit die freundliche Gabe im Stillen geschaffen; was aber in solcher Stille, im verborgenen Wirken schöpferischer Kraft, zu Stande kam, mußte sofort dem ganzen geselligen Kreise bekannt

werden; und was zunächst als vereinzelte Wohlthat sich darstellte, sollte im großen Haushalte des Gottesreichs für ungleich höhere Zwecke dienen. Die unmittelbarste dieser Absichten ist in unserem Evangelium selbst schon mitgetheilt. Aus dem engen Kreise des Familienlebens in das öffentliche hervortretend, hatte der Herr sein Lehramt, in welchem er nicht bloß göttliche Wahrheit überhaupt, sondern auch sich selbst, seine eigene Würde und Sendung offenbaren sollte, bereits übernommen, und war eben im Begriffe, es vor aller Welt zu beginnen. Darum gab er sich jetzt den Jüngern, die er aus der Schule Johannes des Täufers an sich gezogen, in neuer und höherer Weise kund; also, daß sie seine Herrlichkeit sahen, gleich des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit; daß sie in der Erscheinung der erhabensten und reinsten Menschlichkeit zugleich die verborgene göttliche Macht und Hoheit erkannten, und mit innigem Glauben ihm sich anschloßen.

Doch neben diesem höhern Zwecke, der allen seinen Wundern gemeinsam ist, erkennen wir noch eine andere, bildliche oder symbolische Bedeutung. Wie nämlich Christus das Wasser, das er in den Steinkrügen vorfand, als eine Grundlage benützte, die er zu einer reichern und edlern Kraftfülle erhoben, so hat er auch alle Naturverhältnisse in der Menschenwelt veredelt, und die Natursubstanz zum Träger himmlischer Kräfte gewürdigt, wie dieß in der Einsetzung der Sacramente durchgängig geschehen ist. Nur von Einem Sacramente, das zugleich Grund und Wurzel alles menschlichen Lebens, und

darum so alt als die Menschheit selber ist, dürfen wir aussagen, daß es nicht sowohl von Christo neu begründet und eingesetzt, als vielmehr durch ihn erneuert oder neu ans Licht gebracht und geheiligt worden sei, wiewohl es gleichfalls, wie jedes andere, einzig nur auf ihm und seiner Vermittlung beruht. Um diese Wahrheit klarer zu erfassen, wollen wir das erste und das letzte Wunder des Herrn, die auch als die beiden größten unter seinen Werken gelten können, neben einander stellen. Das erste seiner Wunder war die Verwandlung des Wassers in Wein, das letzte die Erweckung des Lazarus vom Tode zum Leben. Das erste wirkte er bei einem Vermählungsfeste, das letzte an der Stätte der Verwesung. Was sehen wir bei diesen beiden, so höchst verschiedenartigen Momenten, wo nicht die beiden äußersten, entgegengesetzten Endpunkte oder Extreme aller irdisch menschlichen Dinge? Hier der Untergang des organisch leiblichen Lebens, dort die Quelle des neuen, zum Ersatze der Abgeschiedenen, zur Fortdauer des Geschlechtes. Derselbe nun, der einst die Todten erwecken und beleben wird, heiligt auch die Geburtsstätte und Pflanzschule des neu hervorgehenden Lebens. Derselbe, der die gesammte Menschheit trägt, dessen Gerechtigkeit und ewiges Verdienst das Fundament bildet, auf welchem das Ganze ruht, ist auch der Lebensgrund und die Weihe des ehelichen Bundes, welcher deßhalb ungleich mehr als ein gesetzlich bürgerlicher Vertrag, sondern ein großes Sacrament ist, und zwar, wie der Apostel beisetzt: in Christo und in der Kirche. Deßhalb eben fand der

Herr es keineswegs unter seiner Würde, als Gast bei einer Hochzeitfeier zu erscheinen, die einzig nur durch Ihn geheiligt wird; deßhalb war es seiner Weisheit und Güte genehm, gerade dieses Fest durch sein erstes Wunder zu verherrlichen, um, was Jahrtausende hindurch für gering geachtet ward, in seine rechte Würde einzusetzen, und Wasser in Wein zu veredeln. In sittlichem Verständnisse jedoch hat er auch uns verliehen, dieß Wunder in unserem eigenen Leben nachzubilden. Unser Thun und Lassen, wenn auch nicht immer tadelnswerth, ist doch an sich oft nichtig und bedeutungslos. Wollen wir das Geringe zu hohem Werthe erheben, dem Flüchtigen das Gepräge des Ewigen aufdrücken, soll alles, was uns widerfährt, was wir ertragen oder wirken, gottgefällig sich gestalten, so wird das nur so geschehen und gelingen, wenn wir der Mahnung des Apostels Folge leisten: »Was ihr immer thun möget im Worte oder Werke, das thut alles, indem ihr dem Vater durch Ihn danket, im Namen (im Sinn und Geiste) des Herrn Jesu Christi" Amen. (Coloss. 3).

Am dritten Sonntage nach Epiphania.

„Denn auch ich bin ein Mensch, der unter Botmäßigkeit gestellt ist.“
(Matth. 8, 9.)

Zwei Hilfsbedürftige sind es, die dem Herrn entgegen gingen, als er vom Berge, wo er das neue Gesetz verkündet, nach Kapharnaum herab kam. Beide wandten sich an ihn mit aufrichtiger Demuth, und Beider Vertrauen ward in vollem Maße belohnt; doch obwohl der eine dem Volke des alten Bundes angehörte, der andere ein Heide war, gab doch der Herr diesem letztern den Vorzug. Denn jener bat um Hilfe für sein eigenes Elend, dieser für die Noth eines Andern, und zwar eines Knechtes, den er nach herkömmlicher Weise vernachlässigen konnte, ohne dafür verantwortlich zu werden; auch erwies sein Glaube sich lebendiger und tiefer, denn er verlangte nicht einmal des Heilandes unmittelbare Nähe, er vertraute auf sein gebietend Wort aus der Ferne. Bei ihm bedurfte es nicht vorerst eines Wunders, um den Glauben in ihm zu erwecken, sondern eben, weil dieser Glaube in ihm schon lebte, erwartete er die wunderbare Hilfe, lediglich als Offenbarung der göttlichen Macht und Hoheit, die er in Jesu

anerkannte. Verweilen wir demnach vorzugsweise bei diesem trefflichen Manne, dessen Lob der Herr selber ausspricht, so sehen wir einen heidnischen Krieger vor uns, der, wie es zu seiner Zeit häufig vorkam, an den verkehrten und haltlosen Phantasiegebilden der griechisch-römischen Vielgötterei, an dem Dienste des Jupiter, des Mars und der Laren keine Befriedigung fand, dagegen er während seines Aufenthaltes in Galiläa den Glauben an den unsichtbaren und allmächtigen Weltenschöpfer, und eine reinere Gottesverehrung gewonnen hatte. Wie sehr er diesen Glauben der Juden in Ehren hielt, dieß hatte er (nach dem Berichte des heiligen Lucas) dadurch an den Tag gelegt, daß er ihnen auf eigene Kosten eine Synagoge erbauen ließ.

Was aber die reine und innige Frömmigkeit dieses Mannes noch weit entschiedener erprobte, war die herzliche Liebe und die eifrige Fürsorge, die er nicht bloß Menschen seines Gleichen, sondern auch seinem Leibeigenen oder Sclaven angedeihen ließ. Hülflos lag dieser dahin, und schon dem Tode nah, da ward ihm die Nachricht von der Ankunft des Herrn, und sogleich bewarb er sich (nach Lucas) um die Vermittlung der Vorsteher der Synagoge, damit sie in seinem Namen die Bitte einlegen möchten. Wie er jedoch bald nachher in Erfahrung brachte, daß Jesus seinem Hause sich näherte, um die Bitte zu gewähren, mochten seine Gedanken alsbald eine andere Wendung genommen haben. Die Forderung, daß Jesus, den er den Sohn Gottes nennen

gehört, selber zu ihm ins Haus komme, erschien ihm zu hoch gespannt; er entsetzte sich sogar vor diesem Gedanken. Und um das recht zu würdigen, dürfen wir eben nicht, wie einige unter den Vätern gemeint, annehmen, daß nach heidnischer Weise mancherlei Götterbilder oder Hausgötzen und Laren in seiner Wohnung zur Schau gestanden, sondern wir brauchen nur in den Sinn seiner Anrede einzugehen, um seine Denkweise zu erkennen. Den Erhabenen und Heiligen, dem Viele bereits als dem Gottessohne huldigten, dachte er sich demgemäß als einen mit himmlischer Macht Begabten, der Tausenden von Geistern, auch wohl den Naturkräften und Elementen gebieten konnte; es kam ihm daher viel zu anmassend vor, auf die persönliche Gegenwart eines so hoch über ihn Stehenden Anspruch zu machen, der ja in der Ferne wie in der Nähe seiner Bitte willfahren konnte, indem er dazu nichts anderes nöthig hatte, als den geheimnißvollen Werkzeugen und Boten seines Willens zu befehlen. Gegenüber der Hoheit Christi, deren herrliches Licht vor ihm aufging, erwachte in ihm das Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit; und so sprach er dann: »Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern befiehl nur mit einem Worte, so wird mein Knecht gesund werden. Denn auch ich, ein unter Botmäßigkeit gestellter Mann, habe Kriegsleute unter meinem Befehle; und wenn ich dem einen sage: gehe, so geht er, dem andern: komme, so kommt er, und meinem Knechte: verrichte dieß, so geschieht es. Um wie viel gewisser und vollkommener wird jeder

Wink von dir vollzogen werden; du darfst ja nur wollen, und es ist vollbracht!"

Nun findet sich's wohl auf den ersten Blick, was für ein Grundgedanke in diesen Worten liegt. Der sie ausspricht, ist ein Krieger aus dem streng geordneten römischen Heere, und seine Rede hat einen echt militärischen Anstrich. Die Seele oder Lebensmitte des gesammten Kriegerstandes ist die Subordination, oder die Ordnung, die mittelst des Gehorsams aufrecht erhalten wird. Diesen Gehorsam ist der römische Centurio von seinen Untergebenen gewohnt; er setzt ihn auch von Seiten der unsichtbaren Mächte voraus, denen Christus gebieten werde. Dadurch aber gereicht er uns zum Lehrmeister, oder, wie der heilige Chrysologus sich ausdrückt: der Anführer der römischen Cohorte kann auch der christlichen Streiterschaar zum Führer dienen. Denn wir wissen, daß nicht bloß im Gebiete des Krieges und der Waffen, sondern auch in den sämmtlichen Verhältnissen des Menschenlebens, alles, was Ordnung, Gesetzlichkeit und Vollendung genannt wird, vom Gehorsam bedingt und begründet sei.

Fragen wir zunächst nach dem eigentlichen Boden, in welchem der Gehorsam heimisch, so erkennen wir leicht, daß er in dem Gebiete der Natur und ihrer Erscheinungen nicht gesucht werden könne. Hier ist alles Nothwendigkeit, oder, was dasselbe sagt, Naturgesetz. Der Stein muß, sobald nichts ihn zurück hält, zur Erde fallen, nach dem Zuge der Schwere; das Wasser muß, bei einem gewissen Grade der Temperatur,

Germ. 15. *

zu Eis erstarren, oder in Dünste sich ausbreiten; das Samenkorn, in die dazu erforderlichen Verhältnisse gebracht, muß keimen und sprossen. Eben so sind auch die thierischen Wesen von ihren eigenthümlichen Trieben beherrscht, und wenn wir zwar vom Gehorsame reden, den die Hausthiere uns leisten, so ist derselbe doch nur scheinbar, weil er nur auf einem blinden Naturzuge, auf Bedürfniß, Gewöhnung oder Gewalt beruht. Die Heimath des Gehorsams ist also die Welt der persönlichen oder freien Wesen, der Geister und der Menschen; und er mag noch so unvollkommen seyn, ist er dennoch immer eine Uebung des freien Willens, die freie, selbstbewußte, willige Unterwerfung unter eine anerkannte höhere Ordnung. Denn ob es gleich üblich ist, auch von einem blinden Gehorsam zu reden, so kann doch dieser Ausdruck nur auf das äußere, materielle Werk, auf den empfangenen Auftrag, nicht aber auf den innern Grund sich beziehen, der zur Folgeleistung bestimmt. Der Soldat auf seinem Posten, der Eilbote auf seinem Ritte, der untergeordnete Beamte bei dem ihm anvertrauten Geschäfte, wird oder darf um die Absichten des Vorgesetzten nicht fragen, der ihn gerade für diesen einzelnen Dienst verwendet; aber so blind ist dieser Gehorsam doch nicht, daß er den Gehorchenden zur bloßen Radwelle einer Maschine macht; denn dieser weiß dabei doch immer, daß Einer den Uebrigen vorsteht, der die Einsicht in das Ganze hat und es leitet, darum er auch, aus Gründen der Ehrfurcht und des sittlichen Gesetzes, seinem eigenen Fürwitze

Schweigen gebietet, und seine Aufgabe erfüllt, wenn er auch ihre Bedeutung zunächst nicht einsieht. Da überdieß Niemand das Recht hat, zu befehlen, was vor dem Richterstuhle des Gewissens und des Evangeliums Sünde ist, und es Niemanden erlaubt ist, dergleichen Befehlen zu gehorchen, so wird es auch von dieser Seite sich ausweisen, wie, nach den Worten des Apostels, unser Gehorsam stets vernunftgemäß sich gestalten soll.

Ist nun der Gehorsam das Grundgesetz aller geselligen Verhältnisse, die aus dem Boden der Menschheit sich entfalten, so hat auch jeder Einzelne, je nach der Art seines Berufes, die Verpflichtung, sich mit seinem besonderen Wohle und seinen eigenthümlichen Neigungen und Wünschen einem höhern Gesetze unterzuordnen, so daß ohne stete Durchführung des Gebotes: »wer mein Jünger seyn will, verläugne sich selbst,“ das sittlich gesellige Leben gar nicht bestehen kann. Darum erweiset sich seine Nothwendigkeit vor allem schon in jenen Kreisen, welche die Grundlage der Menschengesellschaft bilden, nämlich in den einzelnen Familien. Hier handelt es sich zwischen den Ehegatten um Gerechtigkeit, Liebe und Treue, in einer steten, wechselseitigen Verpflichtung, deren Heiligkeit auf einem tiefern Grunde, als bloß irdischen Satzungen beruht. So wie der Bund der Ehe in die Familie sich erweitert, tritt das Pflichtverhältniß der Eltern zu den Kindern ein, die sie zu erziehen haben in aller Sorgfalt und Liebe, wobei es, da es nicht anders durchgeführt wer-

den kann, als durch beharrliche Geduld, sowie durch die sittliche Macht des eigenen guten Beispiels, eben wieder auf stete Selbstbeherrschung ankömmt. Und ergibt sich das Verhältniß der Kinder zu den Eltern von selbst, als Untergebenheit und Ehrerbietung, so stehen doch die erwachsenen Kinder mit den Rechten, die ihrer Persönlichkeit zukommen, den Eltern gegenüber, dergestalt, daß ihre wechselseitigen Ansprüche nach Recht und Billigkeit sich ordnen müssen. Endlich dehnt sich, bei größerem Wohlstand und mehrfachen Geschäften, das Gebiet der Familie auch über die Dienenden aus; und auch hier, wo zwar das Dienstverhältniß noch entschiedener gewisse gesetzliche Bestimmungen nöthig macht, soll dennoch immer das Band des Familienlebens das vorwaltende bleiben; nicht in herrischer Willkühr und Härte, sondern mit Gerechtigkeit und Güte soll der Gebieter verfahren, damit die Dienenden, wie es überall zu geschehen pflegt, wo sie freundlich und gerecht behandelt werden, sich ihrer menschlichen Würde erfreuen, und in treuer Anhänglichkeit als Glieder der Familie sich betrachten.

Nun ist aber der Ehestand und die Familie ein allzu enger und vereinzelter Kreis, als daß die irdischen Verhältnisse des Menschenlebens sich darin abschließen könnten. Indem die Familien sich vervielfältigen, erweitern sie sich zu Stämmen und Völkern; die Verpflichtungen, welche das Gebiet des häuslichen Lebens

ordnen, müssen demnach eine Ausdehnung gewinnen, wodurch sie die Familie im Großen, oder die Gesammtheit des Volkes in Ordnung halten, und diese macht eine durchgreifende, für alle Fälle berechnete Gesetzgebung nöthig, um jeden Einzelwillen für die Wohlfahrt des Ganzen zu bestimmen und in Schranken zu halten. Diese Herrschaft des Gesetzes in ihrem ganzen Umfange ist der Staat; und jener Staat wird als der vorzüglichste und glücklichste sich erweisen, wo die Bürger das Herrscherhaus, das seit alter Zeit die Gesetze überwacht, so betrachten, wie in einer wohlgeordneten Familie die Kinder ihre Eltern zu betrachten gewohnt sind; mit anderen Worten: wo dem Bürger das Vaterland so erscheint, wie den Gliedern einer Familie das väterliche Haus, und wo alle die Tugenden, welche die Wohlfahrt der Familie begründen, in einem weitern Gebiete als Vaterlandsliebe und pflichtmäßige Treue (gesetzliche Gesinnung) sich wirksam zeigen.

Wie demnach die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, als einer Familie im Großen, in der sittlichen Ordnung der einzelnen Familienkreise ihre Wurzel findet, so muß auch aus demselben Boden, wenn er verwahrlost wird, das Verderben des Ganzen hervorgehen. Wie die Steine eines ungeschickt gebauten Gewölbes, sobald sie nicht in der Richtung auf den einen Haltpunkt hin geschichtet werden, alsbald hinausstürzen, so kann auch im geselligen Leben im Großen kein Bauwerk bestehen, das nicht von allen Seiten her auf den

einen Schlußstein der Ordnung sich zusammen wölbt; und dieser ist die Tugend der Selbstbeherrschung oder Selbstverläugnung, in Ehrfurcht vor dem höhern Gesetze. In dem Maße, als diese von selbstischen Leidenschaften, Eigennutz, Hochmuth und rücksichtsloser Begehrlichkeit verdrängt wird, muß auch die liebevolle Achtung der wechselseitigen Rechte zu Grunde gehen; das leidenschaftliche Treiben nach Bereicherung und Lebensgenuß dringt mit seiner Unruhe und seinen zerstörenden Elementen überall in die Wohnungen und die Werkstätten ein; es verscheucht die Einfalt, die Liebe, die Rechtlichkeit und Treue, und bringt dafür alle die Zerrgestalten, in welche der Egoismus sich auswächst, die Träume einer bethörten Einbildung, und die krankhafte Empfindelei oder Rauhheit und Härte, Lüsternheit, Betrug und Lüge, Eitelkeit ohne Maß, Unfrieden und Zerrissenheit des Herzens. Je mehr die auswärtigen Zerstreuungen und Unterhaltungen zum Bedürfnisse werden, desto öder wird es im häuslichen Kreise; der heilige Bund der Ehe gestaltet sich zu einem lästigen Joche, das noch zur Noth mit einigem Anstand ertragen wird; die Kinder werden in die ganze Tiefe der Verkehrtheit oder Rohheit ihrer Eltern hineingezogen; die Diener des Hauses arten in Söldlinge aus, denen alles, was ihnen von Seite der Dienstgeber gebührt, einzig nach Geldeswerth berechnet wird, und welche dieser frostigen Behandlung auch ihrerseits entsprechen, indem ihnen jede Arbeit zu schwer fällt, und kein Lohn ihnen genügt, weil sie, fern von der Zuneigung der Liebe, eben auch nur ihr

selbstisches Wohl im Auge haben, das jeder Untreue zur Beschönigung dienen muß.

Unter solchen Einflüssen selbstsüchtiger, weltlicher, sündhafter und liebloser Gesinnungen wird das Familienleben, anstatt einer Schule des Gehorsams, der Ehrfurcht, der Bereitwilligkeit zu jedem Guten, vielmehr nur die Geburtsstätte der Unsitte und frechen Willkür werden; und würde solch ein Unwesen um sich greifen, welche Mehrzahl von Bürgern hätte alsdann der Staat zu erwarten? So wichtig, in ihrer Weise, die mannigfaltigen Bestrebungen der Gegenwart seyn mögen, die so eifrig mit gemeinnützigen Anstalten, Erfindungen, Maschinenwesen, Fabrikation und Handel, mit den Bedürfnissen des Luxus und des gesteigerten geselligen Verkehres sich beschäftigen, so müssen sie doch alle um so rascher zu sittlicher Entartung führen, wenn dabei die Zucht des innern Lebens vernachlässigt wird; und wie der einzelne Mensch ohne Selbstverläugnung auch nicht einen Tag in einer, seinem Heile förderlichen Weise verleben kann, so wird auch die menschliche Gesellschaft, ohne stete wechselseitige Aufopferung und Pflichttreue, niemals zu echter innerer Wohlfahrt gedeihen.

Wo ist nun aber das siegreiche Licht, das unsern denkenden Geist überweiset und zwingt, das Rechte zu erkennen, und bei dem Anerkannten zu bleiben? Wo ist die höhere Kraft, die unsre Willensfreiheit zur Ehrfurcht vor dem höchsten Gesetze bestimmt, und jede egoistische Willkür, alle eigenmächtigen Regungen bändigen hilft? Wo findet sich auch das eigentliche Leben,

die Seele des freien Gehorsams? Zuverlässig nirgend anders, als in den Verhältnissen des Menschen zur absoluten Macht und Willensheiligkeit Gottes, die allein dem Gesetze seine ewige Geltung gibt. Und hier wird nicht bloß im Allgemeinen vorgeschrieben: »eine jegliche Seele soll höheren Gewalten (den Obrigkeiten) unterworfen seyn, und wer der Obrigkeit sich widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes" (Röm. 13); sondern jedes einzelne Ordnungsverhältniß im geselligen Leben beruht noch in besonderer Weise auf jenem Fundamente der Menschheit, das im Werke der Erlösung besteht, so daß überall die Vorschrift des Apostels sich behauptet: »seid einander wechselseitig untergeben in der Ehrfurcht Christi." Wie die Heiligkeit des Ehebündnisses einzig nur aus den Tiefen jenes Mysteriums, aus der Aufrechthaltung und neuen Schöpfung des Menschengeschlechtes in Christo, dem geistigen Stammvater desselben, verstanden werden kann, so empfangen auch die Pflichten dieses Bundes aus demselben Grunde ihre echte, religiöse Weihe: „Die Frau soll ihrem Gemahle unterthan seyn, gleich wie dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt, wie Christus das Haupt der Kirche. Ihr Männer aber liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebet hat." Eben so werden auch die apostolischen Vorschriften für den Kreis der Familie an die obersten Gebote des religiösen Lebens angeknüpft. »Ihr Kinder, gehorchet eueren Vätern im Herrn, denn dieß ist gerecht; ihr Väter hingegen reizet eure Söhne (durch harte Behandlung)

Eph. 5 21.

nicht zum Zorne, sondern erziehet sie in der Lehre und Zucht des Herrn. Ihr Diener, gehorchet euren irdischen Gebietern mit Ehrfurcht, in der Einfalt des Herzens, gleich wie Christo; nicht als Augendiener, um den Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes von Herzen erfüllen, und gutwillig dienen gleichsam dem Herrn, und nicht den Menschen. Und ihr Gebieter handelt an ihnen in gleicher Weise, und lasset ab von Drohungen, denn ihr wisset, daß ihr Herr auch der eurige ist im Himmel (Eph. 5 und 6)." Und da alle gesetzlichen Verpflichtungen zuletzt nur darin ihre Kraft haben, daß sie auf ein höchstes Gesetz für einen ewigen Zweck sich beziehen, so wird kein Zweifel übrig bleiben, worin der Lebensgrund aller menschlichen Ordnung zu suchen sei. Wahre Religion ist nicht bloß ehrfurchtsvolle Anerkennung der Heiligkeit Gottes, als des ewigen Urhebers, Gebieters und Richters, im Gefühle der gänzlichen Abhängigkeit von seiner Huld; sie ist auch die lebhafte Erkenntniß des sittlichen Verfalls und der Erlösungsbedürftigkeit, so wie zugleich die freudige Gewißheit, daß die Erlösung vollbracht, und das gesammte Menschengeschlecht zu großen und himmlischen Dingen berufen sei, um eine große Familie zu bilden, deren Vater der ewige Vater selbst, durch die unendliche Huld, die er der Gesammtheit geoffenbart in seinem Sohne. Die Verwirklichung dieser Religion in der Gemeinde, besser: die stete Fortsetzung und Durchführung des Erlösungswerks in der Menschheit, ist die heilige Kirche, die in ihrer organischen Gestaltung auch

wieder den freien Gehorsam ihrer Glieder fordert, in Ehrfurcht und Liebe.

So erkennen wir demnach, wie das eine Gesetz des Gehorsams durch alle Verhältnisse des Menschenlebens, in Familie, Staat und Kirche, sich hindurch schlingt, um in vielfacher Vermittlung alles an das höchste und ewige Gesetz zu knüpfen. Und so werden wir, indem wir auf unser Evangelium zurück blicken, zwei große Musterbilder vor uns sehen. Zuerst jenen heidnischen Hauptmann, dem seine Knechte mit solcher Treue gehorchen, weil er sie liebevoll und menschlich behandelt; und der gegen seine Diener so menschlich sich benimmt, weil er selber vor Gott in Ehrfurcht und Demuth wandelt. Ihm gegenüber den Herrn und Erlöser, der, als Mensch unter den Menschen wandelnd, Gehorsam fordert, und vollendeten Gehorsam übt, der seine Demuth nicht bloß im irdischen Leben bewährte, sondern durch alle Zeitalter der Kirche fortsetzt; denn ohne Herablassung zu dem Einzelnen und Geringsten, ohne Eingehen in die Dürftigkeit der Sterblichen, also ohne diese Demuth ist die wunderbare Liebe nicht denkbar, mit der er wesen- und leibhaft unter uns wohnet bis zum Ende der Tage. Dadurch, und in der Anwendung auf dieß große Mysterium, hat das Wort des Hauptmannes: »Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach,“ seine neue Bedeutung gewonnen. Auch wir flehen zu Ihm, daß er durch sein mächtiges Wort unseren Knecht gesund mache: diesen kranken, dem Tode geweihten, dem Geiste widerspenstigen Leib; aber es

genügt ihm nicht, aus himmlischer Ferne zu wirken, sondern er selber will zu uns eingehen, und sein Leben in uns pflanzen, damit wir durch Ihn Glieder einer seligen Familie, Kinder eines Vaters werden, und ewig in seinem Hause leben. Amen.

Am vierten Sonntage nach Epiphania.

„Er stand auf, gebot den Stürmen und dem Meere, und sogleich ward alles ruhig.“ (Matth. 8, 23.)

In der Mitte des galiläischen See's kämpft ein Fahrzeug mit den Wellen und Wogen, die, vom Sturme herangeführt, auf die krachenden Gebälke stürzen, also daß die Schiffenden, auf und nieder geschleudert, in Todesfurcht gerathen. Sie haben als wackere, und mit den Gefahren der See vertraute Männer alles aufgeboten, was Körperkraft, Fertigkeit und Gegenwart des Geistes vermögen; nun, da sie gewahr wurden, daß von menschlichen Kräften und Hilfsmitteln nichts mehr zu erwarten sei, scheinen sie erst sich zu erinnern, daß Christus im Schifflein sich befinde. Sie verwundern sich über die Ruhe seines Schlummers, sie wecken ihn mit Hast, sie fragen (nach Marcus): „Meister, macht es dir keine Sorge, daß wir zu Grunde gehen?“ Er aber steht auf, bedräuet den Sturm, und spiegelglatt wird alsbald die See, und alles wird ruhig. Diese so einfach erhabene Begebenheit, in was für eine Fülle von Erkenntnissen läßt sie sich entfalten? Unser erstes Augenmerk sei Christus im Schifflein seiner Jünger. Er, in dessen Macht es steht, auf den

Wellen und Wogen zu wandeln, oder sich augenblicklich von einem Orte an den andern zu versetzen, vertraut sich, um ans jenseitige Gestade zu kommen, einem ärmlichen Fahrzeug an, weil er, als Mensch unter Menschen, von dem gewöhnlichen Lebensgange sich nicht ausnimmt, und niemals, auf abenteuerliche Weise, ein Wunder wirkt ohne sittlichen Zweck. Wir betrachten ferner Christum, im Schifflein schlafend. Auch hier erscheint er in der Demuth des Menschensohnes; er ist von unaufhörlichen Anstrengungen und Mühen ermüdet, und wird nun vom Schlummer erquickt. Nicht lange vorher hatte er es ausgesagt: die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel ihre Nester, des Menschen Sohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. Für diesen Augenblick hat er einen solchen Ort gefunden, es ist das harte Bret, das ihm genügt, sein Haupt daran zu lehnen. Aber im wundersamen Gegensatz zu dieser Ruhe ist die ungestüme Bewegung, der Sturm von außen; das Schifflein, in welchem er schlummert, wird von den Wogen hin und her geschleudert, die es zu zertrümmern drohen; und so gibt dieser sein Schlummer Zeugniß von seinem Erhabenseyn über alles, was die Sterblichen ängstigt, von dem unverwüstlichen, heiligen Frieden seines Herzens. Denn von ihm in unvergleichlicher Weise gelten jene Worte des Psalmes: „wer unter dem Schirme des Allerhöchsten wohnet, im Schutze des Allmächtigen weilt, der spricht zum Herrn: meine Burg, meine Zuflucht bist du, mein Gott, auf den ich traue.“

Schreiten wir mit der Begebenheit weiter fort, so achten wir auf das Benehmen des Erlösers, in dem Augenblicke, da seine Jünger ihn wecken. Er tadelt ihre Halbgläubigkeit, er rügt ihre maßlose Furcht. Sieht er denn nicht die Wogen über das Fahrzeug hereinschlagen, den Mast zerbrochen, die Gebälke aus den Fugen gerissen; und war dieß die passende Zeit zur Ermahnung und sittlichen oder religiösen Belehrung, da es vielmehr darauf ankam, der dringendsten Gefahr zu wehren? Nach irdischer Ansicht, im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge mag diese Rüge immerhin richtig seyn; hier aber, in unserem Falle, verhielt es sich anders; hier konnte thatsächlich keine Gefahr eintreten, denn die Elemente werden ja keine Gewalt haben über den, welchem die Allmacht des schaffenden Logos inwohnt. Daran jedoch hatten die Apostel vergessen, oder sie waren auf der Höhe des Glaubens noch nicht befestigt. Darum war eine andere Gefahr für sie vorhanden, die ihrem geistigen Leben drohte, und diese war es, welche er vor allem beseitigen wollte. Ihm lag vorzugsweise daran, seine Jünger in ein höheres Gebiet des Lebens zu erheben; sie sollten auf ihn, ihren Führer und Erlöser, als den Gottmenschen, von ganzer Seele vertrauen lernen, um so die volle Kraft zu gewinnen, die ihr großer Beruf erheischte. Dann erst demnach, als er ihr Vertrauen aufgerichtet, den Sturm in ihrer Seele gehoben, breitete er seine Hand aus über die schäumende See, und die Windesbraut verstummte. Hier nun erglänzt wieder das gött-

liche Leben des Herrn in seiner ganzen Hoheit; hier offenbart sich seine weltbesiegende Macht, die alles auf Erden den Zwecken des Gottesreichs unterordnet; dadurch, daß die Welt der unpersönlichen Wesen, die physische Natur ihm gehorchen muß, gibt er auch seine Herrschaft kund über die Geisterwelt. Dieß ahnen auch die Leute in dem andern Schiffe, das mit jenem der Jünger dieselbe Fahrt zurück legte; wer ist dieser, rufen sie, daß selbst die Sturmwinde und die See ihm gehorchen? Welch eine andere, als die absolute oder göttliche Macht, schaltet so unmittelbar, einzig durch einen Wink des Willens, über das Gebiet der Elemente der Natur, in so unermeßlichen Kreisen?

Es fehlt an Leuten nicht, welche, dieser Selbstoffenbarung Christi gegenüber, an der Bemerkung ihr Behagen finden, daß auch wir anderen gewöhnlichen Menschen zu einer gewissen Macht über die Außenwelt gelangt seien, und daß wir insbesondere sogar das weite Weltmeer beherrschen durch die geringfügige Magnetnadel, durch die Benützung der Segel, und der Kraft des Dampfes. Solcher Beispiele gibt es in der That viele; denn jeder Künstler und Handwerker weiß das rohe Material seinen Zwecken zu unterwerfen, und selbst die reißenden Thiere können bei all ihrer Stärke und Kraft der Uebermacht des Menschen nicht entgehen. Allerdings üben wir, wiewohl immer nur in vielfach vermittelter Weise, eine bedeutende Herrschaft über die Außenwelt; wir haben, bis zu einem gewissen Grade, auch die Elemente uns dienstbar zu machen gelernt,

was freilich nur in sehr verkleinertem Maßstabe giltig ist, und über die atmosphärischen Räume im Großen sich nicht ausdehnt; wir haben durch Wort und That, Ueberredung und Beispiel, keinen geringen Einfluß selbst auf geistige Wesen, nämlich auf unsere Nebenmenschen; wir sollen aber, und vorzugsweise, auch über unser eigenes Herz gebieten, und die sittliche Herrschaft gewinnen über uns selbst. Ein Jeglicher soll demnach Herr seyn in dem besondern, ihm angewiesenen Lebens- und Wirkungskreise; und wie immer unsere Außenverhältnisse gestaltet seyn mögen, stets finden wir uns doch in einem Lebensgebiete, dessen Mitte wir selber bilden, und in welchem wir alles, was hinein gehört, vernünftig zu ordnen und auszuführen haben, um unser Daseyn nach den höchsten Zwecken, die uns gesetzt sind, auszufüllen, oder nach dem göttlichen Wohlgefallen zu vollenden.

Wie nun die eigentliche Bedeutung unsres Lebens nicht das sinnliche Daseyn mit der Befriedigung seiner Lüste, sondern der erschaffene Geist ist, mit seinen sittlichen Pflichten und Aufgaben, so ist auch die innerste und wesentlichste Kraft unseres Lebens die der Willensfreiheit, mittelst welcher wir, in dem uns angewiesenen Kreise, in der Treue gegen Gott uns behaupten sollen. Das ist eine Thatsache unseres Bewußtseyns, die von unserem Gewissen bestätigt und besiegelt wird, die jedoch zu allen Zeiten von so vielen Einwürfen und Scheingründen bestritten ward, daß sie selber, gleich einem Schiffe auf sturmbewegtem Meere, sich durchkämpfen

muß. Je roher und gedankenloser solche Einwürfe sind, desto leichter freilich sind sie abzuweisen. Wenn z. B. gegen die Freiheit des Willens eingewendet wird, daß ja die Schranken, die ihm überall sich entgegen setzen, sehr eng gezogen seien; wenn man, um von zahllosen Beispielen nur einige auszuheben, darauf hinzeigt, daß ein Lahmer bei aller Anstrengung seines Willens doch nicht gehen könne, und daß ein Erfrorner, so sehr er dagegen sich gewehrt, zuletzt dennoch eingeschlafen und erstarrt sei: so liegt der Irrthum hier nur in der gänzlichen Verwirrung der Begriffe, indem man das Gebiet, in welchem der geistige Wille sich behauptet, überschreitet. Ob jemand in die Tiefen des Gewässers gestoßen werde, oder ob er sich selber hinein stürze, das wird wohl in Ansehung des körperlichen Lebens dieselbe Folge haben; dennoch werden wir zwischen beiden Vorgängen eine unendliche Verschiedenheit finden, indem der eine ein bloßes Geschick, der andre hingegen eine freie That darstellt, und jede sittliche Zurechnung, als Schuld oder Verdienst, nur aus der Richtung und Entscheidung der Willensfreiheit sich ergeben kann.

Aber eben hier, wo es nicht um die Herrschaft über die Körperwelt, sondern um das eigentliche Gebiet der Willensfreiheit, um die Wahl zwischen dem sittlich Guten und Bösen sich handelt, gerathen wir erst recht in die stürmische See, wo die Fluthen der Zweifel und der widersprechendsten Meinungen hin und wieder wogen. Denn wo kommt diese Selbstmacht des menschlichen Geistes so recht entschieden zum Vorschein, ohne

alle Spur einer Bestimmung, Anreizung oder Nöthigung von außen her? Wer hat nicht schon einmal den beliebten Spruch vernommen, daß der Mensch einzig nur das sei, was die Verhältnisse und Umstände aus ihm machen? Nichts ist gewöhnlicher, als daß man den Menschen unter dem Bilde eines Schiffers sich vorstellt, dessen Fahrzeug von den Leidenschaften, wie von gewaltigen Strömungen, fortgerissen wird; mit seiner Vernunft und Willensfreiheit soll er am Steuer wachsam stehen, die Fahrt berechnen und lenken. Bei Vielen aber kann man, ohne vermessen zu urtheilen, die Bemerkung machen, daß sie die gehörige Wachsamkeit und Mühe versäumen, ja vollends sich selbst aufgeben, und das Schifflein auf gut Glück von den Wellen umher treiben lassen. Dieß hat schon der königliche Weise beobachtet, da er dem Schwelger und sinnlichen Lebemanne zuruft: „du wirst gleich dem Schläfer seyn, mitten auf dem Meere, gleich dem schlummernden Steuermann, der das Steuer verloren." (Sprich. 23).

Wie soll man nun diese Hingabe der Willensfreiheit nennen? soll sie immer noch eine freiwillige heißen oder als eine That dieser Freiheit gelten? Wenn das Märchen von jenem Irländer erzählt, er habe nach einem Lachse im Flusse einen so übermächtigen Hieb mit der Sense geführt, daß er sich selber dabei den Kopf abhieb, der ins Wasser rollte, klingt es nicht eben so sonderbar, als wenn behauptet wird, daß Jemand mittelst seiner geistigen Freiheit sich um diese Freiheit bringe? Ist es nicht eben schon ein blinder, leidenschaftlicher Zug, der zu ähnlichen

Werken hinreißt? Unläugbar handelt jeder Mensch aus der Kraft seines Willens, und ehe er gewählt, oder sich in bestimmten Fällen für das eine oder das andere entschlossen hat, ist der Zustand der Willkür voraus gegangen. Aber damit ist freilich noch nicht ausgesprochen, daß dieser Wille ein freier sei, oder sich rein aus seiner eigenen Macht bestimme. Im Gegentheil hat man von jeher eine Menge der scheinbarsten Gründe zusammen zu häufen gewußt, welche beweisen sollen, daß jede Willensentscheidung ganz zuletzt von dem eigenthümlichen Zusammenwirken der natürlichen Anlagen, des Temperamentes, der Zeit- und Ortsverhältnisse, der augenblicklichen Umstände bestimmt und zu Stande gebracht werde, in denen wir uns eben finden, ohne daß wir selber sie herbeigeführt; daß also jede That, sorgfältig betrachtet, als eine Folge der Nothwendigkeit sich erweise, wenn auch diese innere Nöthigung, welche dem Willen die Richtung gegeben, nicht selten sehr verborgen bleibt. Allein mit allen diesen Ausflüchten, die wohl endlich den Menschen zu einer höhern Art von Thier entwürdigen, räumt man doch die Fragen nicht aus dem Wege: woher es dann komme, daß im Innersten des Menschen das Gewissen gegen alles sittlich Böse so laute Einsprache erhebt, daß, wie der Apostel sagt, die Gedanken selbst einander wechselseitig entschuldigen oder anklagen, und daß schon im Anfange der Menschengeschichte jenem Manne voll finsterer Anschläge gesagt wurde: »deine Leidenschaft ist unter dir, und du sollst über sie herrschen?«

Doch wieder erhebt sich gegen diese, von oben ergangene Mahnung, wie gegen jede Warnung des Gewissens, eine andere Einwendung, die von der Thatsache hergenommen wird: daß wir von dieser unserer Willenskraft nichts Großes und Rühmliches aussagen können. Sei auch eine solche, ihrem Wesen nach geistige oder freie Willenskraft in uns vorhanden, so ist sie doch jedenfalls nicht ausreichend, das Gute und Gottgefällige zu vollbringen; und da diese Unzulänglichkeit in jedem Einzelnen sich vorfindet, so muß sie ja im Zustande der Menschheit überhaupt ihren Grund haben. Ganz so bezeugt es ja auch der Apostel, indem er nicht sowohl von sich, als von dem unerlöseten Menschen überhaupt redet: »Nicht das Gute thue ich, das ich will, sondern das Böse, das ich hasse. Wenn ich aber das thue, was ich nicht will, gebe ich dem (geistigen) Gesetze Beifall, daß es gut sei (ich erkenne die Heiligkeit des Gesetzes). Nun aber wirke Ich (nämlich mein geistiges Wesen, insofern es das Gute erkennt und will) jenes Böse nicht, sondern die in mir wohnende Sünde," d. h. der Hang zur Sünde, die unfreie Begierlichkeit, die den Willen gefangen nimmt. „Denn ich weiß, daß in mir, nämlich in meinem Fleische, das Gute (höhere Erkenntniß und Willensfreiheit) nicht wohnt. Das Wollen liegt mir nahe, doch das Vollbringen des Guten erreiche ich nicht. Ich habe Lust am Gesetze Gottes dem innern Menschen (dem Geiste) nach; doch sehe ich ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet, und mich gefangen hält unter

dem Gesetze der Sünde.“ (Röm. 7). Wenn demnach die Willenskraft das Gute, das wir erkennen, und woran wir selbst Wohlgefallen haben, ins Werk zu setzen nicht ausreicht; wenn sie von einer andern blinden Kraft aufgewogen, ja überwogen wird, sind wir dann besser damit berathen, als ob sie gar nicht vorhanden wäre? Wie erklären wir es andererseits, wenn da und dort von einzelnen Menschen das Gute und Heilige in seinem ganzen Umfange gewollt und geübt wird? Sollte die Kraft, die das bewirkt, geradezu die Gottesmacht selber seyn, sollte demnach einzig und ausschließend nur Gott als die Kraft gedacht werden, die in den Geschöpfen jegliches sittlich Gute denkt und wirkt: so würde ja auch so wieder der Mensch auf ein bloßes organisches Triebwerk, und seiner Thätigkeit nach auf ein bloßes Scheinwesen zurück geführt werden!

Wir bedürfen also, um so gefahrvollen Schwankungen und Widersprüchen zu entgehen, einer gründlicheren Kenntniß der Dinge, und diese finden wir schon in jenen Worten des Apostels angedeutet: „ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das jenem meines Geistes widerstreitet, und mich gefangen hält;“ noch klarer aber in dem Ausspruche: „das Fleisch begehrt wider den Geist, und dieser wider das Fleisch, denn diese beiden widerstreiten einander, so daß ihr nicht alles (das Gute), was ihr wollt, vollführet.“ (Gal. 5.) Sobald wir unser Wesen und Leben sorgfältig erforschen, entdecken wir ein zweifaches, höchst verschiedenartiges Denken in uns, und ein zweifaches Wollen, wovon das

eine unserem leiblichen Leben angehört, und von Christo geradezu als „Fleisch und Blut" bezeichnet wird, das andere aber dem geistigen Leben oder unserem erschaffenen Geiste. In jenem herrschen nur sinnliche Vorstellungen und Gefühle, Begierden und Triebe, und ein diesen Trieben dienstbarer, also völlig unfreier Wille, wie er auch im thierischen Leben sich kund gibt; der Geist hingegen, mit Vernunft und freiem Willen begabt, soll sich eben in dieser Freiheit behaupten, ohne von den unfreien Trieben sich unterjochen und knechten zu lassen, in welchem Falle er allerdings auf seine Willensfreiheit verzichtet, und, wie der Apostel es ausdrückt, als Unfreier oder Sklave verkauft wird an die Sünde. Er behauptet sich aber nur so lange, als er dem Gesetze Gottes gehorcht, und so in der göttlichen Huld sich befestigt.

Diese ursprüngliche Ordnung, zu welcher Gott den Menschen geschaffen und erhoben, ward freilich durch die Schuld des letztern verletzt und gestört, und in jenen Zustand innerer Entzweiung verkehrt, der sich als Empörung des Sinnenlebens gegen den freien Willen des Geistes, als Todesbruch zwischen dem geistigen und leiblichen Doppelwesen des Menschen äußert, und welchen der Apostel in jenem steten Widerstreite schildert. Aber indem er, vom lebhaften Gefühle dieses Jammers durchdrungen, in die Klage ausbricht: „ich unglückseliger Mensch, wer wird mich befreien vom Leibe dieses Todes?" d. h. von der vorwaltenden Macht der blinden Triebe und Begierden, die mittelst der Sünde zum gei-

stigen und leiblichen Tode führt? —" setzt er auch sogleich die Antwort hinzu: „die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn." Derselbe, der durch sein erlösend Verdienst, das er in der Mitte der Zeiten vollendet, die Menschheit aus dem Verfalle gerettet, und von Anfang her aufrecht erhalten, hat auch die Ueberherrschaft des geistigen Willens wieder hergestellt, durch die uns wieder erworbene Vaterhuld, durch den Beistand von oben, durch die Kraft des heiligen Geistes. Kein geistiges Geschöpf vermag je, rein aus eigener erschaffener Kraft, seine Lebensaufgabe zu erfüllen, und sich selbst zu vollenden und zu beseligen; und daran erinnert uns Menschen der Herr in den Worten: „ohne mich könnet ihr nichts thun." Ohne Mitwirken seiner Gnade bleiben wir für das wahrhaft sittliche Gute kraftlos, und unser geistiger Wille kann sich aus der Knechtschaft nicht erheben. „Erst wenn der Sohn uns frei macht, werden wir wahrhaft Freie seyn." (Joh. 8.) Aber auch umgekehrt hat der Satz seine Geltung: „ohne euch kann ich nichts thun." Ohne unser Mitwirken wird auch der göttliche Beistand uns nicht fruchten. Nicht dergestalt setzt sich die Gnade an die Stelle unseres freien Willens, daß sie ihn gänzlich verschlingt (absorbirt), und folglich aufhebt, sondern sie wird uns reichlich verliehen, um unsere Kraft zu unterstützen, und zwar in dem Grade, daß der Apostel sagen durfte: „Alles vermag ich in Ihm, der mich kräftigt."

Worauf beruht demnach unsere volle Sicherheit

und Gewißheit, daß wir das Gute zu vollbringen vermögen, und daher für unser Wollen und Thun verantwortlich sind? Unser Selbstgefühl gibt Zeugniß von unserer Schwäche; unser Verstand hätte sogar Mittel gefunden, das Gegentheil zu beweisen, würden diese Beweise nicht der Lüge gestraft durch das Gewissen. Das Gewissen aber gebeut bloß, daß wir das sittlich Böse meiden, das Gute thun sollen; wo hingegen ist die Kraft des Vollbringens? Also steht alle Gewißheit auf dem Grunde des lebendigen Glaubens an Christum, und dieser ist's, in welchem der menschliche Geist sich zu bewähren hat. Jener Schiffer, auf dessen Fahrzeuge Julius Cäsar sich befand, und der bei einem plötzlichen Sturme vor Furcht erbleichte, mußte den berühmten, wiewohl abergläubischen Vorwurf hinnehmen: »Du führst den Cäsar, und du fürchtest?« Mit unendlich größerem Rechte hätte der Herr zu den angsterfüllten Jüngern auf dem Schifflein sagen können: ihr führet Christum, und dennoch verzaget ihr? Allein seine Worte: „warum seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ bedeuten wohl dasselbe. Der wahre Glaube bewährt sich nur im Kampfe, in Versuchung und Gefahr. Mitten im Sturme der Leidenschaften, der Zweifel, der äußeren und inneren Widersprüche, der Lockungen oder Drangsale, die geistige Herrschaft über sich selbst zu bewahren, im Gehorsam und Frieden Gottes auszuharren, und den rechten Weg durch die Fluthen zu steuern, dieß vermag nur Jesus mit uns, und wir mit Ihm. Und wie die Fahrt der Jünger

über den galiläischen See von West nach Ost ging, so soll auch unsere Lebensfahrt ihre Richtung nehmen und vollenden vom Niedergang gegen Aufgang, aus der Region der Täuschung und der Dunkelheit zum Leben und zum Lichte. Amen.

Am fünften Sonntage nach Epiphania.

„Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte.“ (Matth. 13, 30.)

Es ist ein alter Ausspruch, der schon im Buche des Predigers zu finden: „Gott hat Alles wohl gemacht, die Welt aber hat er den Disputationen der Menschen überlassen.“ An widerstreitenden Meinungen und Ansichten über alle erdenklichen Dinge fehlt es nirgends, und zum Glücke sind viele derselben durchaus nicht verfänglich. Hielt man ehedem die Sonne für einen Planeten, der um die Erde sich bewegt, und hat man jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß es damit gerade umgekehrt sei; wähnte man vor Alters, daß die Pulsadern Luft enthalten, während man erst in neuerer Zeit über den Kreislauf des Blutes belehrt wurde; streitet man über die Höhe der Luftschichte, welche die Erde umhüllt, über die Entstehung der Sternschnuppen, über die Gesetze des Lichtes, der Wärme, des Schalles, und tausend andere Gegenstände, so ist dieß alles gewiß nichts weniger als gleichgiltig, ja mitunter von größter Wichtigkeit; doch auf unser Verhältniß zu Gott, auf unsere sittliche

Wohlfahrt, die in die Ordnung des Heiles gehört, hat es keinen unmittelbaren und darum nothwendigen Einfluß. Wenn immerhin die Anziehungskraft des Magnets für das Eisen, die jetzt Jedermann bekannt ist, dem heiligen Augustinus neu und überraschend erschien, so bleibt er darum nicht minder einer der größten Lehrer im Reiche Gottes; und zu einer Zeit, da man vom Daseyn eines vierten Welttheils noch nichts wußte, konnte man ohne Zweifel eben so entschieden auf gottgefällige Weise leben, als nur irgend in unseren Tagen. Darum gibt auch das Evangelium von diesen und ähnlichen Dingen keine Kunde, die nicht allein den Disputationen, sondern auch der Wißbegierde und dem Scharfsinne der Menschen überlassen bleiben, damit jede Folgezeit auf die Entdeckungen der früheren fortbaue.

Nun fehlt es freilich nicht an Streitfragen ganz anderer Art, die nicht anders als gefahrvoll und verfänglich zu nennen sind, insofern sie mit Meinungen und Ansichten sich befassen, die nicht sowohl auf die physischen Gesetze der Welt, als auf die göttliche Weltregierung sich beziehen. Es finden sich so vielfache Begebnisse und Thatsachen in der Menschenwelt, die wir mit den Gedanken oder Absichten der göttlichen Weisheit und Liebe nicht in Uebereinstimmung zu bringen wissen; und vorzugsweise, um von den körperlichen Uebeln abzusehen, ist dieß bei den Mißverhältnissen zwischen den Gütern des Glückes und den sittlichen Verdiensten der Einzelnen ersichtlich. Die unendliche Heiligkeit oder Willensvollkommenheit Gottes, so meinen wir es,

sollte sich überall uns darin offenbaren, daß sie die Geschicke der Menschen nach ihrer sittlichen Würde anordnet und austheilt; dagegen sehen wir, wohin nur unser Auge sich wendet, nicht nur eine unzählbare Menge ungerechter und unsittlicher Handlungen, deren Folgen unberechenbar, sondern auch jene Drangsale und Leiden der Besseren, jenes Gedeihen und Prunken der offenkundig Lasterhaften, woran von jeher der Fürwitz und der Unfriede einen Stein des Anstoßes gefunden. Dieser Gegenstand ist es, mit dessen Beleuchtung das ganze Buch Hiob sich beschäftigt; von ihm ist oft genug die Rede in den Psalmen und bei den Propheten, aber das volle Licht darüber verbreitet erst das Evangelium, ohne doch über alles Einzelne, das je in der irdischen Welt zum Vorschein kommt, jene Auskunft zu geben, wie sie der menschlichen Anmassung genügen möchte. Wer von dem ungeheuren Hause, worin er wohnt, nur die Kammer kennt, die ihn beherbergt, wie wird derselbe sich herausnehmen, die Structur und Ordnung des Ganzen zu beurtheilen? Wir, die wir von dieser Erde, und von dem Menschengeschlechte, das gleichzeitig mit uns auf Erden lebt, nur einen so geringen Theil überblicken, wie wollen wir den Plan Gottes mit der Menschheit durchschauen? Ja noch mehr: so oft wir unsere Gedanken empor wenden zum Urheber und Lenker der Dinge, wird es allerdings in der Ordnung seyn, daß wir Ihm Rechenschaft ablegen von unserem Thun; werden wir aber allen Ernstes fordern, daß Er uns Rechenschaft ablege von dem seinen?

Je freudiger wir also mit der Gewißheit des Glaubens an die Heiligkeit Gottes uns begnügen, und darin unsere Beruhigung finden, desto dankbarer sollen wir die Güte des Herrn anerkennen, der auch in diesem Gebiete unserem geistigen Bedürfnisse zu Hilfe kommt, indem er in einem Bilde uns anschaulich macht, was menschlichen Forschungen unerfaßlich geblieben. Die Parabel von dem Saatfelde, auf welchem der Hausvater den guten Weitzen angebaut, und wo nachher dennoch das Unkraut oder der Afterweitzen zum Vorschein gekommen, ist inhaltreich genug, uns über alles zu belehren, was uns in jenem Gebiete zu wissen geziemt. Ueber die erste und allgemeinste Frage: woher das Unkraut, woher das Uebel und das Böse? entscheidet sie einfach: daß der unendlich und wesenhaft Gute nicht Urheber des Bösen, der Heilige nicht Urheber des Unheiligen sei. So wenig in der Natur das sittlich Böse liegen kann, die unter den Gesetzen der Nothwendigkeit steht, eben so wenig darf es im Wesen der geistigen Geschöpfe gesucht werden, ohne Gott selbst zum Urheber desselben zu machen. Wie es einzig aus dem Widerspruche gegen die Idee und den Willen Gottes hervorgeht, so hat es auch keinen andern Ursprung, als die Art und Weise, wie das mit Willensfreiheit begabte Geschöpf sich selbst entscheidet. So ist der Böse, der als erster Abtrünniger von Gott diesen Namen trägt, böse geworden in der Verkehrtheit und Erstarrung seines selbstsüchtigen Willens. Und wie er die Heiligkeit Gottes, seine Wahrheit, seine unendliche Liebe anfeindet, so auch jedes Gottes-

werk, in welchem diese Liebe sich verherrlicht. Er belauert daher auch die Menscheawelt, um seine Lüge und Bosheit in einen Boden zu pflanzen, auf welchem nur die göttliche Heilanstalt gedeihen soll; und auch dieß geschieht nur durch der Menschen Schuld, die, statt in ihrer geistigen Freiheit sich zu behaupten, dem Eindringen des Uebels nicht widerstehen, oder, um mit den Worten der Parabel zu reden, dem Schlummer sich hingeben, statt im vollen geistigen Bewußtseyn, in der Erkenntniß des göttlichen Willens pflichtgetreu zu wachen, und so im Lichte zu wandeln.

Nun begnügt sich aber der kurzsichtige Eiferer nicht mit der Einsicht, woher das Böse seinen Ursprung genommen; er will, daß es hinweg geschafft werde; er begreift nicht, wieso und warum der Herr, der doch allmächtig, so wüstes Unwesen auf Erden dulde, das sich gleich dem Unkraute immer weiter ausbreitet; ja er ginge unbedenklich ans Werk, sofern es ihm gegönnt und möglich wäre, mit Feuer und Schwert es auszurotten. Im alten Bunde, wo noch das Gefühl der unversöhnten Schuld und der Furcht vorwaltet, wo die Heiligkeit Gottes vorzugsweise als zürnend strafende Gerechtigkeit erschien, waren solche Gedanken der Frommen auf ihrem Standpunkte noch verzeihlich; da offenbarte sich Jehova noch in den Blitzen und Donnerschlägen, die den Sinai erschütterten; da hieß es noch: »stehe auf, o Herr, und zerstreue deine Feinde; verzehre sie in deinem Grimme, vertilge sie in deinem Zürnen.” Im Lichte des neuen Bundes, in der heiligen Kirche, sollte jeder,

der ihr angehört, im Geiste des Evangeliums urtheilen. Aber wie der Apostel klagt: „nicht Alle glauben dem Evangelium,“ nicht Alle lassen von seinem Geist und Leben sich durchdringen. Horcht man den Herzensergießungen mancher Frommen, so wird man finden, daß gewisse Ausdrücke, die eben nicht zu den mildesten gehören, wie etwa diese: daß Gott nun endlich strafen, daß er die Unheilstifter ausrotten, daß er (weil die Cholera zur Besserung und Bekehrung der Menschen nichts gefruchtet habe) noch größere Uebel, Hungersnoth und Krieg senden müsse, ihnen bei jeder Gelegenheit zu Gebote stehen. Doch sind solche Redensarten schon nicht probehältig, wenn nach ihrer Vernunftmäßigkeit geforscht wird, indem es zum mindesten höchst anmassend erscheint, wenn wir den göttlichen Rathschlüssen die Form der Nothwendigkeit aufprägen, oder wenn wir sogar wissen wollen, daß die göttliche Weisheit mit der Wahl ihrer Mittel, z. B. der Cholera, den beabsichtigten Zweck nicht erreicht habe; so unterliegen sie noch mehr der gerechten Rüge, sowie man sie im Lichte der christlichen Wahrheit betrachtet. Denn ganz vom entgegen gesetzten Sinne zeugen die Worte, mit welchen, in unserm Evangelium, der Hausvater den Zorneifer seiner Diener beschwichtigt: „lasset beides, Weitzen und Unkraut, mitsammen fortwachsen bis zur Ernte.“ Wer sieht nicht, daß diese Rede in dreifache Weise sich gliedert? „Lasset es; lasset es mitsammen; lasset es mitsammen wachsen,“ dieß sind ihre Bestandtheile, über die wir nun einzeln uns verständigen wollen.

Erfassen wir zuerst den Ausspruch: »lasset es,« in seiner rechten Bedeutung, so führt uns das auf die große Wesensverschiedenheit des geistigen Menschen und der Natur. Vom Unkraut im wörtlichen oder materiellen Sinne kann ein solches Gebot nicht gelten; der Mensch ist vielmehr darauf angewiesen, das Unkraut auszujäten, wüste Steppen in urbaren Boden umzuwandeln, Sümpfe trocken zu legen, und Urwälder zu lichten; ähnlich wie er die Heuschrecken zu tilgen bemüht sein wird, die seine Saat verheeren, und die reißenden Thiere, die sein Leben, so wie das seiner Heerden bedrohen. Denn alle diese sind bloße Naturwesen, die er zu verdrängen berechtigt ist, sobald sie seinen Zwecken im Wege stehen. Das unfreie Wesen, das sich einzig aus Naturanlagen nach den Gesetzen der Nothwendigkeit entwickelt, ist an sich weder gut noch böse, und aus demselben Grunde hat es auch auf sein Dasein kein Recht. Das geistig freie Geschöpf hingegen, und so auch der Mensch, hat die Aufgabe, durch den Gebrauch der Willensfreiheit, also durch freie Wahl und Entscheidung, sich selber zu vollenden; ob nun diese Wahl für oder gegen den Willen Gottes vollbracht wird, und demnach zum sittlich Guten oder Bösen umschlägt, ihr Grund wird immer die sittliche Freiheit seyn, die mit keinem Zwange vereinbar ist. Was also Gott, als Urheber dieser Freiheit, nicht verhindern will, weil in seiner Weisheit kein innerer Widerspruch denkbar, wird auch dem Menschen nicht erlaubt seyn, gewaltsam zu unterdrücken oder auszurotten.

Um dieß noch klarer einzusehen, nehmen wir einmal, menschlicherweise, den Fall an, daß es der Weisheit und Allmacht Gottes genehm wäre, jede böse Willensrichtung am Vollbringen der That zu hindern, oder ihrem Heraustreten in die äußere Wirklichkeit durch unüberwindliche Schranken abzuwehren. Welch einen wesentlichen Nutzen würde das für alle diejenigen bringen, deren Arm, auf solche Weise, durch stets neu wiederholte Wunder gelähmt wird? Durch den Zwang, der ihre Thatkraft fesselt, würde die Verkehrtheit ihrer Gesinnung doch nicht gebessert, ihre Willensrichtung bliebe immerhin böse, und ihre Schuld dadurch nicht gemindert, daß die Absicht nicht zur That vordringen konnte. Allerdings ist es, nach Gottes Ordnung, die Sache jeder rechtmäßigen, der Obrigkeit anvertrauten, menschlichen Gewalt, daß sie, um persönliches Recht und Eigenthum zu schützen, die Böswilligen nnd ihre Bosheit möglichst in Schranken halte, und dem Frevel vorbeuge; doch der böse Wille selbst wird durch diese von außen gesetzten Bollwerke und die Maßregeln des Zwanges weder getilgt, noch in seinen inneren gehässigen Bestrebungen gemildert. Dorthin, in das innerste Geheimniß des sittlichen Lebens einzuwirken, welches in so lange nicht für unverbesserlich betrachtet werden darf, so lange der Mensch auf Erden lebt, und folglich seinen Antheil an dem Leben und den Verdiensten Christi noch nicht völlig verscherzt hat; diesen höheren Lebensverband, der noch immer im Heiligthume des Gewissens seinen Anknüpfungspunkt hat, aufs neue herzustellen,

dazu hat die göttliche Liebe, die in Christo auf Erden erschienen, viele andere Mittel und Wege, wie sie in den mannigfaltigen Parabeln des Herrn geschildert werden, und die, fern von allem Zwange, geeignet sind, den menschlichen Willen zu erregen, und zu lenken, daß er, frei aus seinem eigenen Grunde, das Lügenhafte und Böse verabscheue, und zur Wahrheit sich wende. Zu den inneren Warnungen des Gewissens, welches, wenn noch so gewaltsam übertäubt, doch nicht unterläßt, jeder bösen That ihr Verdammungsurtheil zu sprechen, gesellen sich die äußeren und thatsächlichen, die aus den unvermeidlichen Folgen des Bösen sich erheben. Unruhe, Schrecken und innere Zerrissenheit werden den Gottentfremdeten begleiten, so lange der Ausspruch des Sehers wahr bleibt, daß der Gottlose keinen Frieden hat; auch treten ihm Krankheit, Mißfälle und Noth als unvorgesehene, hemmende Schicksale entgegen, die seine Kühnheit bändigen, und seinen Hochmuth beugen; mögen nun solche Hemmungen, die jeder argen Willkür Einhalt thun, aus der feindlichen Begegnung entstehen, in welche er mit Anderen geräth, deren Rechte oder Ansprüche er durchkreuzt, oder von der gesetzlichen Macht veranlaßt werden, welche den Frevel straft und bändigt. Rechnen wir dazu noch die sittliche Macht, welche von dem lebendigen Beispiel der Bessern, von freundlicher Ermahnung, von christlicher Belehrung geübt wird, so wie jene Schrecken des Todes, und des geheimnißvollen Jenseits, deren sich auch der Verstockteste nicht zu erwehren vermag, so erkennen wir bald,

wie überall reichlich für die Mittel und Wege gesorgt sei, durch welche auch der Schlimmste noch zur sittlichen Umwandlung geführt werden kann.

Dieß vorausgesetzt, wird es uns schon einleuchten, warum der Hausvater vom Ausjäten des Unkrautes nichts hören will, sondern „es zu lassen" gebeut, obwohl es mitten unter dem Weitzen steht. Die althergebrachte Furcht, als könnte durch das Böse die Pflanzung des Guten erstickt werden, zeigt sich schon dadurch ungegründet, daß es in seiner maßlosen Ausbreitung durch hinlängliche Schranken gehemmt wird; wer kennt das sehr gründliche Sprichwort nicht, wonach von jeher dafür gesorgt war, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen? Das Gute, von Gott Gepflanzte wird vom Bösen nicht vertilgt oder verdrängt; unaufhaltsam gedeihet es unter den Segnungen des Herrn; wie traurig stünde es darum, und wie wenig würde es seinem himmlischen Ursprung entsprechen, wäre es nicht mächtiger als das Nichtswürdige und Böse? Und behielte es im Ganzen nicht immer das Uebergewicht, wie möchte da die Menschenwelt bestehen? So viel freilich kann ohne Bedenken zugestanden werden, daß es minder in die Augen fällt, während das Eitle, Verkehrte und Schändliche gar oft mit schreienden Farben hervorsticht, gleich dem blumengeschmückten Unkraut zwischen den einförmigen Halmen. Die Rührigen, Genußsüchtigen, Stolzen und Kühnen, die sich vom inneren Gesetze nicht gebieten lassen, machen gewöhnlich des Aufsehens am meisten in der Welt;

das weite Gebiet der Natur, die Zaubergärten der Phantasie, das kecke Spiel des Witzes und des Spottes, geben ihnen Mittel genug an die Hand, deren sie, um nach ihrer Ansicht des Lebens froh zu werden, auf rohe oder verfeinerte Weise sich bedienen, unbekümmert um die geistigen Gesetze und die rechte Lebensaufgabe, die sie verletzen und verwahrlosen; während die Gottesfürchtigen, Bescheidenen und Sinnigen überall die minder Genannten, oft gänzlich Unbeachteten bleiben, ohne doch deßhalb die Minderzahl zu bilden, oder, in sogenannten schlimmen Zeiten, gänzlich abhanden zu kommen. Es war eine arge Zeit, in welcher der Seher Elias, von Götzendienern verfolgt, zu Gott rief: »Herr, sie haben deine Propheten erschlagen, und deine Altäre umgestürzt; ich allein bin übrig geblieben, und sie stellen meinem Leben nach.« Allein die Antwort von oben, die ihm wurde, belehrte ihn eines Bessern. »Ich habe mir sieben tausend Männer aufbewahrt, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal.« So hört man auch im jetzigen Zeitlauf da und dort einen herbe gewordenen Frommen seufzen, welcher die seltsame, und wo nicht selbstgefällige, doch sehr einfältige Meinung hegt: nächst ihm und irgend einem seiner Bekanntschaft sei nur ein winzig kleines Häuflein von strengen Christgläubigen noch auf Erden, um die Uebrigen alle stehe es schlimm genug. Solcher Wahn ist mehr als thöricht. Die Lebenskraft des Heilsamen und Wahren ist so verwüstlich nicht, und auch die Befürchtung ist grundlos, daß es etwan durch das Gestrippe des Bösen in seinem Aufkommen und Ge-

deihen gehindert werde, da vielmehr das Böse selbst der Entwicklung und Kräftigung des Guten dienen muß, und das gewaltsame Hinausschaffen des Bösen diesem letztern nur Schaden brächte. Wo blieben dann die Bewährung der Glaubenstreue und Beharrlichkeit, der Demuth und Geduld, der aufrichtigen Liebe und Duldsamkeit, der lautern Sitte und gerechten Gesinnung ohne Anreiz zum Entgegengesetzten, ohne Widerstand und die täuschenden Erfindungen der Lüge? Es ist die Sache der Gläubigen, in steter Wachsamkeit zu leben, „um als Kinder Gottes ohne Tadel zu wandeln mitten unter einem verdorbenen und verkehrten Geschlechte, in welchem sie leuchten sollen als Lichter in der Welt.“ (Phil. 2). Wie also die Ungerechten und sittlich Entarteten überall, gegen ihre Absicht, den besser Gesinnten wesentlich nützen, indem sie ihnen zur Prüfung gereichen, so erweiset sich andererseits darin die Barmherzigkeit und Gnade Gottes, daß innerhalb der Kirche die Böswilligen, und dem göttlichen Gesetze Treulosen doch in dem nämlichen Boden mit den Besseren, auf dem Saatfelde des Herrn stehen, im Verbande mit ihrem Erlöser, unter den wohlthätigen Einflüssen des kirchlichen Lebens erhalten, und nicht so völlig davon abgesondert werden, wie sie selber von Seiten ihrer Gesinnung und Willensmacht es mitunter schon gethan haben.

So rechtfertigt sich nicht allein das Gebot des Hausvaters: lasset es, lasset beides mitsammen, sondern auch in seinem vollständigen Ausspruche: lasset beides mitsammen wachsen, — jedes aus dem Grunde

seines Willens — bis zur Ernte. Denn wachsen und sich durchbilden muß Alles, jedes in seiner Weise. So lehrt es auch andern Ortes die Schrift: „Wer böse ist, (und in seiner Bosheit verharren will), der sei es immer hin, nach dem Gelüste seines Herzens, und schade noch ferner, wiewohl auf seine Gefahr; wer unlauter ist, und von den Flecken des Lasters nicht frei werden will, nehme in Unlauterkeit zu; hinwiederum, wer gerecht ist, der sei auch fernerhin gerecht, beharre standhaft in seiner Treue, und wer heilig zu seyn strebt, heilige sich fortwährend." (Offenb. 22). Denn das eine wie das andere wächst in der Weltgeschichte in fortgehender Entwicklung; erhebt sich der Unglaube kühn, wird auch der Glaube immer leuchtender und mächtiger; und haben die Abtrünnigen, ihrer Meinung nach, die Oberhand, so sind die Gottgetreuen darin um so trefflicher, daß sie in gefahrvollen Zeiten und Umgebungen sich in ihrer Ueberzeugung nicht beirren lassen. Ist aber die Menschengeschichte abgelaufen, und mit dem Schlusse der Entwicklung die Zeit der Ernte gekommen, dann ist es des Richters Sache, über den sittlichen Werth und das Geschick der Einzelnen nach Maßgabe ihrer eigenen Wahl und Gesinnung das entscheidende Urtheil zu fällen. „Siehe, ich komme bald, und mein Lohn ist mit mir, zu geben einem Jeglichen nach seinen Werken." Nicht früher tritt die Ernte ein, als bis beides, Böses und Gutes, zur völligen Reife gekommen, die Ernte ist die Entscheidung, aber auch die Scheidung. Dann wird das ausgereifte Böse, das im verkehrten Willen

erstarrt und unverbesserlich geworden, ausgestoßen in ein Gebiet der Unmacht und Gottesferne; die Gerechten und Bewährten aber nimmt ein Reich auf, von welchem wir hienieden nicht viel mehr begreifen können, als daß daselbst jedes Gut vorhanden, jedes Uebel abwesend sei. Dann hat die Bitte: erlöse uns vom Uebel, aufgehört, dann wird der Name, die Weisheit, die Liebe Gottes geheiligt und verherrlicht seyn, auf der erneuerten Erde. Herr, unser Gott, erhöre unser Flehen, lasse über deinem Saatfelde, deiner heiligen Kirche, die Fülle deiner Segnungen walten, und verleihe uns Einsicht und Muth, damit wir nur darin eifrig seien, das Böse aus unserem eigenen Herzen zu jäten, und Alles, was gerecht und gut ist, zu vollbringen, nach deinem heiligen Wohlgefallen. Amen.

Am sechsten Sonntage nach Epiphania.

„Und es wird ein Baum daraus, also daß auch die Vögel der Luft kommen, um auf seinen Zweigen zu wohnen." (Matth. 13, 32.)

Wenn wir das dreizehnte Kapitel des heiligen Matthäus, aus dem wir heute einen kleinen Abschnitt gelesen, nach seinem ganzen Inhalte überblicken, so finden wir darin eine große Zahl von Gleichnissen aneinander gereiht, die der Herr, wie es aus den andern Evangelien sich ergibt, und wie auch die heiligen Väter es bemerken, bei verschiedenen Anlässen vorgetragen. Je größer aber die Mannigfaltigkeit dieser Gleichnisse, desto bezeichnender sind auch die Worte des Herrn, die der Evangelist zum Schlusse noch anführt: „so ist ein jeder Schriftgelehrte, der die Wissenschaft vom Reiche Gottes besitzt, einem Hausvater ähnlich, der aus seinen Vorräthen mancherlei hervorholt, so Neues wie Altes." Ja wohl hat er Neues geoffenbart und ans Licht gebracht, denn er ist es ja, der Alles erneuert, und dennoch hat er auch das Alte nicht verschmäht, weil das Mysterium der Erlösung eine neue Schöpfung ist auf dem Boden der alten, und weil sein lehr- und segenreiches Wort fast immer an schon Bestehendes und Bekanntes sich anschloß, wie dieß in jeder

Parabel der Fall ist. Und nun, da unser heutiges Evangelium wiederum an ein altes, d. h. bekanntes, oft wiederholtes Bild uns anweis't, an das Senfkorn nämlich, das zum Baume erwächst, was soll unsere Betrachtung darüber zu Tage fördern? Gleichfalls Altes und Neues. Das Alte ist das oftmals Vernommene, nach der sorgfältigen Auslegung der Väter, die unter emsigen Christen so bekannt geworden, wie das Gleichniß selbst; das Neue findet sich gelegentlich im Gange der Zeiten, in jenen Verhältnissen und Ansichten der gegenwärtigen Menschenwelt, unter deren Einflusse wir stehen.

Wenden wir uns zuerst zu jenem Samenkorn, dessen innere Lebenskraft so mächtig, daß es zum herrlichen Baum sich entwickelt, und fragen nach seiner Bedeutung, so werden schon die verschiedenen Erklärungen der ehrwürdigen Väter uns den Beweis geben, daß sich dieses schwerlich mit einem Worte vollständig bezeichnen lasse. Denn der eine bezieht es auf Christum selbst, der andere auf das Evangelium, das Wort Gottes, der dritte auf den Glauben, auf die Gnade. Es ist aber alles dieses zugleich und mitsammen wahr; denn immer ist von dem Keime des neuen geistigen Lebens die Rede, der, anfangs unscheinbar und unbekannt, in seiner Entwickelung gar bald eine unendliche Wirksamkeit kund gab. Wenn aber eben deßhalb das Bild des Samenkorns gewählt wurde, weil die innere Keimkraft desselben nur erfahrungsmäßig erkannt wird, warum hat der Herr nicht den Samen der Eiche, der Platane,

der Ceder genannt, warum gerade nur das Senfkorn? Fürs erste wohl deßwegen, weil diese riesenhaften Bäume der Wälder und Gebirge nicht von Menschenhand gepflanzt zu werden pflegen, da hingegen die Kirche insofern eine solche Pflanzung darstellt, als ihr göttlicher Urheber in menschlicher Wesenheit, als Menschensohn und Mittler, ihren Grund gelegt hat; — sodann, und zwar vorzugsweise, in Hinweisung auf die besonderen Eigenschaften oder Kräfte, die diesen Samen auszeichnen, also in Beziehung auf die feurige, erweckende, läuternde, durchdringende, heilende Kraft, die der lebendige Glaube auf das menschliche Herz, auf Willen und Gesinnung ausübt.

Alles dieses haben die Väter (wie Augustinus und Gregorius) von jeder Seite beleuchtet, es ist ihnen oft genug nachgesagt worden; und dennoch thut es noth, immer wieder neu darauf hin zu weisen. Und weßhalb? Wir wollen darüber die neuere Aussage eines Mannes hören, dessen Name unter die gefeiertsten unserer Zeit gezählt wird. Es ist, sagt er, eine sehr sonderbare Art von Ungerechtigkeit, mit der man den Vertheidigern der katholischen Wahrheit begegnet. Die Einwürfe und Widersprüche gegen dieselbe werden gewöhnlich mit Beifall und Behagen angeführt; treten dann jene Vertheidiger hervor, um zu antworten, so weiset man sie mit der Bemerkung zurück: die Sache sei nicht ansprechend (nicht interessant) genug, die Welt habe dermalen an ganz andere und bessere Dinge zu denken, die Zeit der theologischen Fragen und Forschungen sei vorüber. Also

unsere heilige Glaubenslehre soll nicht ansprechend, nicht geeignet seyn, sonderliche Aufmerksamkeit zu wecken; und doch ist die Nichtigkeit dieser Behauptung schon durch die lebhafte Begierde erwiesen, womit die Einwürfe und sogenannten Widerlegungen aufgenommen werden. Die Wahrheiten des Heils werden als solche bezeichnet, die man nur mit Gleichgiltigkeit oder Langweile hinnimmt, und doch ist ihnen von jeher nur innige Liebe oder glühender Haß zu Theil geworden; ja durch ihr völliges Verschwinden aus dem Gedächtnisse und Herzen der Menschen würde eine so furchtbare und ungeheure Leere in der sittlichen Welt entstehen, daß selbst die meisten jener pomphaften Klügler, welche dieselben für ihr eigenes Heil als überflüssig betrachten, dennoch darin übereinstimmen, daß man sie den »gewöhnlichen Leuten" nicht entreißen dürfe.

So redet ein edler christlicher Denker (Alexander Manzoni), und erinnert dabei an ein sehr treffendes Beispiel der Vorzeit; an den Bescheid, welchen die Männer des Areopags in Athen dem heiligen Paulus gaben, nachdem er ihnen das Evangelium verkündet. Ihre Antwort war: „wir wollen dich darüber ein andersmal vernehmen." Der Vortrag des Apostels erschien ihnen nicht ansprechend und wichtig genug; sie meinten wohl für jetzt mit größeren Dingen sich beschäftigen zu müssen, als mit diesen Offenbarungen über Gottes Wesen und Liebe, über des Menschen Verfall, Erlösung und einzige Hoffnung. Wenden wir das alles nun auf unseren Gegenstand an, so begegnen uns allerdings Leute

genug, die in völlig verweltlichter Gesinnung das Wort vom Reiche Gottes, vom geistigen und ewigen Heile kraft- und geschmacklos nennen; dafür jedoch, daß sie ganz und gar irren, dafür bürgt schon das vom Herrn gewählte Bild, der sein mächtig erweckendes, belebendes Wort mit der bitteren, feurigen, heilsamen Kraft des Senfkorns in Vergleich gebracht; einer Kraft, die freilich nur der an sich erfährt, der es willig annimmt, und in seinem geistigen Innern wirken läßt.

So wahrhaft und wesentlich jedoch diese Beziehung ist, die wir an unserem Gleichnisse aufgefaßt, so beschränkt sich dieselbe doch nur auf die Wirkung, welche die göttliche Wahrheit und Gnade in dem Gemüthe der Einzelnen übt, und die auch im Gleichnisse vom Sauerteige angedeutet wird; die Hauptbeziehung aber, oder die vorzüglichste Seite ist die des Aufsprossens und Wachsthumes zu einem weit verästeten Baume. Denn es entsteht ja nothwendig, gleich von vorn herein, die Frage: auf welchem Wege jene himmlische Wahrheit und Gnade in das Innere der Herzen gelange? Geschieht dieß etwa durch eine unmittelbare Mittheilung des Lebens aus göttlichem Borne? Eines solchen Einströmens des höhern Lichtes haben auch die Pythagoräer ehedem sich gerühmt, und jene seltsamen Pfleger eines sogenannt beschaulichen Lebens an den Ufern der indischen Ströme, die in ihrem Wahne es so weit bringen, sich in das Leben des Brahma zu versenken. Oder gelangt alle Glaubens- und Geisteskraft in unser Inneres mittelst der Lesung der heiligen Schrift? Gewiß

ist das Lesen derselben, zumal jener des neuen Bundes, ein schönes und heilsames Geschäft, und zwar für Solche, deren christlicher Sinn bereits hinlänglich gebildet; aber noch ehe davon die Rede seyn kann, gibt es anderer Fragen nicht wenige. Denn woher und durch wessen Vermittlung sind wir denn im Besitze dieser heiligen Schriften? Wieso wissen wir, daß sie heilig, oder unter der Mitwirkung und besonderen Obhut des göttlichen Geistes geschrieben sind? Wer hat uns gerade diese Bücher und Sendschreiben gesammelt, aufbewahrt, ausgewählt, und die unechten, die unterschobenen ausgeschieden und verworfen? Wer bewacht ihre richtige Uebertragung in unsere jetzige Sprache, und wer leitet uns, ihren echten Sinn aufzufassen, damit nicht Jeder daraus folgere und deute, was eben die Laune oder der Mißverstand ihm eingibt? Viele Jahre, wie Jeder wissen kann, blühten schon die zahlreichen Christengemeinden in Jerusalem, Damaskus, Antiochia, Alexandria, Ephesus, Rom und anderwärts, ehe von einer abgeschlossenen heiligen Schrift des neuen Testamentes die Rede seyn konnte, und das Evangelium Johannis wurde gewiß nicht früher als ein halbes Jahrhundert nach der Himmelfahrt Christi geschrieben; als der Jünger, „den Jesus liebte," schon ein sehr hohes Alter erreicht hatte.

Die heilige Kirche also ist es, die jedenfalls früher gedacht werden muß, als die Schrift, welche das Werk ihrer erhabensten Mitglieder und Organe ist, die der heilige Geist dazu berufen und befähigt; die

Kirche ist es, die uns die Schrift gegeben und bewahrt hat, und ihren Sinn uns aufschließt; sowie sie auch, nach der Verheißung des Herrn, fortwährend vom heiligen Geiste in alle Wahrheit geführt wird. Die Kirche ferner ist es, die außer dem Lehrworte Christi, außer den Wahrheiten des Glaubens, auch die Theilnahme an seinem erlösenden Verdienste, an seinem belebenden Leibe, sowie die Gnadengaben des heiligen Geistes uns vermittelt; sie ist es, durch welche Christus selber in der Mitte der Menschheit lebt, wie der Same sich zum Baume entfaltet; die sichtbare Kirche demnach ist der Baum, der aus dem Senfkorne sprossend sich empor gehoben, und weithin seine Aeste breitet.

Fassen wir dieses Bild nun näher ins Auge, so erkennen wir am Baume zuerst ein, von innen heraus gedeihendes Leben, das zwar in sehr verschiedene Organe (Wurzel, Stamm, Aeste, Blätter, Blüthen) sich entfaltet, welche jedoch durch den steten Kreislauf des Einen Nahrungssaftes in lebendiger Einheit erhalten werden. Diese Lebenseinheit der Kirche ist in den Worten ausgedrückt: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller" (Eph. 4.), was ohne Vergleich lebendiger und christlicher lautet, als der beliebte Wahlspruch neuester Zeit: „Eine Wahrheit, Ein Recht, Eine Schönheit." Denn diejenige Wahrheit, die allein beseligt, ist eben der Inhalt des Glaubens. Die wahre Gerechtigkeit wird erst dann unser, wenn das erlösende Verdienst des Herrn unser Eigenthum bleibt; und nur die Nachfolge seines Wandels führt

zur echten, sittlichen Schönheit. Diese Lebenseinheit in der Mannigfaltigkeit, worin jedes Einzelne durch das Ganze erhalten wird, und doch wieder dem Gedeihen des Ganzen dient, begründet die organische Gestaltung der Kirche. Wie in der bürgerlichen Gesellschaft des Staates, unter dem Oberhaupte, welches mit der Majestät der Herrschaft bekleidet ist, alle übrigen Stände sich gliedern und ordnen; so kann auch die göttliche Anstalt für die Erlösung und Heiligung der Menschen solcher Ordnung und Gliederung nicht entbehren; oder, um unserm Bilde gemäß zu reden, ohne Wurzel und Hauptstamm kann von Aesten, Zweigen, Blüthen keine Rede seyn. Ist nun sonder Zweifel Christus selbst die Wurzel und der Stamm, der sich von Anfang her in die Hauptäste der Apostel, und so in die Menschheit ausgebreitet und entfaltet hat, so mußte doch, durch seine eigene ausdrückliche Fürsorge, ein Mittelstamm für alle ferneren Verästungen, als Träger und Organ der Einheit, aufgerichtet oder festgestellt werden, damit die Kirche das bliebe, wozu sie bestimmt war: „die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit.“ (1. Tim. 3.) Daß aber in der Person und apostolischen Würde des heiligen Petrus und seiner Nachfolger dieser Mittelstamm erlesen ward, während die Aeste des Baumes zunächst die bischöfliche Autorität (das Episcopat) bezeichnen, ist ohnehin Jedem wohl bekannt, der es nicht künstlich läugnen will.

Nach diesen Gesetzen hat der Stamm nach allen Weltgegenden mit seinen Aesten sich ausgebreitet, und

ist zum herrlichen Baume erwachsen, so daß die Vögel der Luft herbei kamen, um auf den Zweigen zu wohnen. Unter dem Ausdrucke: die Vögel des Himmels, verstand man im Zeitalter Christi häufig die heidnischen Völker. Auch der heilige Hilarius erklärt es so. Die Aeste, sagt er, sind die aus der Kraft Christi hervorgegangenen Apostel; zu ihnen, von der Hoffnung des Lebens gezogen, flüchteten sich die bisher vom Sturm umher getriebenen Völker. In der That, der Kunde von Gott und vom künftigen Leben ermangelnd, flatterten diese ohne Unterkunft, ohne geistige Heimat, ohne Lebensbestimmung und Frieden im Leeren und Gränzenlosen umher; nun aber, da sie den Ruf des Herrn vernahmen: »kommt ihr Alle,« kamen sie von allen Seiten freudig, um die Ruhe ihrer Seele, und die Nahrung des geistigen Lebens zu finden. Mit vollem Rechte können wir aber auch alle die einzelnen Menschen hierher rechnen, die, nachdem sie lange und vergeblich in bloß weltlicher und sophistischer Weisheit Befriedigung gesucht, endlich wieder zur Kirche und Offenbarung ihre Zuflucht nehmen, und hier Wahrheit und Frieden finden, um fernerhin, wie der Apostel sagt, »nicht mehr umhergetrieben zu werden vom Winde jeglicher Meinung, durch die Schalkheit der Menschen, durch die arglistigen Künste, die zum Irrthum verleiten.« (Eph. 4.)

Hier nun freilich bringen es die Verhältnisse der Zeit mit sich, daß wir einen Vorwurf, der solchen Rückkehrenden gemacht zu werden pflegt, nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn viele andere mit dem

Fittig des Geistes Begabte umflattern zwar den himmlischen Baum, doch eben nicht alle suchen sich daselbst ihre Wohnung. Sie wollen zwar dem Baume seine (geschichtliche) Größe und Schönheit nicht absprechen, allein sie finden ihren Ruhm darin, sich von seinem Schatten fern zu halten. Je weiter die Krone dieses Baumes sich verbreitet hat, desto dichter und düsterer, behaupten sie, sei eben auch der Schatten, den er auf die Erde geworfen. Und dieser Schatten ist es, den sie mit großer Selbstgefälligkeit als geistige Finsterniß, Obscuranz und Aberglauben auszurufen im Brauch haben. Nun hilft gegen so beliebte Redensarten keine bittere Entgegnung; und immerhin dürfen wir dieß Zugeständniß machen: der Baum, den Christus gepflanzt, gewähre wirklich Schatten, und somit auch Erquickung. Wer liebt nicht einen stattlichen Baum auch um seines Schattens willen? Aber besehen wir uns diese vielbestrittene Sache näher. Wissen nennt man gewöhnlich Licht, Glauben hingegen wird dem Dunkel verglichen; denn, so lautet der Gemeinplatz: man glaubt nur, was man nicht weiß. Denken wir aber reiflicher darüber nach, so stellt es sich ganz anders. Wenn die Krone des Baumes nach unten den Raum beschattet, aber keineswegs verfinstert (denn Finsterniß ist ja Mangel des Lichtes), erhebt sie sich, nach oben hin, in das volle Himmelslicht, dergestalt, daß jedes einzelne Blatt ihres Laubes an der obern Fläche hell beleuchtet, an der untern schattig ist. Dürfen wir nun zwar niemals der Worte des heiligen Paulus vergessen,

daß wir hiernieden nicht im Schauen wandeln, sondern im Glauben, so mahnt doch eben dieser Apostel, sowie Petrus überall, daß wir uns bemühen sollen, in der Erkenntniß der Wahrheit, in der Wissenschaft des Göttlichen, immer fortzuschreiten. Nun ist die falsche und schädliche Ansicht eben nur die, welche Glauben und Wissen als einander widersprechend und wechselseitig ausschließend betrachtet, wovon das Gegentheil doch so leicht einzusehen ist. Wenn wir einen geübten Rechner um irgend ein Zahlenergebniß fragen, das uns für den Augenblick unbekannt, z. E. wie viel die Zahl 27 mit sich selbst vervielfältigt betrage, und er antwortet unverzüglich: 729, so glauben wir ihm, seiner erprobten Kenntniß vertrauend; wollen wir es außerdem auch wissen, so rechnen wir selber nach, und finden dasselbe. Wenden wir dieß auf höhere Dinge an, so wird ein Jeglicher, der eines reiflichen Nachdenkens fähig, durch die Betrachtung der sichtbaren Welt und seiner selbst zur Erkenntniß eines unendlichen, unbedingten Gottes und Schöpfers gelangen; mit der von Gott uns gegebenen Vernunft ist zugleich schon die Fähigkeit, Gott zu erkennen, uns gegeben; so lehrt Paulus, so Thomas von Aquin, so die Kirche. Werden wir nun bei jedem Anlasse, bei jeder Anregung zum Gebete, zum Aufblicke nach oben, uns erst die Zeit nehmen, alle diese Gedanken, Urtheile und Schlüsse zu wiederholen, und uns zum Bewußtseyn zu führen? Keineswegs, sondern wir glauben an den unsichtbaren, unsterblichen Gott, den unendlichen Gebieter, und dieser Vorgang

ist kürzer, lebendiger und freudiger. Und wenn schon viele der geoffenbarten Wahrheiten, als Thatsachen und Mysterien, ohne Offenbarung uns fremd geblieben wären, so sind doch alle ohne Ausnahme von der Art, daß wir ihrer himmlischen Erhabenheit, Schönheit und Gewißheit vollkommen inne werden können, und dieß in dem Maße, als wir der göttlichen Gnade im Leben treu sind; dergestalt, daß der heilige Thomas von Villanova öffentlich eingestand und bekannte: er glaube nicht, weil ihm alle Wahrheiten des Heiles so klar und licht vor dem Geistesauge stünden. Doch eben darum ist der heilige Glaube genügend für Alle, so verschieden auch ihre Fähigkeit und ihre Geistesbildung; und der emsigste Gelehrte und Denker besitzt in dem, was er von den Heilswahrheiten erkennt und weiß, weder etwas anderes noch wesentlich mehr, als was im Glauben jedes einfachen und gerechten Menschen, der im Gehorsame Christi und der Kirche lebt, enthalten und beschlossen ist.

Wie demnach der Schatten eines Baumes keine Dunkelheit, sondern vielmehr ein, für unser Auge wohlthätiges, gemäßigtes Licht zu nennen, so ist es eben der segenreiche Baum der Kirche, der dieselbe himmlische Wahrheit, welche für das irdische Auge kein Gegenstand der Anschauung seyn kann, im Lichte des Glaubens allen Menschen darbeut, damit sie darin ihre volle Ruhe und geistige Sicherheit finden. Und indem dieser Baum, der zum Himmel anstrebt, mit seinen Wurzeln in dem irdischen, geselligen Menschen- und Familienleben sich befestigt, hat ein Mann, der einen berühm-

ten Namen trägt (Montesquieu) wohl ein tiefes Wahrheitsgefühl an den Tag gelegt, da er sagte: »Das Christenthum, das vorzugsweise unsere Glückseligkeit im künftigen oder jenseitigen Leben bewirken soll, bereitet auch noch unsere Glückseligkeit hiernieden.« Davon hat keine Zeit eine so unabweislich deutliche und schmerzliche Erfahrung, als die unsere, in ihrer Glaubensschwäche, in ihrer Entfernung von dem kirchlichen Leben, und in ihrer fast trostlosen Sehnsucht nach Glückseligkeit. Und so hat es zwar den Anschein, als sollte das Bild des Baumes auch noch in anderer Weise an der Kirche sich bewähren, da nicht wenige ihrer Aeste und Zweige verdorrt erscheinen, und nur welkes Laub noch tragen, oder mit jenen zwar üppig grünen, doch dem Baume fremden Schmarotzer- und Wuchergewächsen mannigfacher Irrlehren, Schwärmereien und täuschenden Wortprunks bekleidet sind. Doch all dieß Unheil trifft das innere Leben des Baumes nicht, der eben keine Staude ist, sondern jeden Winter überdauert, aus seinen Aesten immer neue Zweige treibt, auch wohl den beschädigten wieder neues Leben zuführt. Achtzehn Jahrhunderte steht nun die Säule und Grundfeste der Wahrheit, seit achtzehn Jahrhunderten gedeiht und wächst der Lebensbaum, den Christus gepflanzt; unzählige Stürme haben vergeblich an ihm gerüttelt, unter welchen jene, mit denen das vorige Jahrhundert beschloß, wohl die furchtbarsten waren; und wir glauben nicht allein, sondern wissen, wir wissen nicht allein, sondern glauben, daß Christus immer und ewig mit der Mensch-

heit seyn werde, und die Menschheit mit ihm. Selig also, die auf den Zweigen dieses Baumes wohnen, in seinem Schatten ruhen, in seinem Lichte sich sonnen, von seinen Früchten sich nähren; sie werden von da, getragen von der Huld Gottes, sich empor schwingen in die Heimat des ewigen Friedens. Amen.

Am Sonntage Septuagesimä.

„Berufe die Arbeiter, und gib ihnen den Lohn, anfangend von den letzten bis zu den ersten. (Matth. 20, 8.)

Ein jeder Gegenstand, wie das uralte Sprichwort lehrt, hat seine mehrfachen Seiten, und wer von diesen nur eine einzige kennen gelernt, besitzt eben nur eine sehr einseitige Kenntniß, die nirgend ausreicht. Wer z. B. einen Baum bloß nach seinem Laube von andern zu unterscheiden weiß, dem wird derselbe im Winterfroste, oder wenn die Raupe jedes Blatt verzehrt, unkenntlich, und wer einen Menschen bloß nach seinem Angesichte und seinen Redensarten beurtheilt, ist noch lange nicht versichert, wie es mit seinem Innern beschaffen sei. So steht es aber auch um die höchste Angelegenheit des Menschenlebens, um Glaube und Frömmigkeit, mit einem Worte, um die Religion. Wer sie lediglich als eine Sache des Herzens, des Gefühles erfaßt, der weiß noch lange nicht, was er als unverfälschte, heilige Wahrheit zu glauben, mit geistiger Willenskraft zu thun oder zu meiden habe; seinen Handlungen und Schritten fehlt das strenge Richtmaß, und weder vom Gehalte seines Glaubens vermag er Rechen=

schaft zu geben, noch ist er befähigt, vor Irrthum und Schwärmerei sich zu wahren. Hinwiederum, wer den Lehrgehalt des Glaubens und der Religion bloß in seinem Gedächtnisse trägt, dem gestaltet sie sich gleich einem todten Buche, der kennt nicht ihr Leben und ihre Kraft. Es kommt also gar sehr darauf an, daß wir die Offenbarung der göttlichen Liebe in Christo in aller Weise als die Wahrheit des Heiles, als die Kraft unserer Rechtfertigung und Beseligung anerkennen, damit sie unsere geistigen Kräfte und Fähigkeiten, unser ganzes Leben durchdringe, und über keine wichtige Beziehung oder Aufgabe desselben uns in einem Irrthume lasse. Das Licht des Evangeliums soll, gleich der Mittagssonne im hohen Sommer, die keinen Schatten wirft, Alles aufhellen und in Klarheit setzen, damit in unserem Gemüthe keine thörichte oder abergläubische Meinung, kein Selbstbetrug, keine menschliche oder dämonische Bosheit sich bergen könne.

Dafür nun hat der Herr reichlich gesorgt, indem er uns die verschiedenartigsten Beziehungen und Verhältnisse des christlichen Lebens, in der Kirche, in mancherlei Parabeln vor Augen führte, die er aus Vorgängen der Natur und des gewöhnlichen Menschenlebens entnommen. Eine solche Parabel haben wir auch heute vor uns, deren Zweck und Lehrgehalt darin besteht, uns sowohl die Wege der göttlichen Vorsehung mit den Menschen, und die Arbeit oder Aufgabe des Lebens darzustellen, als auch die engherzigen Ansichten zu berichtigen, die in Bezug auf den Lohn dieser Arbeit so häufig gang und

gäbe sind. Eben dieser doppelten Seite wegen, werden wir auch an ihr zuerst einen großen, weltgeschichtlichen Umfang erkennen, der das ganze Menschengeschlecht umfaßt, und dann eine engere oder besondere Bedeutung, die den Einzelnen angeht.

Wenden wir uns für's erste zu dem Bilde oder Gleichnisse selbst, an welchem die Aufgabe des Lebens sich spiegelt, so ist es wahrlich großartig genug, und es wird kaum irgend ein reichhaltigeres sich finden. Denn welche Beschäftigungen sind die zunächst nothwendigsten, und in ihren weiteren Folgen segenvollsten auf Erden? Allerdings jene, von welchen vorzugsweise die Bildung und Gesittung des geselligen Lebens abhängt. Indem der Feldbau die Menschen an feste Wohnplätze bindet, sichert er nicht allein ihre Bedürfnisse, und legt den Grund zur gesellschaftlichen Ordnung, er gewährt auch einzelnen Menschen Muße zu höherer, geistiger Entwicklung, und es ist bekannt, wie wenig das Christenthum bei solchen Völkern Eingang gewinne, denen der Feldbau noch fremd ist, oder die ihn nur flüchtig und nebenbei betreiben. Eine höhere Stufe der Cultur des Bodens ist die Pflanzung des Weinstocks, der den Sterblichen, sofern die Gränzen des Heilsamen nicht überschritten werden, ein Mittel der Kräftigung und Erheiterung gewährt, das ihm (wie die heiligen Väter zur Geschichte Noah's bemerken) in trüben und mühseligen Zeiten von der Vorsehung gereicht wurde. Brot und Wein sind die beiden Gottesgaben, die dem leiblichen Menschen ausschließlich angehören, sie sind auch

die Grundlagen des Sacramentes, in welche die Gaben des unsterblichen Lebens sich hüllen.

Wie nun die Bearbeitung des Weinberges, die Pflege des Weinstockes ein Erzeugniß zu Stande bringt, wodurch das irdische Leben gekräftigt, und, wenn auch vorübergehend, zu einer freudigern Stimmung erhoben wird, so geschieht es in solcher Beziehung, daß auch jene Anstalt Gottes, die den Menschen aus seinem gesunkenen Zustande zur ursprünglichen Freudigkeit und Würde wiederherzustellen beabsichtigt, schon bei den alten Propheten unter diesem Bilde geschildert wird. Der Weinberg bezeichnet also die Kirche, die, im weitesten Sinne, drei aufeinander folgende Zeitalter umfassend, durch das Gesetz des Gewissens, als der ersten Urkunde und Wirksamkeit der Erlösung, schon mit Adam begann, mit der Stiftung des alten Bundes eine äußerlich ausgezeichnete, vorbildliche Stellung einnahm, doch erst durch den Bund der Gnade zur Vollendung gelangte. In diesem geschichtlichen Sinne haben daher auch die Arbeiter, die in den Weinberg berufen wurden, die doppelte Aufgabe, nicht bloß für ihr eigenes Wohl, sondern auch für das Heil ihrer Zeitgenossen sich zu verwenden. Der gesammte Zeitlauf, der vom Anfang bis zum Ende der Menschengeschichte reicht, wird mit einem vollen Tage verglichen, auch wohl der große Welttag genannt; auf die einzelnen Abschnitte oder Zeitalter deuten deßhalb die Stunden. Diesem Vergleiche entsprechend, wird die Kindheit des Menschengeschlechtes als der Morgen, seine Entwicklung und Heranreife als

der Vormittag, die Zeit, die Alles zur Vollendung führt, als die vom Mittag bis zum Abend bezeichnet. In jedem dieser Zeitalter sehen wir einzelne, hervorragende Menschen, welche, durch besondere Wege der Offenbarung geführt, zu Werkzeugen für das Heil der Uebrigen dienten; so vor der großen Fluth die Erzväter Seth, Enoch und Noah, nach derselben Abraham und die auf ihn folgenden Patriarchen; in einer neuen, wichtigen Völkerepoche Moses, Aaron und Josua; sodann zur Zeit, als die eigentliche und bekannte Weltgeschichte, durch das Reich der Perser, und ihre Kämpfe mit den Nachbarvölkern, eben erst den Anbeginn genommen, die Propheten. Doch jene früheren Berufungen der Arbeiter haben ein ganz anderes Gepräge, als die späteren. Denn von den ersten Arbeitern, die der Hausvater am frühen Morgen berufen, wird gesagt, daß dieser ausgegangen sei, um sie zu dingen, und wie er mit ihnen in Betreff des Lohnes Uebereinkunft getroffen. Auch in den späteren Morgen- und Vormittagsstunden (der dritten, sechsten und neunten) sprach er zu den Berufenen: „gehet gleichfalls hin, und ich werde euch geben, was recht ist.“ Denjenigen hingegen, die er nach Mittag (in der eilften Stunde) angetroffen, verwies er zuerst, daß sie den ganzen Tag müßig gestanden, dann schickte er sie, ohne alles Uebereinkommen, in den Weinberg; so, daß es den Anschein hat, als bedurfte er, weil die Arbeit schon im vollen Gange, ihrer Hände gar nicht, und als berief er sie lediglich aus Erbarmen mit ihrem müßigen Dastehen. Er verheißt ihnen keinen

Lohn, und sie scheinen auch nichts zu fordern, vielmehr, indem sie freudig dem Rufe folgen, schon durch diesen Ruf und die Arbeit sich belohnt zu fühlen.

Wo hier der Sinn zu suchen, das ist anschaulich genug. Die Arbeiter in den ersten Tagesstunden, die Gerechten und Gottgetreuen der früheren Jahrtausende, hatten eine Aufgabe zu erfüllen, deren Last nicht gering war; sie sollten für alle sie umgebenden Völkerstämme als Zeugen und Verkünder göttlicher Wahrheit auftreten, die Heiligkeit des unsichtbaren Schöpfers und Gebieters durch Wort und That, Wandel und Lehre bekennen, von Naturvergötterung und den Gräueln des Heidenthums sich rein bewahren, und die Hoffnung aufrecht halten, die ihren Geistesblick dem kommenden Heile entgegen wendete. Aber nach dem Stande der sittlich geistigen Bildung, auf dem sie noch sich befanden, wurden sie auch von der göttlichen Weisheit so gelenkt und geführt, wie sie es lebendig zu fassen vermochten; ihrem Glaubenseifer und ihrer Treue wurde die irdische Glückseligkeit zum Lohne verheißen, und außerdem noch auf einen jenseitigen Frieden hingewiesen, um sie, der fleischlichen Gesinnung der Naturdiener gegenüber, in geistiger Gesinnung zu befestigen. Ganz anders geschah es zur Zeit jener großen Wendung des Welttages, als die Höhe desselben, die Mittagstunde, schon eingetreten, das irdische Werk des Herrn, und die neue Gestalt des Gottesreiches vollendet war. Selbst die Apostel, bevor sie geistig erneuert, fragten noch: »Herr, wir haben Alles zurück gelassen, um dir nachzufolgen

was wird also unser Lohn seyn?“ Aber als Paulus berufen wurde, stellte er diese Frage nimmer, sondern er fragte nur: „Herr, was gebeust du, daß ich thun soll?“ Und die Antwort war: „bisher bist du müßig gewesen, hast deine Thatkraft, deinen herben Eifer an Unnützes und Verkehrtes gesetzt, gehe auch du in meinen Weingarten.“ Und er hat mehr als die Andern gearbeitet. So geschah es auch fernerhin bei der Berufung der Heiden; ihres bisher so leeren, in Bezug auf Wahrheit und Heil müßigen Lebens sich bewußt, gehorchten sie freudig dem Rufe, in welchem sie die Güter der Rechtfertigung und des Friedens fanden, und verlangten sonst nichts, weil sie in äußeren Dingen nimmer die Seligkeit suchten.

Je größer aber die Zahl der so Berufenen geworden, desto mehr tritt die andere Seite ihrer Aufgabe hervor, die darin besteht, daß jeder Einzelne zwar verpflichtet ist, nach Maßgabe seiner Fähigkeit und Stellung für das Heil der Uebrigen zu wirken, doch aber dabei, mit nicht minderer Sorgfalt, für seine eigene geistige Wohlfahrt bedacht seyn muß. Die Arbeit im Weinberge des Herrn umfaßt auch das Geschäft des Einzelnen, mittelst der Hilfe von oben sein eigenes Leben zu veredeln, damit es der Idee oder dem Willen Gottes entspreche. Da erscheint dann zuerst wieder das Unkraut. Wie viel böse Keime auf dem Boden unseres Gemüthes! wie emsig ist da von Jugend auf zu jäten und rein zu halten! Doch reicht das Jäten allein nicht aus. Der Winzer gräbt um jeden Weinstock eine Grube, damit hier der befruch-

tende Regen sich sammle. Was unserm Geiste nothwendig, ist dieses, daß er seiner Einsamkeit sich bewußt werde, aus dem bunten Wechsel der äußern Welt sich zuweilen in sich selber zurückziehe. Beschäftigt sich der Einzelne, oft genug, mit dem Gedanken, daß er, als ein geistiges Wesen, in seiner Persönlichkeit vereinsamt stehe, für seine freie Wahl allein verantwortlich sei, und einst, sobald die Verbindungen mit der sichtbaren Welt gelöset, einzig nur mit diesem seinem Ich oder geistigen Bewußtseyn hinüber gehe, so wird ihm die Abhängigkeit von Gottes Macht und Gnade erst lebhaft fühlbar, so daß er in den Sinn der Psalmesworte eingeht: „siehe huldvoll auf mich, o Herr, und erbarme dich meiner, weil ich dürftig und einsam bin.“ Wer gewohnt ist, rings um die innerste Wurzel seines Lebens und Denkens eine solche Grube zu ziehen, dem kann auch das Unkraut nicht entgehen, der versäumt nicht, jedes keimende Böse zu erkennen und fortzuschaffen. Wollten wir aber dieß Geschäft von uns abweisen, und gleich jenem ungerechten Haushälter vorschützen, daß wir zum Graben nicht die Kräfte besitzen, daß solche Arbeit uns zu mühsam und betrübend sei, so hätten wir nur die Frage zu lösen: wie es dann komme, daß wir so unbedenklich bereit sind, anderwärts, und in Bezug auf das Thun und Lassen unserer Nebenmenschen, Spaten und Grabscheit rüstig zu handhaben? Von einem griechischen Feldherrn wird erzählt, er habe der Arbeit einiger Kriegsleute zugesehen, die bei dem Aufwerfen eines Erdwalls sehr lässig und träge

'85.

sich benahmen; es fand sich, daß es ihnen nur darum zu thun war, ihre Kleider zu schonen, damit sie vom Lehm nicht beschmutzt würden. Allein der Feldherr befahl, daß je einer die Gewande des andern anziehen mußte, und weil nun keiner für nöthig fand, das fremde Gewand zu schonen, ging die Arbeit rüstiger von Statten. So kann es jedem unter uns in ähnlicher Weise gesagt werden: du fürchtest zu graben, den innern Zustand deines Herzens recht in der Tiefe zu erforschen, weil du keinen Schmutz an dir finden magst; wohlan denn, ziehe fremde Kleider an, und denselben Fleiß und Scharfsinn, den du anwendest, um der Gesinnung und dem Seelenzustande Anderer nachzugraben, setze für dein eigenes Heil in Thätigkeit. »Der du Andere belehrst, wie belehrst du dich selber nicht?« Rom. 2 21.

Wie außerdem noch der Weinstock, um Frucht zu bringen, des Pfahles bedarf, der ihn stütze, und des Messers, das die üppigen Ranken hinweg nimmt, so ist auch unserem Geiste der Gehorsam nöthig, welcher Zucht und Ordnung wahrt, und die Entsagung von Allem, was seinem bessern Streben feindselig; und so kann die Aufgabe, die uns in der Angelegenheit des eigenen Lebens zugetheilt ist, vielfältig am Bilde des Weinstockes nachgewiesen werden. Aber auch darin erstreckt sich die Anwendung unserer Parabel auf die Menschen im Einzelnen, wenn wir auf die Verschiedenheit der Stunden oder Zeiten sehen, da sie zu jener höchsten Lebensaufgabe sich anschicken. Gar Viele nämlich sind in frühester Morgenstunde berufen; und eigent-

lich sind dieß alle jene, die im Schooße der Kirche aufgewachsen. Doch nicht Wenige von diesen sind treulos geworden, oder sie wurden von Kindheit auf in Lehre und Zucht verwahrlost, oder sie haben in unseligen Umgebungen gelebt, wo ihnen von Wahrheit und Heil nur spärliche Lichtstrahlen zugegangen; diese werden dann, auf sehr mannigfache Weise, erst im Mannes- oder Greisenalter aufs neue berufen, oder sogar noch in der letzten Abenddämmerung ihres Lebenstages. Wenn sie dann nur den Beruf hören, und ihm gehorchen, obgleich sie den größten Theil des Tages müßig verbracht, empfangen auch sie ihren Lohn; und dieser Lohn ist bei Allen der gleiche; ein Lohn, der, seinem geistigen Gehalte nach, zwar schon im Augenblicke des Hinüberganges jedem Einzelnen gewährt und gesichert ist, in seiner Vollendung und Fülle jedoch erst am Abende des großen Welttages, in der Wiederbringung aller Dinge zum Vorschein kommen kann.

Dieß ist nun der Punkt, um welchen die Parabel sich wendet. Wieso ist der Lohn bei Allen gleich? Redet der Herr nicht selber von höheren und geringeren Maßen des Lohnes; schildert der Apostel nicht sehr verschiedene Stufen der künftigen Verklärung und Seligkeit, indem er sich dabei des Vergleiches mit dem mannigfachen Glanze der Gestirne bedient? Wir erwiedern: der Lohn ist gleich, nicht den Graden und besonderen Auszeichnungen, sondern dem Wesen nach. Wollen wir an den unausbleiblichen, irdischen Lohn des sittlich Guten denken, so besteht er im Frieden mit

Gott, und dieser kann nirgend wesenhaft verschieden seyn; soll aber der jenseitige Lohn näher bezeichnet werden, so ist er wiederum der Friede mit Gott, nur in unzerstörlicher Befestigung; die Theilnahme an der Fülle des göttlichen Lebens, so wie mittelst der Auferstehung am Leben des Erlösers. Und auch darin kann dem Wesen nach keine Verschiedenheit Statt finden. So fern wir nun unter der eigentlichen Höhe des christlichen Standpunktes zurück blieben, würden wir über diese Weise der Vergeltung nicht erstaunen? Soll es uns anders als sehr befremdlich erscheinen, wenn wir hören, daß irgend ein Verwahrloster und Gottentfremdeter, der erst in den letzten Tagen seines Lebens aufrichtig zur Wahrheit sich gewendet, desselben seligen Looses sich erfreuen werde, wie jener, der immer dem Herrn treu, und unverdrossen für sein eigenes und Anderer Heil bemüht gewesen, und daß der Geringste darin dem Größten gleichgehalten sei? Allein in solchen Gedanken waren eben noch die Jünger befangen, die der Herr erst des Bessern belehren wollte; und so werden wir hier auf den großen Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen der bildlichen Erzählung selbst und der Wahrheit besteht, die an ihr sich entfaltet. Was in dem untern Gebiete unserer Parabel, in dem Benehmen des Hausvaters und der Arbeiter, durchaus als eine Thatsache gelten kann, das wird sich in dem höhern Gebiete, worauf das Gleichniß sich bezieht, zum Theil eben so wiederfinden oder wiederholen, zum Theil aber auch in einem völligen Gegensatze hervor stellen.

Bleiben wir demnach auf dem eigentlichen Boden unserer Parabel stehen, so können wir den Arbeitern, die über die Vertheilung des Lohnes grollen, so ganz unrecht nicht geben. Sie waren seit dem Sonnenaufgang, oder doch seit dem Vormittage bis zum Abend beschäftigt, haben im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet, und ihren Lohn redlich verdient. Und siehe, da gesellt sich in den spätesten Stunden allerhand Gelichter, hergelaufenes Volk hinzu, das nach kurzer Arbeit den gleichen Lohn empfängt. Darüber gerathen sie dann in Entrüstung. Zwar können sie es selber nicht läugnen, daß für sie daraus kein Verlust entsteht, denn es wird ihnen ja von ihrem Lohne nichts geschmälert; allein sie sehen doch den Vorzug beeinträchtigt, der ihnen vor den Andern zu gebühren scheint. Sie können auch weder die Güte des Hausvaters in Abrede stellen, noch seine unbeschränkte Macht, zu thun, wie es ihm beliebt; nur seine Gerechtigkeit ist es, die ihnen nicht einleuchten will, und die, ihrer Meinung nach, ein so höchst ungleiches Verdienst nicht so ohne allen Unterschied vergelten sollte. Vor solchen Urtheilen nun, auf die Angelegenheiten und Vorgänge des Gottesreiches übertragen, haben wir uns sorgfältig zu hüten. Werden wir etwa den Sinn der Parabel bis dahin ausdeuten dürfen, daß auch die Arbeiter im Reiche Gottes, die Heiligen des alten Bundes, dann die Apostel und andere apostolische Männer, zu ähnlichen Bemerkungen sich verleiten ließen? Solch' eine Gesinnung und Denkweise, solch' eine Engherzigkeit und Eigensucht würde vielmehr

zur Folge gehabt haben, sie vom Reiche Gottes auszuschließen; und wo vollends von einer himmlischen Belohnung, von der Beseligung die Rede ist, wäre dergleichen nicht einmal mehr denkbar. Hier gehen die später Berufenen oft selbst den früheren vor; wie man die Apostel wohl unbedenklich für höher Gestellte achten muß, als die Propheten. Auch ist es ja viel weniger die Zahl und Größe der äußerlichen Werke, die vor Gott gewürdigt werden, als die Gesinnung, aus der sie hervorgegangen. Was wir also daraus lernen, ist zunächst die Aufgabe, unsere gewöhnlichen Urtheile zu bewachen und zu prüfen, damit wir nicht, wider unser Vermuthen, auf den Irrwegen pharisäischer Ansichten betroffen werden. Wer die irdische, engherzige Sucht nach Belohnung sogar in sein religiöses Leben mit aufnimmt, und für die Uebung des Glaubens und gottgefälliger Werke immer nur den himmlischen Lohn im Auge behält, der wird auch überall das eigene Verdienst berechnen und geltend machen, das fremde hingegen verachten oder verkleinern; und nichts wird ihm leichter begegnen, als daß er verächtlich, oder wenigstens vornehm mitleidig auf diejenigen herabsieht, die, seines Wissens, nicht allezeit ein musterhaftes Leben geführt. Doch auch die ganz entgegengesetzte Gesinnung, die viel gepriesene Großmuth, die in der Uebung des Guten jeden Gedanken an Lohn als unwürdig abweiset, ist dem Christen fremd, und wenigstens sehr verdächtig; ja, wer sich rühmet, das Gute rein um des Guten willen zu üben, ohne dafür, durch Anspruch auf jenseitigen Lohn, mit Gott zu markten,

der pflegt damit oft nur anzudeuten, daß er auch die jenseitige Vergeltung für böse That, und für Versäumniß des Guten, zu glauben und zu fürchten unbequem findet. Wir halten uns vielmehr an die Mahnung des Apostels: »so seid nun standhaft und voll des Eifers im Werke des Herrn (in der Erfüllung seiner Gebote); denn ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich sei im Herrn.“ (1. Cor. 15.) Und wahrlich kann dieß nicht als Eigensucht getadelt werden, so Jemand nach dem Zeugnisse eines guten Gewissens, nach dem rechten Frieden strebt; denn wohin anders soll unsere Hoffnung, unser Streben sich richten, als zu Gott? So hat er es ehedem jenem treuen Arbeiter verheißen, den er zu seinem Weinberge berufen, so verheißt er es jedem von uns in Christo: »Wandle vor mir, und sei vollkommen; ich selbst werde dein großer Lohn seyn!“ Amen.

Am Sonntage Septuagesimä.

„Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten seyn."
(Matth. 20, 16.)

Eingang.

Von Alters her hat man für jede menschliche Stimmung und Leidenschaft eine Farbe ausgefunden, die ihr als Zeichen entsprechen soll; die Hoffnung wird durch frisches Grün, die Freude durch lichtes Roth und Weiß, die Trauer durch schwarz bezeichnet, den Neid mahlt man gelb. Und warum eben gelb? Gelb ist die Farbe der Sonne, des Goldes, sogar die heilig geachtete Farbe der Sinesen, aber auch die Farbe der Galle, die der Neid so heftig in Bewegung zu bringen pflegt. Und wie diese das Princip des Bitteren und Herben enthält, das scheidend, zersetzend und auflösend wirkt, so ist der Neid die schlimmste aller bitteren und zerstörenden Leidenschaften, er vergällt das Leben, er verwüstet die Freude, er hat von Anfang her den Tod, die Zwietracht und jegliches Elend in die Menschenwelt eingeführt; und, seltsam genug mag es scheinen, daß er eben so sehr bei vernunftlosen wie bei vernünftigen oder geistigen Wesen

heimisch ist. Die Hühner auf dem Hofe beneiden einander um jeden Regenwurm, bei unmündigen Kindern ist der Neid schon rege, und Jedermann weiß, daß er bei zunehmendem Alter eben nicht abnimmt. Denn wo immer die Selbstsucht, das Verlangen, sich selbst zu behaupten, es sei im natürlichen, es sei im geistigen Leben, im Uebermaße vorwaltet, da führt der Neid die Herrschaft, darum er auch insbesondere das Laster des Satans ist, der geistige Gifthauch, der alles Leben der Wahrheit und Liebe zerstört.

Wenn nun Geschöpfe aller Art, Naturwesen und geistige Wesen, Thiere und Menschen, Menschen und Dämonen, jedes in seiner Weise, der Qual des Neides unterliegen, so werden doch wenigstens diejenigen Menschen, die man unter die Frommen zählt, und die sich zur Verpflichtung bekennen, Gott über alles, und den Nächsten wie sich selbst zu lieben, von dieser gehässigen Leidenschaft frei geworden seyn? Unser Evangelium zeigt uns das Gegentheil. Denn wer sind jene Arbeiter, die der Hausvater vom müßigen Dastehen auf dem Markte in seinen Weinberg ruft, und die daselbst ihr Tagewerk verrichten? Allerdings solche, die im irdischen Leben und Wirken schon des göttlichen Willens und ihres Heiles gedenken, die Wahrheiten des Glaubens erfassen, dem ewigen Gesetze gehorchen, und manches Gute und Heilsame leisten. Allein, da der Hausvater am Abende die Letzten zuerst heran ruft, die Ersten zuletzt, und Allen denselben Lohn gibt, murren die früher zur Arbeit Berufenen, und zeihen ihn

der Unbilligkeit, als Leute, die des Tages Last und Hitze getragen. Haben sie deßhalb weniger, und ist dadurch ihr Lohn vermindert, weil Andere eben so viel empfangen, als sie? Dieß können sie vernünftigerweise nicht behaupten; wohl aber gibt ihr Murren zu erkennen, daß sie ungleich weniger aus dem Beweggrunde der gehorsamen Hingabe, der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, als aus Selbstsucht und Eigennutz die Hand ans Werk gelegt.

Was erwiedert der Hausvater diesen unzufriedenen, scheelsüchtigen Scheinfrommen? „Freund," sagt er, allen übrigen ihr Urtheil sprechend, zu einem von ihnen: »ich thue dir kein Unrecht. Bist du nicht um einen Denar mit mir einig worden? Nimm, was dein ist, und gehe hin in Frieden; ich will aber auch diesen zuletzt Gekommenen so viel geben, als dir. Oder ist mir etwa nicht erlaubt, zu thun, was ich will? Oder ist dein Auge boshaft, weil ich gut bin? So werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten seyn!" Welche Fülle von hohen, fruchtbaren Wahrheiten, die aus diesen einfachen Worten sich entfaltet! Wie seltsam auch die Schickungen, die uns treffen, sich gestalten, und wie wenig sie, unserem Urtheile nach, demjenigen, was wir verdient oder verschuldet, zu entsprechen scheinen, stets müssen wir die Ueberzeugung festhalten, daß Gott (nach dem Ausdrucke des Psalmes) gerecht sei in allen seinen Wegen, und heilig in allen seinen Werken, und daß er, von seiner Seite, das Freundschaftsbündniß nie zerreißt, so er in seiner Huld

mit uns geschlossen. Und daran mahnen uns die Worte: „Freund, ich thue dir kein Unrecht.“ Doch ehe wir uns der thörichten Versuchung hingeben, mit Ihm, dem Heiligen, zu rechten, und ehe wir in die sehr kindische Bemühung uns einlassen, in jedem besonderen Ereignisse, in allen einzelnen Wirren des Weltlebens nachweisen zu wollen, warum er es so gefügt oder zugelassen, und wie es mit der Weisheit und Güte seiner Vorsehung zu vereinbaren sei, sollen wir lieber zu dem Gedanken uns erschwingen, daß er, der unendlich Erhabene, auch über unser kurzsichtiges Urtheil erhaben, daß sein Gesetz sein Wille, sein Wille aber heilig sei; und diese Lehre geben uns die Worte: „ist es mir etwa nicht erlaubt, zu thun, was ich will?“ Er ist der absolute Herr und Gebieter; und wie heilig sein Wille, seine Liebe sei, davon gibt uns das Höchste Zeugniß, das er uns verliehen hat, unsere Willensfreiheit, die uns zu geistigen Wesen adelt, und der ewigen Beseligung fähig macht. Aber eben deßhalb warnt er uns, nicht böse zu seyn, weil er gut ist; nicht diese unsere geistige Freiheit zum Widerspruche gegen ihn und gegen uns selbst zu mißbrauchen. Und wenn es hauptsächlich thörichte Selbstüberschätzung und Hochmuth sind, aus welchen dieser Widerspruch hervor geht, so steht unserer beschränkten Einsicht seine ewige Weisheit gegenüber, die unsere Urtheile zu Schanden macht, die uns belehrt, daß vor seiner Anschauung gering ist, was wir als groß und herrlich bewundern: „die Letzten werden die Ersten seyn, die Ersten die Letzten.“ Bei diesem Ausspruche, der aller-

dings mächtig genug ist, unsern Stolz niederzuhalten, und den Neid aus unserem Herzen zu scheuchen, wollen wir heute verweilen, um in demselben die Ausgleichung und Versöhnung aller der Ungleichheiten und schroffen Gegensätze zu finden, an welchen wir Anstoß zu nehmen pflegen; und zwar werden wir diese Ausgleichung zuerst in jenen Verhältnissen der Dinge aufsuchen, wie sie diesseits sich gestalten, und dann in der Wendung derselben, die jenseits zu Stande kommt.

* * * *

Wie der Goldarbeiter, der Scheidekünstler, der Krämer bei seiner Wage steht, und sie so lange mit Sorgfalt beobachtet, bis die Zunge des Wagebalkens das beabsichtigte Gleichgewicht anzeigt, so verweilen auch wir nicht selten bei der Wage, so oft wir über die Verhältnisse des Menschenlebens, im Großen wie im Kleinen, unser Nachdenken anstrengen, und was pflegen wir zu finden? Wir legen unsere Wünsche, unsere Mühen, Tugenden und Verdienste, auch wohl in seltenern Fällen, unsere Fehler und Verschuldungen in die eine Schale, in die andere hingegen den geringen Antheil an Glückseligkeit, der uns geworden ist, und das Mißgeschick, worunter wir seufzen; und weil sich unserem Auge kein Gleichgewicht zeigen will, so sind wir behende mit dem Urtheile fertig, daß keine Gerechtigkeit auf Erden heimisch sei. Hat ja in uralter Zeit schon ein ehrwürdiger Dulder es ausgesagt! „Könnten

meine Sünden," klagte er, „durch welche ich den Zorn des Herrn verdient, und die Leiden, die ich dulde, auf einer Wage gewogen werden, gleich dem Sande am Meere würden diese als die größere Last erscheinen." (Job 6, 2.) Und so fragen auch wir: in was für einem richtigen Verhältnisse steht meine Rechtschaffenheit, mein redlicher Fleiß mit meinem Vermögen? Die Verdienste, die ich erworben, mit der Anerkennung und dem Lohne? Warum bleibe ich unbeachtet in Dunkel und Dürftigkeit, während Andere zu Glück und Ehre emporsteigen, die an Verdienst und Fähigkeit so tief unter mir stehen? Und wenn ich allerdings so manchen Irrthums, manchen verkehrten Schrittes mir bewußt bin, warum soll ich dafür eine Strafe tragen, die der Größe meiner Schuld nicht angemessen scheint?

Wie immer jedoch diese Gedanken und Urtheile ausfallen, handelt es sich vor Allem darum, ob unsere Wage etwas tauge, ob ihre Schalen und Hebel oder Arme wohl bemessen seien, und die Gewichte richtig? „Allein," so bezeugt die Schrift, „eitel sind die Kinder der Menschen, und lügenhaft mit der Wage." (Ps. 61.) „Gottes Gerichte hingegen sind nach dem strengsten Richtmaß der Wage, alle seine Werke gerechtes Gewicht." (Sprichw. 16.) Was für Gerichte, was für Werke? Nicht bloß die Strafen und Leiden sind damit gemeint, die er verhängt nach dem Maße der Vergehungen; nicht bloß der innere oder der äußere Lohn, den er dem guten Werke zutheilt, sondern überhaupt die verschiedenen Zustände und Schicksale der Menschen,

ihre mannigfache Begabung und Stellung, die Austheilung der Güter, der Reichthümer, der Ehren, der leiblichen und geistigen Kräfte. „Der Reiche und der Dürftige," sagt der Weise, „begegnen einander; der Beide so bestellt hat, ist der Herr." (Sprichw. 22.) Jeder betrachte sein Geschick, als von Gott ihm zugewiesen, damit der Reiche den Dürftigen nicht verachte, der Dürftige den Reichen nicht beneide; da vielmehr beide auf die wechselseitige Hilfe angewiesen sind, und das gesellschaftliche Leben im Staate ohne Verschiedenheit der Stände und Glücksgüter nicht bestehen kann. Denn wie der Dürftige des Reichen bedarf, der seine Arbeit belohnt, eben so wesentlich bedarf dieser des Armen; und wie würde es mit allem menschlichen Gewerbs- und Kunstfleiße stehen, wie mit der echten Heiterkeit des Lebens, die aus redlichem Fleiße hervorgeht, ja, wie könnte jemals ein geselliger Verein der Menschen gedeihen, wenn kein solcher Unterschied bestünde? Der Reiche und der Arme begegnen daher einander, indem einer des andern bedarf, und die göttliche Weisheit einen durch den andern wechselseitig erhält und nährt. Es gibt aber noch andere Gerichte und Wege Gottes, in welchen wir die Heiligkeit seines Willens anerkennen müssen, und diese sind die Prüfungen, denen er uns aussetzt, die Leiden, die Verwicklungen, die Betrübnisse, die vielfachen Drangsale, die uns ohne Beistand der Gnade allerdings in Ungeduld, Kleinmuth, Verzweiflung, oder was auf dasselbe hinausgeht, in Abwendung von Gott, in Treulosigkeit und

Sünde zu stürzen vermögen. „Denn," wie der Apostel lehrt, „getreu ist Gott, und in seinen Verheißungen wahrhaft, er wird deßhalb nicht zugeben, daß wir über unsere Kräfte versucht werden, vielmehr mitten in der Prüfung uns beistehen, damit wir nicht unterliegen, sondern die Treue bewahren." (1. Cor. 10.)

Die Weltregierung Gottes ist also, im Ganzen wie im Einzelnen, ein Walten der Gerechtigkeit, das unsere Beurtheilung unendlich übersteigt. „Groß ist Gott, und überraget unser Wissen." (Job 36.) Und wo uns deßhalb in der Einen Schale zuviel zu liegen, das rechte Gleichgewicht zu mangeln scheint, müssen wir die Einseitigkeit unserer Ansicht bekennen. „Jedem Uebel," lehrt uns die Schrift, „steht etwas Gutes gegenüber, und dem Tode das Leben, und so mußt du die Werke des Allerhöchsten anschauen: zwei und zwei, und Eines gegen das Andere." (Eccl. 33.) Dieß ist die allgemein bewährte Thatsache, die auch von dem Sprichworte bezeichnet wird: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen;" indem Alles auf Erden seinen Gegensatz, seine Beschränkung, Hemmung oder Ausgleichung und Vergütung findet. Will ein Sterblicher den andern um die Schönheit der körperlichen Gestaltung beneiden? Sie wird ja den Meisten eine Versuchung zur Eitelkeit und Hoffart, worüber der innere Mensch so leicht verkümmert; sie ist nur ein uneigentliches, hinfälliges Gut, und pflegt viel Böses im Geleite zu führen. Wird hingegen eine minder gefällige Gestalt und Gesichtsbildung, was man

Häßlichkeit nennt, für ein Uebel gehalten? Doch ist ein anspruchloser, verständiger Geist gar oft die Entschädigung dafür. Gehört Gesundheit und Fülle leiblicher Kraft unter die wünschenswerthesten Güter des Lebens? Aber wer sie besitzt, weiß die Größe dieses Gutes selten zu schätzen, der Uebermuth verleitet ihn, sie leichtsinnig auf's Spiel zu setzen; während Krankheit und Leiden den Menschen in die Schule der Geduld und Ergebung führen. Wird ein ruhiges, bequemes, genußreiches Leben glücklich gepriesen? Aber die stete, durch lange Gewohnheit eingewurzelte Abhängigkeit von unzähligen, geringfügigen Dingen, die Verweichlichung, die daraus entsteht, und die Trostlosigkeit, die jeder Art von Entbehrung folgt, lassen die rauhe und einfache Lebensweise des Landmannes und Arbeiters gar oft als ein besseres Loos erscheinen. Ist Reichthum und Ueberfluß der Gipfel aller Wünsche? Allein in dem Maße seiner Zunahme schwindet die Genügsamkeit, die Freude an dem kleinen Erwerbe, und dem täglichen Brote, dagegen wächst die Selbstüberschätzung und die Sucht nach Zerstreuung. Und so hoch Jemand gestellt ist, so entschieden er durch Geist, Gelehrsamkeit, Schönheit, Pracht und Reichthum aus der Menge hervor glänzt, so findet er immer doch einen Gegner, der ihn zu verdunkeln droht; denn überall, wie die Schrift sich ausdrückt, sind zwei und zwei, und Eines gegen das Andere; und so glimmt der Neid überall, als langsam zehrende Glut, die jede selbstsüchtige Glückseligkeit in ihrer Wurzel versengt.

So zeigt sich demnach, wenn es genau erwogen wird, alles Diesseitige schon im unverkennbaren Gleichgewichte; Sorgen ohne Noth, Noth ohne Sorgen; Niedrigkeit des Standes ohne Gefahr, und Höhe der Stellung mit ihren Abgründen; Ueberfluß ohne Lebensfreude, und Lebensfrische bei Armuth und Entbehrung; wer wird zwischen solchen Wechselverhältnissen, wenn er die Schlußrechnung zieht, die Ausgleichung verkennen? Aber weit entschiedener noch ergibt sich diese Ausgleichung, betrachten wir die Wege und Schicksale der Menschen in ihrem Uebergange von diesseits in das große Jenseits. Von dem Einen Punkte aus, in welchem alle Lebenswege zusammen laufen, dem Tode, gilt dann das inhaltschwere Wort: »Die Letzten werden die Ersten, die Ersten die Letzten seyn.“

Wer sind wohl die Ersten auf Erden? Wer sind die Gepriesenen, denen dieser Ruhm zuerkannt wird? Darüber pflegt die Mehrzahl sehr unumwunden sich auszusprechen. Nur Wenige sind, die es nach Herrschaft und fürstlichem Ansehen gelüstet, die nach Feldherrnruhm, oder nach jener Ehre verlangen, die mühsam erworbene Kunst und Wissenschaft gewährt; ihre Sehnsucht ist nach dem Fette der Erde gerichtet, sie verlangen, was in ihren Augen das Beste ist, weil es sie aller Mühen und Beschwerden enthebt; die Reichen, heißt es, sind die Götter der Erde, Reichthum ist der große Talisman, der alle übrigen Güter hervor zaubert, auch Rang, Ehre und Weisheit nicht ausgenommen. Allein der Herr hat dafür gesorgt, daß dieser

Irrthum nicht erstarke. Er hat eine bündige, einfache, aber höchst bedeutsame Geschichte erzählt, die Jedermann kennt: die Geschichte vom reichen Prasser in Byssus und Purpur, beim üppigen Gelage, von Speichelleckern umgeben, und vom dürftigen Lazarus vor der Pforte seines Palastes, der keine anderen Freunde und Schmarotzer auf Erden hatte, als die Hunde, die ihm die schmerzlichen Wunden leckten. Der Gegensatz, den diese Beiden diesseits bilden, ist über die Maßen grell, doch wird er ausgeglichen durch den eben so grellen Gegensatz, der jenseits zu Stande kommt; dort ruhet der Dulder im Schooße des Friedens, der Prasser ist versenkt in trostlose Qual und Noth. Dort hört er auf seinen Weheruf die Antwort: »Erinnere dich, daß du Gutes im Leben empfangen hast, und Lazarus in gleichem Maße Böses; nunmehr jedoch ist sein die Tröstung, dein aber das Leiden.«

Diese Erzählung gefällt freilich den Leuten nicht sonderlich, am wenigsten denjenigen, die es in irgend einer Weise mit dem reichen Prasser und seiner Lebensansicht halten; darum nennen sie diese Geschichte lieber eine bloße Parabel, noch lieber eine Mythe, an welcher man die betrübte Lehre von der Ergebung, Entsagung und Geduld sich zu Herzen führen soll, und alle jene Seligkeiten des Evangeliums, die in der Welt so wenig Anwerth finden! Wir wollen deshalb dieselbe Wahrheit an einer andern Parabel betrachten. Es unternehmen etwa zwei Menschen eine Reise nach einer großen und berühmten Stadt, wo viel Gutes und Schönes zu finden ist, z. B. nach Rom;

der eine von beiden ist jung, reich, herrlich, es stehen ihm die zahlreichsten Mittel der Unterhaltung zu Gebote; der andere ist geringen Standes, dürftig, unbekannt, und wandert zu Fuße. Beide reisen zu gleicher Zeit ab, wer von ihnen wird sicherer und früher am Ziele anlangen? Die Wahrscheinlichkeit entscheidet freilich für den ersten. Allein, da er überall beliebt und willkommen ist, und aller Orten sich Gelegenheiten darbieten, die ihn locken und zurückhalten, so wird er bald bei Betrachtung einer schönen Gegend verweilen, bald in Schlössern und Landhäusern, zur Seite der Straße freundliche Aufnahme finden, jede Festlichkeit, jede Lustparthie, jedes Ungemach der Witterung, jedes geringe Uebelbehagen wird die Fortsetzung seiner Reise verzögern. Wie viele Gärten, Gallerien, Kunstwerke und andere Merkwürdigkeiten gibt es da nicht zu besehen, wie mancherlei Jagden und Lustfahrten, die mitgemacht werden müssen, und wie viele neue Bande, die ihn gelegentlich umstricken, und in seltsame Händel verwickeln! Der dürftige Wanderer hingegen zieht unbeachtet seinen Weg, er wird nirgends aufgehalten, und erreicht, so langsam er auch sich fortbringt, sicherer und früher das Ziel. Und so verhält sichs eben mit den Lebenswegen der Menschen. Wenn es anders noch für eine Wahrheit gilt, was doch Niemand läugnen kann, daß wir hienieden keine bleibende Stätte besitzen, sondern eine zukünftige aufzusuchen haben (Hebr. 13.), um wie Vieles leichter ist da die Aufgabe des Armen, sofern ihm der Geist des Evangeliums nicht fremd ist! Die Mäßigkeit, die Genüg-

samkeit, die Abhärtung, die Demuth, die dankbare Hinnahme jeder Gottesgabe, die Stille des häuslichen Lebens, das Einfache seiner Verhältnisse, alles dieses, was schon seiner Stellung in der Welt entspricht und eignet, macht es ihm leichter, dem Evangelium zu folgen, und leitet ihn auf Gott gefälligem Wege. Auf ihn kann angewendet werden, was Moses seinem Volke weissagte: „Der Fremdling, der in deinem Lande lebt, wird über dich emporsteigen, und der Höhere seyn, du aber wirst herabsteigen und der Niedrigere werden." Wer ist ein Fremdling auf Erden, wo nicht jener, den nichts auszeichnet, was die Welt liebt und hochschätzt, der allzu wenig Namen und Bedeutung hat, um für einen echten Weltbürger zu gelten? Aber eben deßhalb, wenn das Diesseits in das geheimnißvolle, wenig beliebte Jenseits sich wendet, kehren die Verhältnisse sich um: die Letzten werden die Ersten, die Ersten die Letzten seyn.

Nehmen hienieden die Machtbegabten und Gewaltigen oder Reichen den ersten Rang ein, so mag doch jeder, der ihre Stellung in größeren oder engeren Kreisen beneidet, weislich bedenken, ob er auch die Last ihrer Pflichten, die Größe ihrer Verantwortlichkeit eben so wünschenswerth finde? Gelten auf Erden auch diejenigen viel, die man im Gebiete des Geistes, der Gelehrsamkeit, der Wissenschaft als die Mächtigen betrachtet, und die Allen voranstehen, so ist es dennoch nicht zu läugnen, daß auch dieser Reichthum die Leere des Herzens nicht füllen könne, wenn nicht die rechte Mitte und Höhe aller Wissenschaft, jene des heiligen Glaubens, gefun-

'5 M. 28 43.

den wird, in welcher Beziehung dann auch der Ausspruch des Apostels zu verstehen ist: daß die Wissenschaft aufblähe, die Liebe hingegen erbaue. Jenes Wissen, womit im Zeitalter Christi die Männer von Ansehen (zumal die Pharisäer) sich brüsteten, war ganz besonders so beschaffen, daß es solchen Tadel verdiente; darum konnten sie auch mit dem Troste sich behelfen, daß die Menschen, die an Jesum sich anschlossen, zur Klasse der Ungelehrten und Unwissenden gehörten: „Hat wohl (so sprachen sie) aus den Pharisäern einer an ihn geglaubt? Aber dieser gemeine Haufe, der des Gesetzes unkundig, ist unter dem Fluche!" (Joh. 7). Sie ahnten nicht, wie weit jetzt schon diejenigen, die sie für die Letzten hielten, ihnen voran gingen. Doch eben so wenig bedenken diejenigen, welch einem Vorbilde sie unbewußt nachahmen, die in unserer Zeit, im Dünkel ihrer vermeintlichen Weisheit und Bildung, den Glauben an Jesum den Einfältigen und Ungebildeten überlassen. Kann es nicht auch hier wieder eintreffen, daß die Letzten die Ersten seyn werden?

Wie aber die thörichte Hoffart des Menschen mit jedem Gewande sich zu behelfen weiß, und in jeder Gestalt sich einschleicht, so thut auch die Warnung noth, daß Niemand sich sogar in der Demuth der Meisterschaft rühme, so daß er sich selber als einen jener Letzten ansieht, der eigentlich schon unter die Ersten gehöre, oder vollends seine dumpfe gedankenlose Unwissenheit als ein hohes Verdienst geltend mache, und sich selber den Rang anweise, der im Reiche Gottes ihm gebührt. Gewiß

werden die Frommen und Gerechten einst die Ersten seyn, allein wer darf so anmassend oder stupid seyn, sich mit diesem Ehrentitel zu begrüßen? Die alte Legende erzählt von einem heiligen Manne, Namens Pitirum, (auch Pyoterius) dem einst ein Engel die Weisung gab: gehe hin, und erkundige dich in dem Frauenkloster von Tabenna; dort findest du eine Jungfrau, die ein Diadem trägt, diese ist bei weitem heiliger und besser, als du. Der Greis ging hin, und ließ jenen Frauen sich vorstellen, das Diadem aber war auf keiner Stirne zu sehen; da bemerkte er, es müsse noch eine fehlen. Sie erwiederten ihm, daß allerdings noch eine Schwester im Hause sei, die jedoch ihrer Blödigkeit wegen nur zur niedrigsten Arbeit verwendet werde. Sie wurde herbei geholt, und sie war es auch, die er als die Weiseste und Beste von Allen erkannte. Diese Jungfrau, welche den Glanz ihrer Tugend und ihres innern Lebens so sehr zu verbergen wußte, hieß Isidora. Solcher Seelen, von vollendeter Innerlichkeit, gibt es allerdings mehr, als man vermuthet, eben weil ihre hohe Tugend und Schönheit der Welt, wie ihnen selbst, verborgen ist, und nur in schweigsamer Thätigkeit und Selbstverläugnung sich kenntlich macht. Sie tragen hienieden schon das Diadem, die Krone des Lebens, deren Schimmer jedoch gewöhnlich unbeachtet bleibt.

Was lernen wir, zum Schlusse, aus allem dem? Zuerst, daß wir jeden anmaßenden Gedanken, der uns verleiten möchte, mit Gott und seiner Weltregierung zu rechten, für immer von uns abweisen, da uns überall

so viele Zeugnisse entgegen kommen, daß sogar hienieden schon so Vieles, was im schroffen Gegensatze erscheint, sich ausgleicht, und, was daran ermangelt, um so gewisser jenseits zur vollen Ausgleichung gelangt. Sodann, daß wir jeglicher Scheelsucht herzhaft entsagen, und Niemanden beneiden; indem wir, wie der heilige Basilius ermahnt, nach keinem irdischen Gute, es bestehe nun in Macht, Reichthum, Ehre, Fülle der Gesundheit und dergleichen, mit Heftigkeit und Unruhe verlangen sollen: denn nicht in diesen vergänglichen Dingen ist das wahrhaft Gute zu suchen, sondern die Theilnahme an den ewigen Gütern ist es, wornach unser höchstes Verlangen sich richten muß. Dort, in der Fülle des Lebens, empfängt Einer, was Allen, und Alle, was Einem gegeben wird; und mit der Zahl der Theilnehmer kann nur ihre Glückseligkeit sich steigern; dorthin, o Jesu, lenke unsere Gedanken, unsere Schritte, sowie alle Bestrebungen unseres Herzens. Amen.

Am Sonntage Sexagesimä.

„Die Anderen aber hören es in Gleichnissen, damit sie zwar hören, aber nicht verstehen. (Luc. 8, 10.)

Es gibt der evangelischen Gleichnisse und bildlichen Erzählungen nicht wenige, die einer Auseinandersetzung oder erklärenden Wiederholung bedürfen, weil sie der Herr absichtlich so hingestellt hat, damit wir das Verständniß erst suchen. Mit der Parabel, die wir heute gelesen, verhält es sich anders; wir finden ihre Erklärung schon beigefügt; der Herr hat selber sie gegeben. Was soll also dabei noch zu thun erübrigen? Können wir ein Licht anzünden, um mittelst desselben die Sonne zu sehen? Oder soll die Erklärung selber wieder einer Erklärung bedürfen? Das wäre nun freilich ein thöricht Beginnen; dennoch wird immer noch so Manches sich hervorstellen, was uns zum Nachdenken auffordert.

Das erste möchte die Frage seyn: warum wohl der Herr so oft, zur Mittheilung seiner Lehrweisheit, die Form des Gleichnisses gewählt habe? Augenscheinlich deßhalb, um uns zur Aufmerksamkeit zu wecken, und einen fruchtbaren Keim, der sich ferner lebendig entwickeln soll, in unser Herz zu pflanzen; weil die gött=

liche Glaubenslehre sonder Zweifel keine Sache des bloßen Gedächtnisses seyn kann, sondern des Willens und geistigen Lebens. Nun hören wir aber wiederum einen Ausspruch, der gerade das Entgegengesetzte zu lehren scheint; es wird uns gesagt, daß durch die Einkleidung der Wahrheit in die bildliche Erzählung diese Wahrheit selbst verhüllt und verborgen werden soll, und daß es absichtlich so geschehen. Denn so eröffnet es ja der Herr den Aposteln: „euch ist es gegeben, das Geheimniß vom Reiche Gottes zu erkennen, den Uebrigen aber wird es in Gleichnissen dargelegt, damit sie, obwohl sie sehen, doch nicht sehen, und obwohl sie es hören, doch nicht begreifen." Was sollen wir daraus schließen? Lag es wirklich in seiner Absicht, die heilbringende Wahrheit dem Verständnisse zu bergen? In einer einzigen Beziehung allerdings, und diese eben ist in unserem Evangelium angedeutet. Für Menschen von empfänglichem Gemüthe, von gutem Willen, die sich nämlich aus freier Wahl der Wahrheit zuwenden, ist die Parabel eine Knospe, die sich zu immer vollerer Blüthe entfaltet; für diejenigen hingegen, die sich in der Verkehrtheit ihres Willens gefallen, und den Eingang der Gnade in ihr Herz verschließen, bleibt der Sinn oder Gehalt in der Hülle verborgen, und es möchte wenig fruchten, wenn dieser Lehrinhalt ihnen ganz offen in schlichten Worten dargelegt würde, weil ihnen, die den Sinn für die göttliche Wahrheit verwahrlost haben, das Wort der Offenbarung doch wie eine todte Redensart erschiene, das

Leben Christi als eine Geschichte oder Sage der Vorzeit, und die heilige Kirche als ein steinernes, mit Glocken versehenes Gebäude, worin die Andächtigen sich versammeln.

Doch mit eben diesen, zum Theil sehr düsteren Betrachtungen, sehen wir uns in die Mitte unseres heutigen Evangeliums versetzt. Das Wort Gottes wird darin mit einem Samenkorn verglichen, und diese Parabel selbst ist ein solcher Same, dessen Schale oder Hülse sich uns erschließen soll. Worin liegt die Aehnlichkeit zwischen dem Gottesworte und dem Samen? Fürs erste darin, daß es für Beider Gedeihen auf den Boden ankommt; hier auf das Erdreich, dort auf den geistigen Grund des innern Menschen. Der Samen, wenn der Erde nicht anvertraut, bleibt unverändert, ohne zu keimen; der beste und fruchtbarste Boden, in welchen kein Saatkorn fällt, bringt auch keinen Weizenhalm hervor. Ueber Beides demnach, den Samen und das Erdreich, sollen wir heute das rechte Verständniß finden. Der Samen, so hören wir, ist das Wort Gottes. Was ist aber wiederum das Wort Gottes? Im gemeinen Leben, nach herkömmlicher Art zu reden, versteht man die Predigt darunter, was doch nur beziehungsweise, und mit gehöriger Unterscheidung, anzunehmen ist. Die Predigt der Propheten, der Apostel muß allerdings geradezu so bezeichnet werden; auch noch von den erhabenen Vätern der Kirche, vom heiligen Chrysostomus, Leo dem Großen, und Aehnlichen, läßt sich noch so etwas behaupten, insofern ihre Lehre durch-

aus gediegen, und einem Strome aus himmlischer Quelle vergleichbar. Jede andere Predigt muß man zunächst als Rede des Menschen bezeichnen, will man anders nicht in die Unziemlichkeit gerathen, alle die verschiedenen, oft seltsamen Meinungen, Spitzfindigkeiten und Menschensatzungen, die jemals auf einer christlichen Kanzel vorgetragen worden, das Wort Gottes zu nennen. Die Predigt ist allerdings das geeignetste Mittel, das göttliche Lehrwort, im lebendigen Vortrage, den Christen zur Aneignung darzubieten, was bald auf dem Wege der Erkenntniß und Einsicht, bald auf jenem der Rührung oder des tieferen Gefühls geschehen, und wobei es nicht ausbleiben kann, daß jedes Zeitalter eine besondere Weise des Ausdruckes und der Darstellung nöthig macht, wie ja auch in jedem Lande und Volke in der heimischen Sprache geredet werden muß.

Ist also die Predigt nichts anderes, als der lebendige Vortrag, durch welchen die dazu Berufenen den Gläubigen (und Ungläubigen) das Wort Gottes zur Beherzigung näher zu bringen bemüht sind, so bleibt somit die Frage noch immer stehen, was denn das Wort Gottes selber sei? Immerhin gibt es auch aus einer jüngst vergangenen Zeit her wohlgesinnte, doch nicht tiefer blickende Leute, die vor allem nur nach der Moral oder Sittenlehre fragen, und das in möglichst dürrer, abstracter Form; was als Gotteswort mitzutheilen sei, soll sich hauptsächlich mit der Lehre von den Forderungen des Rechtes und der Pflicht, von sittlicher

Haltung und Tugend beschäftigen. Allein es gehört eben kein angestrengtes Nachdenken dazu, um das Dürftige und Unzureichende dieser Ansicht zu entdecken. Dürre moralische Reden, sogenannte Sittenpredigten, sind einer Waare vergleichbar, die überall in jedem Laden zur Schau gestellt ist, die aber Niemand zu kaufen Lust hat, weil so ziemlich Jedermann im Stande ist, sie aus eigenen Mitteln eben so gut zurecht zu bringen; denn wer versteht sich nicht darauf, das sittlich Gute vom Bösen zu unterscheiden? Wollten wir das Wort Gottes bloß als eine erhabene und geläuterte Sittenlehre ausbieten, und nichts anderes darunter verstehen, so würden ja diejenigen so gar großes Unrecht nicht haben, die uns entgegnen und einwerfen: alles das sei ja seit uralten Zeiten auch anderwärts, und vielleicht noch glänzender, wenigstens in schönerem Wortprunk, bei den Lehrmeistern der Heiden, zu finden, welche so großartige Grundsätze auf den offenen Weltmarkt hinaus gestellt! Gewisse, zum Theil gebildete Geister weisen bei solchen Gelegenheiten geschwind auf die weltberühmten Namen Sokrates und Plato hin, sie haben auch von dem Weltweisen des äußersten Landes gen Morgen, von Confutse gehört, wie von manchen Andern; und man merkt es ihnen zuweilen an, wie sehr sie geneigt sind, den Ansichten dieser Männer vor jenen, die im Evangelium wurzeln, sogar den Vorzug einzuräumen.

Allerdings verschwindet dieser täuschende Glanz, mit welchem die alten Weltweisen ihre Sittenlehren aufgeschmückt, sobald man dieselben nach ihren Grundsätzen

erforscht. Wir finden dann nicht Wenige, welche kein höheres Gesetz kannten, als das Wohlseyn innerer und äußerer Ruhe, oder das lohnende und erfreuende Bewußtseyn, das die Tugend mit sich führt; dieser Grundsatz ist aber viel zu sehr in die Selbstsucht versenkt, als daß er den sittlichen Forderungen genügen könnte. Andere, die das wohl fühlen mochten, hoben als obersten Grundsatz die gesellschaftliche Wohlfahrt hervor, so daß sie alle sittlichen Pflichten auf den einen Hauptzweck des geselligen Menschenlebens im Staate bezogen; allein auch auf diesem Wege kamen sie mit ihren Gedanken über das irdische Wohlseyn nicht hinaus. Nicht wenige träumten von einer Rückkehr aus der Verkünstlung der Bedürfnisse zur Einfachheit eines ursprünglichen Naturzustandes, und auch diese suchten in solcher Vereinfachung nichts anderes, als ein besser gesichertes, minder von Sorgen und Begierden gequältes, und darum behaglicheres Erdenleben. Diejenigen endlich, welche die Tugend, oder die Selbstbeherrschung und geistige Selbstständigkeit nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachteten, strebten eigentlich dahin, sich selber zu verherrlichen, daher sie sogar eine gemeine Tugend, die für den großen Haufen sich eigne, von einer höhern, nur für die kleine Zahl der Erlesenen und Weisen erreichbaren, unterschieden, und dadurch auf denselben Abweg sich verirrten, der den Pharisäern so verderblich wurde.

Worin lag das Mangelhafte dieser Ansichten und Lehren, die noch immer neu wieder auftauchen, wo das Licht des Glaubens nicht vorherrscht? Sie sind deßhalb

so einseitig und dürftig, weil ihnen sowohl die Kunde Gottes und seines heiligen Willens, als die Erkenntniß von der Bedeutung und Würde des Gewissens fehlt. Auch den Weisesten unter den Heiden blieb Gott der völlig Unbegreifliche, und vom Verhältnisse des Menschen zu Gott war ihnen nichts bekannt. Die Demuth, als Tugend, als Anerkennung der persönlichen Abhängigkeit vom Schöpfer und Erlöser, war ihnen gänzlich fremd; sie schmeichelten dem Stolze, wiesen den Menschen an seine eigene Kraft, und stellten gar oft sein Wesen dem göttlichen gleich. Die Sanftmuth bezeichneten sie als Feigheit und Schwäche, die ein sclavisches Gemüth verrathe; und so galt (bei den Stoikern) selbst das Mitleid als das Zeichen einer kleinlichen Seele; ihre Vorschrift war, daß man den Unglücklichen zwar Hilfe leisten solle, jedoch mit kalter Ruhe. Hingegen vertheidigten sie die Rache, den Selbstmord; sie wußten von keiner andern Nächstenliebe, als die sich auf die eigenen Mitbürger bezog; und nicht minder irrthümlich und oft verderblich waren ihre Meinungen über das, was die Schranken der Zucht und Ehrbarkeit betrifft. Und da sie von der unsterblichen Fortdauer des Menschen so wenig Sicheres wußten, daß sie eben so viele Gründe dagegen als dafür aufstellten, so blieb auch diese Wahrheit aus ihrer Sittenlehre ausgeschlossen.

So viel ist demnach einleuchtend genug, daß die sogenannte reine Moral, wie man sie, ganz unabhängig von der heiligen Offenbarung, auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes erbauen wollte, durchaus

unzureichend sich erweise. Denn abgesehen davon, daß sie so verschiedenen, schwankenden Meinungen unterworfen ist, und daß sie durchaus keine Kraft oder Gnade in sich trägt, die es möglich macht, ihre Gebote zu befolgen, ermangelt sie auch sonst des innersten lebendigen Grundes. Die wahrhafte Sittenlehre ist in ihren ewigen Grundzügen aufs innigste mit dem Mysterium des Gewissens verkettet; das Gewissen aber, als eine von oben gebietende, unbedingte Macht oder geistige Stimme, hat eine durchaus religiöse Bedeutung, die auf der Erlösung beruht, und nur von dem gewürdigt und erkannt wird, welcher die göttliche Verheißung kennt, die in Christo erfüllt ward. Diejenige Moral demnach, die nicht in leeren Worten besteht, sondern Wahrheit, Kraft und Leben ist, wird keine andere seyn, als die christliche. Werden wir jedoch, um nun auf unsere Hauptfrage zurück zu kommen, uns mit der Auskunft begnügen: im christlichen Sittengesetze, in der christlichen Sittenlehre bestehe alles und jedes, was man das Wort Gottes nennt? Dieß hieße immer noch das Theilweise für das Ganze gesetzt. Das Wort Gottes ist der Gesammtinhalt der Offenbarung Gottes an die Menschen, als des Schöpfers und Erlösers; die Gnade und Wahrheit, die in Christo erschienen. Durch das Wort Gottes lernen wir, was wir sind: Geschöpfe, die ein zweifaches Wesen (geistiges und leibliches) vereinen in einer Person; und was Gott ist: der Eine, Unendliche, Heilige, in dreipersönlicher Herrlichkeit. Durch das Wort Gottes erkennen wir, was wir in der Abkehr

von der göttlichen Huld geworden sind, zerfallen und ohnmächtig in uns selber; und was diese an uns gethan, uns aufzurichten aus dem Verderben. Durch das Wort Gottes lernen wir, was wir sollen, nach unsern Verhältnissen zu Gott, zu uns selbst, zu den Nächsten, und woher uns Kraft und Beistand komme, um diesen Pflichten treu zu seyn. Das Wort Gottes unterrichtet uns, daß diesem jetzigen Daseyn ein jenseitiges folge, wo uns ein Loos erwartet, wie wir es selber uns bereitet haben; daß aber der ewige Logos deßhalb als Mensch unter Menschen erschienen, um nicht bloß unser Retter und Erlöser, sondern auch unser Vorbild, nicht bloß unser Gesetzgeber, sondern auch unser Führer zu werden, und daß er, mit seinem Verdienst, seinem Leben, seiner Gnade immer unter uns weilt, in der sichtbaren, allgemeinen oder katholischen Kirche. Das Wort Gottes, wenn es in unserem Herzen aufgenommen und bewahrt wird, sproßet alsbald in die Wurzel des Glaubens, in den Stamm der Hoffnung, in die Blüthe und Frucht der thätigen, zu Gott strebenden Liebe. In ihm allein wohnt die Kraft, uns aus dem geistigen Elende empor zu helfen, in welchem die Sünde uns danieder hält; denn, wie Augustinus lehrt: „ein Jeglicher, der nicht glaubt, daß ihm die Sünden vergeben werden können, wird durch dieses Aufgeben der Hoffnung schlimmer dann zuvor, weil er des Wahnes lebt, daß ihm nichts Besseres erübrige, als böse zu bleiben." Das Wort Gottes allein begründet Heiterkeit und Frieden in unserem Herzen, es erfüllt uns mit Vertrauen auf Gottes

Vaterhuld und Vorsehung, es belehrt uns über den ganzen Umfang unserer Pflichten, es wird uns zum Führer durch die Schrecknisse des Todes. Das Wort Gottes umfaßt und enthält also Alles, was Christus als Erlöser und Lehrmeister uns geworden ist, in welchem die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes aller Welt erschienen; es begreift in sich so wohl die Thatsachen der Offenbarung, als die Vorschriften des sittlichen Lebens, die von einander nicht trennbar sind; und nicht selten kann die ganze Fülle dieses Inhaltes aus irgend einem einzelnen Lehrspruche des Herrn oder der Apostel sich erschließen. Damit dieß aber geschehe, damit der mächtige Keim sich entfalte, seine heilsame Kraft erweise, und aus ihm heraus das gesammte Leben sich erneuere und ordne, dazu wird freilich ein günstiger Boden erfordert, für dessen Empfänglichkeit oder Urbarmachung wiederum jeder Einzelne verantwortlich bleibt, indem es sich hier um keine Natureigenschaft, sondern um die Bereitwilligkeit und Besonnenheit des Geistes handelt.

Wie es aber um jene Gemüther stehe, in welchen das Gotteswort kein Gedeihen findet, hat der Herr in dreifacher Weise gezeigt. Er weiset zuerst auf diejenigen hin, bei denen die Ursachen, welche die Empfänglichkeit dafür vermindern oder tilgen, von außen einwirken. Dem Erdreich, über das die öffentliche Straße führt, und welches unter unzähligen Fußtritten gefährdet wird, entspricht jene ganz gemeine, weltlich flache Gesinnung, die gänzlich den Außendingen und den Zufälligkeiten

des Weltlebens zugewendet ist, und von jeder herrschenden Meinung sich bewältigen läßt, wie sie eben auf der großen Heerstraße des gemeinen Lebens sich vorüber wälzt. Solche Menschen, die mit allem ihren Sinnen und Streben schaarenweise auf der Straße des gewöhnlichen weltlichen Treibens sich aufhalten, daher auch allen falschen Meinungen, Ansichten und Spöttereien, wie sie eben gang und gebe sind, unbedenklich beistimmen, haben wohl auch Erinnerungen vom Worte Gottes, von christlicher Wahrheit, doch wirkt dasselbe auf sie nur so oberflächlich, daß der Geist dieser Welt es wieder hinwegnimmt, wie die Vögel leichte Mühe haben, die Samenkörner aufzulesen von dürrer Straße. Wiederum Andere werden dem Felsenboden verglichen, der hie und da, in einzelnen Spalten und Ritzen, etwas Erde oder Feuchtigkeit bewahrt; von außen scheinen sie empfänglich, doch die Härte kommt von innen. Erregbar für das Schöne und Edle, ja selbst über das Gemeine und Niedrige dem Anscheine nach erhaben, wie Felsen neben der tiefern Straße, zeigen sie nicht selten etwas Ueber-gewöhnliches, Ueberschwengliches, glänzen gern mit einer empfindsamen Außenseite, bekleiden sich in warmer Frühlingszeit mit dem schmucken Grün romantisch-christlicher, gemüthlicher Redensarten und Gefühle, verrathen jedoch bei jedem Anlasse jene felsenharte Selbstsucht, die dem innersten Wesen und den Forderungen des christlichen Lebens gänzlich fremd bleibt. In der dritten Reihe endlich stehen Jene, deren Herz einem guten, fruchtbaren Boden gleicht, in welchem das göttliche

Lehrwort allerdings auf's Beste gedeihen könnte, würde nicht auch Anderes und Fremdartiges darin keimen und wuchern, welches, weil ihm nicht abgewehrt wird, gar bald die guten Keime verdrängt. Unter diesem Bilde des Dorngestrippes werden sowohl die drückenden und quälenden Verhältnisse des Menschenlebens bezeichnet, die dasselbe von seiner göttlichen Bestimmung abziehen und entfernen, als auch die lockenden, die das Verlangen nach Glückseligkeit in leidenschaftliche Neigungen verwickeln, so daß der himmlische Keim zu keiner Frucht heranreifen kann. Die Frucht des Geistes aber ist „Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Wohlwollen, Sanftmuth, Glaube, Ehrbarkeit, Enthaltsamkeit, Lauterkeit der Sitte." (Gal. 5.) Wo gedeihet diese Frucht? Wo der geistige Boden nicht bloß für das Wort die rechte Empfänglichkeit besitzt, sondern auch emsig gepflügt und zubereitet, und sowohl vor den rohen Tritten der Menge, als vor dem Aufkeimen der Disteln und Dornen geschützt wird. Was demnach außer diesen Maßregeln der Wachsamkeit dazu gehört, einen guten Boden zu bilden, ist vor allem ein unbefangener und aufrichtiger Sinn für die heilige Wahrheit. Dieser geistige Sinn, der das Uebernatürliche oder Uebersinnliche vernimmt und aufnimmt, ist offenbar die Gottesgabe der Vernunft, die etwas Höheres ist, als der gemeine Natur- und Weltverstand, und die allein den Menschen für den göttlichen Glauben befähigt, so daß jeder, der Anspruch darauf macht, wahrhaft vernünftig zu seyn, seine Geistesfähigkeit für die Offenbarung

Gottes aufthun muß, während der Unglaube zugleich als höchste Unvernunft sich kenntlich macht. Aber diese Aufrichtigkeit des Sinnes für göttliche Wahrheit geht vom Willen aus, und folglich ist der gute Boden soviel als der gute Wille, der sich durch innige Liebe zur Wahrheit und Ehrfurcht vor dem Heiligen kund gibt. Wer diese Ehrerbietung nicht verloren, dem leuchtet die sittlich vollendete Schönheit und Hoheit Christi von selbst ein, und somit auch seines Evangeliums. Doch wie die Fruchtbarkeit eines Bodens überdieß eine gehörige Tiefe fordert, so kann auch in jenen nur das göttliche Lehrwort Frucht bringen, die sich stets ihrer allseitigen Abhängigkeit und Bedingtheit bewußt bleiben, und daß sie aus ihrem eigenen Selbst weder die Rechtfertigung noch die Kraft des Guten schöpfen, sondern in allem der Erlösung bedürfen. Diese sind es, welche das Wort nicht bloß hören, sondern auch mit bereitwilligem Herzen annehmen, mit bestem Herzen bewahren und pflegen, und Frucht bringen „in der Geduld." Denn wie das Saatkorn nur in allmählicher Entwicklung keimt und sprosset, blühet und reift, und wie, nach einem bekannten Naturgesetze, ohne Gewitter und Winde die Saaten nicht gedeihen, so kann auch das gottgefällige Leben nur allgemach, unter vielen Prüfungen, von innen heraus sich gestalten. Und wie ferner der Getreidehalm in scheinbaren Unterbrechungen oder Knoten aufschießt, aus denen immer neue Gefäßbündel emporsteigen, so muß auch unseren besten Bestrebungen manche vermeintliche Hemmung entgegen treten,

damit sie gestärkt und veredelt werden. Deßhalb, o himmlischer Säemann, der zu jeglichem Guten den Keim und das Gedeihen, den Willen und das Vollbringen gibt, mache unsere Herzen rein von aller Unlauterkeit und allen Auswüchsen der Bosheit, damit wir mit Sanftmuth annehmen das schon längst uns eingepflanzte Wort, auf daß es in unserm Inneren die volle beseligende Kraft gewinne, nach dem Willen deiner ewigen Güte. Amen. (Jac. 1, 21.)

Am Sonntage Quinquagesimä.

„Sie aber verstanden keines von diesen Dingen, und die Rede war ihnen verborgen." (Luc. 18, 34.)

Die heilige Kirche führt uns heute aus dem Gebiete der Gleichnisse oder Parabeln in jenes der unmittelbaren Wirklichkeit herüber, in einen Zeitraum aus dem irdischen Wandel des Herrn, der seinem Leiden und Opfertode vorangeht. Nun zerfällt aber der Bericht davon, wie wir eben ihn gelesen, in zwei Theile. In der ersten Hälfte finden wir den Herrn auf der Wanderung von Ephrem nach Jericho; in der zweiten wird sein Einzug in diese Stadt geschildert. In der ersten trägt er den Namen: der Sohn des Menschen, den er selber sich beilegt, in der zweiten wird er der Sohn Davids genannt, denn so wird er angerufen von Bartimäus, dem Blinden. In der ersten Hälfte des Berichtes erscheint er nach allem dem, was er von seiner nächsten Zukunft aussagt, wie ein Hilfloser, eine Beute der Bosheit und Ungerechtigkeit, ausgeliefert in die Gewalt der Heiden und Barbaren; denn er redet von der Schmach und dem Tode, die ihm bevorstehen, wiewohl er freilich nicht unterläßt, auch seinen Sieg

vorher zu verkünden. In der zweiten hingegen offenbart er sich als der Herrliche und Machtbegabte, der nicht allein über die Elemente der Natur, sondern auch über ihr höheres Leben volle Herrschaft übt, und das Organ des Auges schaffend wiederherstellt. Endlich macht sich in dem ersten Abschnitte unseres Evangeliums eine geistige Blindheit bemerkbar, indem den Aposteln Alles, was er ihnen von den Wegen seiner Vollendung mittheilt, unverstanden und dunkel bleibt, während in der zweiten ein körperlich Blinder zum Vorschein kommt, dessen geistiges Auge jedoch, durch Glauben und Zuversicht, so hell ist, daß er dadurch auch sein leibliches Auge, seine natürliche Sehkraft, wieder gewinnt.

Wo nun so viele denkwürdige Gegensätze der Betrachtung sich darbieten, welchen werden wir uns erwählen? Um über diese Auswahl nicht lange nachsinnen zu müssen, überblicken wir lieber das Ganze. Und so wenden wir uns vorerst zu der Wanderung oder Reise, auf welcher wir dem Herrn heute begegnen. Wo kam er her, wohin lenkte er seine Schritte, und zu welchem Zwecke? In jener Zeit, in welche der Bericht unseres Evangeliums fällt, waren die bedeutendsten Aufgaben seines irdischen Wandels schon vollzogen, die wichtigsten Begebenheiten seines Erdenlebens schon vorüber gegangen. Er war im Wintermonate nach Jerusalem gekommen, und hatte von da in die Landschaft Peräa sich zurück gezogen. Aus Peräa hatte er, einige Zeit nachher, den dringenden Bitten der Geschwister des Lazarus nachgebend, die Reise nach Bethania gemacht,

die ihn also in die nächste Nähe Jerusalems zurückführte. Das Wunder der Erweckung des Lazarus, das ein unermeßliches Aufsehen erregte, erfüllte nun die Männer des großen Synedriums mit so qualvoller Unruhe und Angst, daß sie, als das vermeintlich letzte und einzige Mittel ihrer Selbsterhaltung, in dem Beschlusse sich vereinigten, den Gefürchteten vor Gericht zu ziehen, und dem Tode zu weihen. Um nun noch einige Zeit von ihren Nachstellungen frei zu bleiben, und diese Frist zur fernern Heranbildung und Kräftigung seiner Jünger zu verwenden, begab sich der Herr von Bethania nach Ephraim oder Ephrem, das in der Wüste von Judäa, mehrere Meilen von Jerusalem entfernt lag.

Unter solchen Umständen nahte das Osterfest, und mit diesem die Zeit seiner Rückkehr nach jener Tempelstadt, wo er freilich, wie es schon nach gewöhnlichen, menschlichen Berechnungen voraus zu sehen war, von der äußersten Gefahr bedroht werden, und den Ränken und Gewaltstreichen des Neides und Hasses seiner Gegner sich gänzlich bloß stellen mußte. Warum unternahm er dennoch diesen Zug? warum wanderte er mit seinen Jüngern nicht noch hundert Meilen weiter, um erst diese recht gründlich zu unterrichten und auszubilden? Diese Frage wäre von einigem Belange, wenn sie nicht eine völlige Unkenntniß der Sache verriethe. Selbst an einen bloßen Lehrer, Verkünder oder Zeugen hochwichtiger, auf das Heil der Menschen sich beziehender Wahrheiten kann und muß man die Forderung stellen, daß er bei entscheidenden und feierlichen Anlässen

für die Wahrheit einstehe, und sollte es auch sein Leben gelten. Allein die altherkömmliche, noch immer nicht sattsam veraltete Redensart, daß auch Christus deßhalb und dafür gestorben sei, um die von ihm geoffenbarte Wahrheit durch seinen Tod zu besiegeln, ist viel zu leer, ungenügend und mattherzig, als daß ihr nicht überall für immer der Abschied gebührte. Das irdische Leben Christi ist jenes des neuen und himmlischen Menschen, auf dessen Gerechtigkeit und Heiligkeit thatsächlich das Leben aller Uebrigen beruht. Alles, was je vor ihm von Weisheit, Heil und Segen in der Welt zum Vorschein gekommen, hatte nur Ihn zum Grunde, insofern er von Anfang her, als göttlicher Logos (als ewiges Wort) den Verkehr der Menschen mit Gott aufrecht erhalten. Nun, da er in menschlicher Persönlichkeit auf Erden sich offenbarte, kam es darauf an, ob seine Zeitgenossen in seiner sittlichen Herrlichkeit ihn erkannten, Ihm mit ihrem ganzen Willen sich hingaben, ihr Heil und Leben bei ihm suchten. Thaten sie das, so begann für das Volk, aus dessen Mitte er hervor getreten, eine neue, herrliche Lebensentfaltung, zum Heile aller anderen Völker; verwarfen sie ihren König, Retter und Heiland, so fällten sie zugleich das Urtheil über sich selber, aber das große Werk der göttlichen Erbarmung konnten sie damit nicht stören noch verhindern. In diesem Falle war er bereit, alles, was sie gegen ihn wagten, als den Leidenskelch anzunehmen, der von der Vaterhand ihm gereicht wurde, um die ganze Last des Verhängnisses zu tragen, das auf der verschuldeten Mensch-

heit liegt; in seiner menschlichen Ehrfurcht, in seinem Gehorsam gegen Gott wollte er bis zum Aeußersten ausharren, was ein Mensch auf Erden nur immer zu erdulden fähig, bis zum gewaltsamen Tode; hier aber war auch die Gränze schon erreicht, das Opfer des stellvertretenden Gehorsams vollendet, die Schuld der Menschheit aufgewogen, und aus der Nacht des Grabes stieg die Morgenröthe des neuen Lebens empor, die in der Sendung des heiligen Geistes zum vollen Tage gedieh.

Daß es so kommen werde, wußte der Herr nicht bloß im Allgemeinen voraus, sondern bis in die einzelnsten Züge. So wußte er auch nunmehr, da er noch in Ephrem weilte, daß seine Zeit erfüllt sei. Er suchte keineswegs den Tod, aber bereitwillig, jedes Opfer zu bringen, welches die Liebe zu Gott und den Menschen von ihm erheischte, ging er seinem Ende freudig entgegen, um das Werk seiner Sendung zu vollbringen; und wenn seinen Jüngern an geistiger Kraft und Erkenntniß bisher noch so Vieles gebrach, so war doch ihre völlige Erleuchtung und Befestigung eben erst von seiner Auferstehung und dem Wirken des heiligen Geistes bedingt. Als er jedoch von seinem Zufluchtsorte zum letzten Male nach Jerusalem ging, und dabei, wahrscheinlich, um sich an einen größeren Zug von festlichen Pilgern anzuschließen, den Weg über Jericho nahm, da hielt er es für nöthig, seinen Jüngern, die ihm (nach dem Berichte des heiligen Marcus) mit Furcht und Entsetzen folgten, noch einmal anzukünden, was ihm dort bevorstand. So deutlich aber die Rede war,

'10 32.

und so bestimmt der Ausdruck, sie begriffen nichts davon, und konnten sich darein nicht finden. Auch war es von ihnen in ihrer damaligen Stimmung kaum zu verlangen, daß sie über so ungeheure Gegensätze im Leben einer und derselben Person, den Sklaventod und die Auferstehung, die tiefste Erniedrigung und die siegreiche Herrlichkeit, sich verständigen sollten. Wohl trugen sie bereits die wunderbaren Keime der geistigen Fülle in sich, die sich in der Folge so freudig entfaltet hat; für jetzt aber war ihr Sinn von weltlichen Begriffen noch nicht ganz geläutert, das Erdenleben mit seiner Pracht stand noch zu blendend vor ihrem Auge. Was man nicht versteht, oder vielmehr nicht verstehen will, was dem selbstigen Gemüthe als ein höchst widerwärtiges Schreckensbild sich aufdrängt, weiset man gern von sich weg, und wünscht es als bedeutungslos zu vergessen; und so konnte den Jüngern nichts willkommener und tröstlicher seyn, als der Anblick der überaus großen Volksmenge, die von Jericho aus ihrem Meister entgegen wogte, die Stimmen des Jubels, die tiefe Ehrerbietung, womit diese Schaaren ihn empfingen, und seine neue Verherrlichung, durch das Heilungswunder an dem blinden Bartimäus, den alle Welt genau kannte, der seit vielen Jahren hier am Wege saß und Almosen sammelte.

Glückseliger Bettler, der dießmal nicht eine kleine Gabe von Geld oder Brot empfing, sondern den neuen, unschätzbaren Besitz des Auges, und den Anblick der sichtbaren Gottesschöpfung, ja, was mehr ist, als alles

das, die Anschauung Jesu! Wunderbare Macht, durch einen Moment des Willens dieß Auge neu zu schaffen, das schönste, edelste und staunenswürdigste unter den Gebilden der irdischen Schöpfung! Groß und kühn war die Bitte, die Bartimäus gewagt, doch eben dadurch bezeugte er die Kraft seines Glaubens, das Licht seiner innern Erkenntniß von der Macht und Hoheit Christi; und ihm nachahmend hätten wohl wir Alle, ohne Unterschied, Ursache zu flehen: „Gib, o Herr, daß ich sehe! Denn diese leiblichen Augen, die wir unversehrt besitzen, und deren Verlust mit Recht unter die schrecklichsten Unfälle gehört, die einen Menschen treffen können, gewähren uns doch hienieden nur die Anschauung vergänglicher Gestalten, sowie sie auch selber vergänglich sind, mit dem Alter an Sehkraft verlieren, und endlich verlöschen. Ist dieß geschehen, und somit jener Umschwung in unser Daseyn eingetreten, und jene Art unserer Fortdauer, welche der Herr als die Nacht bezeichnet, da Niemand mehr wirken kann, so ist jener Weltraum, in welchem jetzt unsere Schaulust so vielfältige Beschäftigung findet, für uns verschlossen; von den unzähligen Dingen, die auf diesem Schauplatze sich regen und drängen, gibt es für uns nichts mehr zu sehen, wenigstens nicht in der bisher gewohnten Weise. Denn was unser Auge sieht, ist zunächst nur Spieglung der Natur in ihrem eigenen Gebilde. Darum soll unser höchster Wunsch dahin gewendet seyn, daß ein anderes Auge in uns recht klar und lebendig werde, das uns zwar anerschaffen, aber oft verwahrlost, oder,

wie die Schrift es nennt, wie mit Schuppen bedeckt ist: der innere Sinn des Geistes nämlich, damit wir sehen, im Glauben erfassen, geistig erkennen, und was für Dinge vor allem? Erstlich das Wesentliche von dem, was Jesum, sein Leben und sein Werk, sodann was uns selber anbelangt; denn beides ist mitsammen sehr eng verflochten, indem einzig nur für uns, unseres Heiles wegen, Christus die Menschennatur an- und aufgenommen, und auf Erden erschienen ist, sowie andererseits wir selbst in unserem Seyn und Leben gänzlich von ihm abhängen.

Diese Aufgabe nun wird uns schon deßhalb nicht als eine von den leichtern vorkommen, da uns berichtet wird, daß selbst die Apostel, als ihnen der Herr von seinem Leiden und Tode sprach, so wenig davon verstanden, wie, dem Sprichworte nach, der Blinde von den Farben. Ja, der Evangelist legt sogar einen besondern Nachdruck darauf, indem er, gewiß nicht ohne Absicht, es in dreifacher Weise wiederholt: „sie verstanden nichts von diesen Dingen, die Rede blieb ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was gesagt wurde.“ Und wir können eben nicht behaupten, daß in unseren Tagen, bei sehr vielen Menschen wenigstens, das Verständniß davon klarer und tiefer sei. Es gibt Leute genug, welche den Tod Christi am Kreuze glauben, und warum auch nicht? es ist ja eine weltgeschichtliche Thatsache, die Niemand zu läugnen vermag. Allein sie glauben dadurch noch keineswegs an seinen Tod, d. h. sie setzen nicht ihr volles Vertrauen, ihre ganze Hoffnung auf

diesen Kreuzestod, als einzigen Grund und Bürgschaft ihrer Versöhnung, Belebung und Beseligung. Und warum nicht? Ganz gewiß aus eigener Schuld, da der Unglaube meist in einem Mangel guten Willens wurzelt; aber häufig auch zugleich aus fremder Schuld; und, soll es recht aufrichtig zugestanden werden, wo diese liegt? so muß man sie, auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, zum Theil auf die Rechnung derjenigen schieben, die zwar in ihrer kirchlichen Treue und Frömmigkeit alles Lob verdienen, jedoch in der unkirchlichen, mitunter geistlosen Weise, wie sie über die Gegenstände des Glaubens sich ausdrücken, die Angelegenheit des Heils wahrlich nicht fördern, sondern in Andersgesinnten nur Hohn und Widerspruch erregen. So z. B. ist es gebildeten Leuten anstößig, und es verletzt ihr richtiges Gefühl, wenn sie immer nur vom Zorne Gottes hören, und wie er denselben, um uns zu schonen, seinen Sohn empfinden lassen; wir geben aber oft genug Gelegenheit dazu, indem wir allzusehr an die alttestamentliche Redeweise uns halten, anstatt daß wir gründlicher von Gottes Heiligkeit reden sollten, in welcher Gerechtigkeit und Liebe eins sind. So finden es dieselben Leute befremdlich und unverständig, wenn der bildliche Ausdruck: daß wir durch Christi Blut von unseren Sünden abgewaschen und gereinigt werden, der beziehungsweise (in der Hindeutung auf den sühnenden Tod des Herrn) allerdings gegründet ist, so rücksichtslos und grell gebraucht wird, daß es den Anschein gewinnt, als werde das Bildliche zur Sache selbst ge-

macht. Denn in diesem Mißverstande des Opferdienstes wähnten ja auch die Heiden, sich durch das Blut ihrer Opfer von der Sünde zu reinigen. Wenn es ferner, bei vernünftigen Leuten, mit Recht für undenkbar gilt, daß die Gottheit leide, die Gottheit sterbe, wie dergleichen höchstens von den Heiden am Ganges und Brahmaputra geglaubt wird, und wenn die Lehrer der Kirche stets diesen Ausdruck als gottlos und unsinnig verwarfen, so sollen die Frommen nicht so eigensinnig seyn, stets nur von dem gekreuzigten Gotte, von Gottes Wunden, von der Empfahung Gottes in der eucharistischen Speise zu reden, etwa um die ganze Fülle ihrer Rechtgläubigkeit auszukramen; weil diese Ausdrücke zwar auf die persönliche Einheit der göttlichen und menschlichen Wesenheit in Christo sich beziehen, und daher in der Glaubenslehre gerechtfertigt, doch aber jenen, welche die heilige Kirche und die Schrift gewöhnlich anwendet, gewiß nicht vorzuziehen sind. Und da es so häufig der Frommen Brauch oder Mißbrauch ist, Alles auf die äußerste Spitze zu treiben, und eine frömmere Sprache führen zu wollen, als selbst die Evangelien und die lehrende katholische Kirche, so sind es dergleichen Redensarten nur allzu viele, die den Nichtgläubigen gegenüber zu betrübten Irrungen Anlaß geben.

Blicken wir nunmehr auf unser Evangelium zurück, und prüfen die Rede des Herrn: »siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles vollzogen werden, was durch die Propheten geschrieben;"

so finden wir das eben Bemerkte so einfach als entschieden bestätigt. Denn von wem, nach dem Ausdrucke des Herrn, haben diese Propheten geschrieben? von Gott? oder vom Sohne Gottes, d. h. vom ewigen Worte? Nein, sondern „vom Sohne des Menschen.“ So oft der Herr auf die Erweckung der Todten hinweiset, redet er von sich, als dem Sohne Gottes; wo er aber seiner Leiden erwähnt, und seiner Hingabe für die Erlösung der Welt, nennt er sich immer den Sohn des Menschen. Ja der Menschensohn ist es, welcher vom Synedrium als ein Staatgefährlicher verläumdet, den Römern ausgeliefert, mißhandelt und getödtet werden wird, um selber den Tod zu überwinden, durch seinen heiligen Gehorsam die alte Schuld des Ungehorsams auszugleichen, und durch seine Auferstehung das Leben der Menschheit an den Tag zu bringen. Der Mensch ist es, der hier als Mittler und Hohepriester für die Menschen einsteht, aber freilich, was für ein Mensch? Erstlich der Reine, Unbefleckte, Sündenlose und keiner Sünde Fähige, und darum der Neue, Himmlische, der Sohn der Jungfrau, ohne irdischen Vater; sodann der Wunderbare, der von allem Anfang her, mit dem ersten Beginnen seines Daseyns, also ursprünglich in das Leben des göttlichen Logos aufgenommen, und daher persönlich mit Gott vereint war und blieb, und folglich derjenige, durch welchen Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und heilige Güte in aller Fülle sich offenbarte.

So ist demnach der Sohn Davids in jedem Falle Gottes Sohn, er werde nun in seiner göttlichen Wesen-

heit, als ewiges Wort, vor aller Zeit, oder in seiner menschlichen betrachtet; er liebt es aber, sich den Sohn des Menschen zu nennen, denn als solcher ist er unser Versöhner und Führer geworden. Legen wir die Hand aufs Herz, und fragen uns: warum wir denn allzeit lieber bereit sind, seiner göttlichen Macht und Hoheit zu huldigen, als der Demuth seines eben so wahrhaften und wesenhaften menschlichen Lebens? Weil wir, im letztern Falle, uns kräftiger angeregt und gedrungen fühlten, aus der ganzen Tiefe unserer Willensfreiheit für das Gute thätig zu seyn, zu tragen, zu dulden, zu verzeihen, wie der Herr als Mensch unter Menschen gethan, während wir öfter, als wir es wähnen, in der Stimmung sind, gerade das Gegentheil zu wünschen; denn wir möchten ohne Leiden, ohne Bemühung, ohne eigenes Mitwirken, rein durch das Wirken göttlicher Macht, also durch ein unstatthaftes Wunder, zur geistigen Höhe gottgefälliger Gerechtigkeit und sittlicher Reinheit gelangen. Ist aber unser Auge geläutert, Jesum als Gottes- wie als Menschensohn zu erkennen, und seinen irdischen Lebensweg, so werden wir auch befähigt seyn, unsere eigenen Wege zu ermessen. Seinem Tode ging Jesus entgegen, und welch einem Tode! Er wußte die furchtbaren Leiden, die seiner harrten, in allen ihren Einzelheiten voraus, dennoch wandelte er heiteren Muthes, mit himmlischen Wohlthaten seinen Weg bezeichnend. Etwas von einem prophetischen Auge ist auch wohl uns verliehen; wir können es in jedem Augenblicke einsehen und beherzigen, daß wir uns

unausgesetzt auf dem Wege zum Tode befinden, und daß uns dieser übler zurichten werde, als wir uns gern vorstellen mögen. Welch eine Mißhandlung des leiblichen Menschen und seiner Herrlichkeit, die nicht früher endet, als bis er in Staub zerfallen! Was aber außer diesem Vorwissen noch nöthig, besteht darin, daß wir den Tod fleißig im Auge behalten, und ihm besonnen und getrost entgegen gehen, damit er uns zum Heile gereiche.

Die heilige Geschichte erzählt von der Kriegsthat des Helden Jonathan, der, einzig von seinem Waffenträger begleitet, die Wache und das Feldlager der Philister überfiel und besiegte. Die Verabredung, die er mit seinem Begleiter nahm, war diese: „Wenn sie zu uns herab rufen werden: bleibt und harret, bis wir zu euch kommen, so bleiben wir auf unserem Platze stehen, und steigen nicht zu ihnen hinauf. Sofern sie uns aber zurufen: klimmet herauf zu uns, so lasse uns hinan steigen, denn der Herr hat sie in unsere Gewalt gegeben.“ Aehnlich wird es auch uns mit dem gefürchteten Feinde, dem Tode und seinen Vorposten geschehen. Sagt uns dieser: warte du, bis wir zu dir kommen; sei guter Dinge, spiele, träume, denn du hast Zeit genug; lasse die Gedanken der Buße ruhen; die christlichen Waffen magst du zur Hand nehmen, wenn der Streit beginnt, — so wird es im harten Augenblicke betrübt um uns stehen, wir haben zu fürchten, als geschlagene Leute aus dem Kampfe zu kommen. Sagt er hingegen: komme zu mir heran, begegne mir;

rüsten wir uns nämlich jeden Tag für diese verhängnißvolle Zeit, so wird das allerdings für uns ein glückliches Zeichen seyn; wir gehen dann dem Tode entgegen mit Christo Jesu, durch welchen der Tod verschlungen ist in den Sieg; Sterben ist dann nur Gewinn, und Christus unser Leben. Amen.

Am Sonntage Quinquagesimä.

„Die vorausgingen, schalten ihn, und befahlen ihm zu schweigen.“
(Luc. 18, 39.)

Eingang.

Es war im beginnenden vierten Jahre des öffentlichen Wandels Jesu, nachdem er bereits den Lazarus von den Todten erweckt, und sich dann noch ein Mal an die Gränze von Judäa zurück begeben hatte, als er seine Jünger um sich versammelte, und sprach: »Wir werden nun hinauf ziehen gen Jerusalem, und es wird alles vollbracht werden, was bei den Propheten vom Sohne des Menschen geschrieben ist. Denn er wird den Heiden ausgeliefert, verspottet, gegeißelt und bespieen werden, und nachdem sie ihn gegeißelt, werden sie ihn tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.“ Die Jünger jedoch »verstanden nichts von allem diesen, und die Rede blieb ihnen verborgen.“ Waren diese Worte nicht deutlich und verständlich genug? Konnte wohl der Herr es bestimmter noch aussprechen? Dennoch blieb es ihnen verborgen; die deutlichste Schrift bleibt unleserlich dem Blinden, und die Jünger waren damals noch blind. Wie geschieht es aber in unseren Tagen?

Ist jene Rede Allen verständlich geworden? Ein Erlöser, der am Kreuze verschied, ein Herr, den wir anbeten sollen, obgleich, ja weil er den schmählichsten Sclaventod starb, ein Todter, der auferstanden ist — wer, heißt es, kann seine Vernunft vor solchen Behauptungen beugen? Aber die Leute, die sich in solchen Ausrufungen gefallen, sind eben auch blind, sie sehen nicht die unermeßlichen Räthsel des Menschenlebens, die nur allein durch die Thatsache der Erlösung verständlich werden; sie sehen nicht, oder wollen nicht sehen, was einzig Licht verbreitet auf Erden. Und wer ist denn überhaupt von Blindheit frei zu sprechen? Wir haben kein Auge für die Zukunft, und für das Gebiet der Ewigkeit, darum sind wir auch mit Blindheit geschlagen für die Gegenwart; unser körperliches Auge kann uns keine Kunde geben vom Uebersinnlichen, darum bleiben Viele blind für das Geistige und für Gott; es mangelt uns meist an der Erkenntniß unserer Unwissenheit, und darum sind wir sogar blind für unsere Blindheit. Einen Blinden finden wir im heutigen Evangelium, der wußte wenigstens, daß er blind war; sein Name ist Bartimäus.* Der saß am Wege von Jericho, als ein großer Menschenschwarm an ihm vorüber zog, und da er hörte, wer in der Nähe sei, schrie er aus allen Kräften: Jesu, Sohn David's, erbarme dich meiner. Allein die vorangingen, schalten ihn mit harten Worten, und befahlen ihm, daß er schweigen sollte. Und allerdings, in einem andern Sinne, waren auch diese blind. Bartimäus aber ließ sich nicht schrecken, er schrie noch lauter

* Marcus 10, 46.

als zuvor, und das Evangelium berichtet uns, daß sein Rufen nicht vergeblich blieb. Da stellt sich unseren Augen ein großes Bild des menschlichen Lebens und Treibens im Umrisse dar. Denn es ist ein Blinder hier, der nach Licht ruft, und ihm gegenüber ein großer Schwarm von anderen gleichfalls Blinden, die ihm Schweigen gebieten. Wer ist dieser Bartimäus der Blinde, der am Wege sitzt, und den Sohn David's anruft? Wer sind die Blinden, die Jesu vorangehen, und diesen Ruf nicht dulden wollen? Dieß sind die beiden Fragen, die heute unsere Aufmerksamkeit beschäftigen sollen.

* * * *

Unter allen Gebilden der Natur, unter allen Organen, die dem Leben dienen, das schönste und herrlichste, ist unstreitig das Auge. Die alten Weltweisen nannten es die Pforte der Sonne, das Fenster der Seele; und, was die Sonne dem Weltall, das ist, nach dem heil. Thomas von Aquin, das Auge dem menschlichen Leibe. In seiner Rundung und seinem inneren Baue der Erde selbst nachgebildet, ist es einzig für das Licht geschaffen; in ihm spiegelt sich die sichtbare Welt, auf seinem klaren Grunde, so geringe der Umfang desselben ist, mahlt sich die ganze Landschaft des weitesten Gesichtskreises, mit allem, was sie enthält, und das Aeußere wird hier verinnert. Wenn je die Natur, in ihrem dunkeln Leben und Weben, von sich selber etwas

ahnet, wenn je ein Thier zu einer Art von Bewußtseyn gelangt, so geschieht dieß mittelst des Auges. Das menschliche Auge hingegen hat freilich eine noch höhere Bedeutung. „Wenn das Auge nicht wäre," sagt der heilige Asterius, »so würde die geschaffene Welt ohne Zeugen dahin altern, Niemand würde die wunderbare Weisheit und Kraft Gottes betrachten. Und deßhalb ist das Auge so großer Bewunderung werth, weil es uns die Kunde von Gott vermittelt, der allein seine Schöpfung durchschaut." Und allerdings hat Asterius mit diesen Worten das Wesentlichste schon angedeutet. Wenn wir unserm Auge den Anblick des Himmels, der Gestirne, die Empfindung des Tageslichtes, die Anschauung der blühenden Fluren, der Berge und Wälder, und alles dessen verdanken, was anmuthig, glänzend und herrlich gepriesen wird; wenn das Angesicht der Menschen, die Werke ihrer Kunst, die Gebäude und die Städte, unsere eigene Gestalt, vorzüglich nur durch's Auge uns wahrnehmbar werden, und wenn der erblindete Tobias zu klagen Grund hatte: »welch' eine Freude soll mir noch werden, der ich in den Finsternissen sitze, und das Licht des Himmels nicht schaue," so wird doch dieß alles noch das Rechte nicht bezeichnen, da ja auch die Thiere mit Augen begabt sind, da auch sie die Dinge rings umher erblicken, ohne jedoch jemals zu einer wahrhaften Anschauung zu gelangen. Warum wendet das Thier sein Auge eigentlich nie gen Himmel? Warum betrachtet der Hund, der höchstens den Mond anbellt, niemals die Gestirne oder den Regenbogen, während

ihm rechts und links auf der Erde nichts entgeht? Weil das Dasein des Thieres gänzlich an diese Erde gefesselt ist, weil es einzig und allein Naturwesen ist, und in der Natur aufgeht. Was hingegen dem menschlichen Auge den, ohne Vergleich höhern Werth gibt, ist die dem Menschen verliehene Kraft, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare zu schließen, und mittelst der geschaffenen Dinge den Schöpfer zu erkennen; diese Erkenntniß aber ist die Sache des geistigen Auges, des denkenden Geistes, und wenn dieses Auge blind ist, fruchtet auch das körperliche wenig, und der reichste Anblick der sichtbaren Dinge vermag dann der Blindheit des Geistes nicht abzuhelfen.

Auf welchem Wege aber entsteht dieser verkehrte Zustand geistiger Blindheit? Das hat der Apostel, da er das Elend des Heidenthums schildert (Röm. 2.), am deutlichsten ausgesprochen: »Die unsichtbare Herrlichkeit Gottes wird durch die Weltcreatur, durch die erschaffenen Wesen erkannt und angeschaut, auch seine ewige Kraft und Gottheit, also daß sie (die Heiden) unentschuldbar sind. Denn obgleich sie Gott erkannt, haben sie ihn doch nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern sie sind irre worden in ihren Gedanken, und ihr Herz ward verfinstert; da sie behaupteten, weise zu seyn, sind sie thöricht geworden, also daß sie vielmehr der Creatur dienten, als dem Schöpfer.” — Die Blindheit des Geistes ist also die Verkehrtheit des Willens und des Denkens, durch die Abwendung von Gott, und folglich vom einzigen wahren Lichte; ihr

Ursprung ist deßhalb kein anderer, als die Sünde. „Sie werden wandeln den Blinden gleich,“ heißt es beim Propheten, „weil sie gegen den Herrn gesündigt haben.“ (Soph. 1.) Auf diese Weise, wie Augustinus bemerkt, ist die Blindheit des Herzens schon in sich selber eine Sünde, sie ist zugleich die Strafe der Sünde, und die Ursache der Sünde. Sie ist selber Sünde, weil sie den Glauben an Gott, an seine Weisheit und Heiligkeit aufgegeben; sie wird die Strafe der Sünde, weil ein hochmüthiges und selbstiges Herz ihr nicht entgehen kann, wie sie auch nach dem Maße der Hoffart zunimmt; sie wird ihrerseits wieder Veranlassung zur Sünde, weil jedes neue Uebel aus einem Wahn und Irrthum hervorgeht. Und so wird es in jeder Beziehung wahr: die gegen Gott und sich selber Ungetreuen wandeln gleich den Blinden, weil sie gegen Gott, ihren Herrn, gesündigt haben. Und wie lange? Bis sie, meistens zu spät, aus der verschuldeten Täuschung erwachen, wo sie dann jene Klagen erheben werden, wie das Buch der Weisheit sie aufgezeichnet hat: „also haben wir vom Wege der Wahrheit uns verirrt, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geleuchtet, und die Sonne der Erkenntniß ist uns nicht aufgegangen.“ (Weish. 5.)

Ist dieß aber auch möglich, daß der menschliche Geist in so völlige Blindheit gerathe? Wird nicht das wesenhafte Leben, das im göttlichen Logos ist, das Licht aller Menschen genannt? Wird von diesem Lichte nicht ausgesagt, daß es alle Menschen erleuchtet, so in diese

Welt kommen? Gibt das Gewissen nicht, das zu jedem Menschenherzen redet, mit gebietender Uebermacht der ewigen Wahrheit Zeugniß? Allein, so wahr dieß ist, so gewiß auch ist die Geltung dieses zweiten Satzes: „das Licht leuchtet in den Finsternissen, und die Finsternisse haben es nicht begriffen.“ Was sind aber diese Finsternisse anders, als das Elend des Menschengeistes im Zustande der Sünde? „Wie es einem Blinden geschieht,“ sagt Augustinus, der mitten im Sonnenlichte steht; die Sonne ist zwar zugegen, und doch ist er soviel als abwesend für die Sonne; so ist auch jeder Thörichte, Lasterhafte und Gottlose innerlich erblindet; die Weisheit ist zwar immer zugegen, doch er ist abwesend für sie.“

Blicken wir nun auf unsern Bartimäus zurück, der an der Straße von Jericho sitzt, und bettelt, und dem nur der Erlöser allein zu helfen vermag, was erkennen wir an diesem Einzelnen, wie im Bilde? Das gesammte Menschengeschlecht, welches das Licht der Wahrheit verloren hat. „Wir alle,“ sagt Augustinus, „werden blind geboren, denn wir alle werden geboren als Sünder. „Es ist der Zustand des innern Zwiespaltes, der Trennung von Gott, der entfesselten Natur, der geistigen Gesunkenheit, worin wir, kraft unserer irdischen Abstammung, in dieses Dasein treten; wo ist derjenige, der nicht unter demselben Verhängnisse steht, der nicht der göttlichen Hilfe bedarf? — Auf der östlichen Küste Europa's stand in der Vorzeit eine Stadt, welche Cerastis genannt wurde: die Stadt der Blinden. Und wovon erhielt sie diesen Namen? Weil die Leute, die den Grund

Plinius h. n. 5 149. (Conf. Z Strabo 6 2.)

dazu legten, den rechten Ort nicht auszuwählen verstanden; hätten sie diesen Ort eine kleine Strecke weiter auserſehen, wo später Byzanz, das jetzige Constantinopel, erbaut wurde, so wäre ihre Stadt, die höchst ärmlich blieb, der günstigen Lage wegen, bald in Flor gekommen. Diese Stadt der Blinden ist zwar von der Stelle, wo sie stand, verschwunden, dennoch gestaltet sich die Mehrzahl der Menschen so, daß man sie als Bürger jener berühmten Stadt betrachten kann; sie bauen meistens am unrechten Orte, sie errichten ihren Lebensplan, ihr Lebensgebäude auf mancherlei hohlen, haltlosen Fundamenten, und stützen sich nicht auf Christum; sie bauen nicht auf den Felsen, sondern auf Sand, nicht für die ewige Zukunft, sondern für die irdische Gegenwart. Wenn anders der Apostel recht hat, daß die ganze Welt im Argen steht, so wird auch der Ausspruch des heiligen Augustinus: »die ganze Welt sei blind,« seine Geltung behaupten.

Wie nun die körperlich Blinden bald mit dem Stabe sich forthelfen, bald von einem Hunde, bald wieder von einem Knaben sich führen und lenken lassen, eben so, wie die Alten zu sagen pflegten, gibt es geistig Verblendete, die an dem unsichern Stab der Ehrsucht sich stützen, um aufwärts zu kommen, andere, welche von den verächtlichen Leidenschaften der Habsucht, des Neides, des Grimmes ihre Schritte bestimmen lassen; wieder andere, denen Cupido, der blinde Knabe, zum Führer dient. Der Unterschied ist nur der, daß jene sich führen lassen, weil sie wissen, daß sie blind seien; diese

hingegen, weil sie es nicht wissen, weil sie eben von ihrer Blindheit keine Kenntniß haben. Bekannt ist, was Seneca von einer bejahrten Magd in seinem Hause erzählt, die plötzlich ihr Augenlicht verloren hatte, ohne jedoch etwas davon wissen zu wollen. Sie versicherte vielmehr, alles rings umher aufs deutlichste zu sehen; und wenn man gelegentlich ihr die Hand reichte, um sie zu führen, oder sie vor einer Gefahr des Anstoßes warnte, so hielt sie das für Spott; höchstens klagte sie, daß es im Hause zu finster sei; man möchte Fenster und Thüren öffnen, um mehr Licht zu gewinnen. — Aber ganz auf ähnliche Weise klagen die Glaubenslosen unserer Zeit über die, noch immer so große Masse von Aberglauben und Finsterniß, weil sie eben selber blind sind, und daher auch mitten im Lichte der Kirche und des Evangeliums über Mangel an Hellung und Aufklärung grollen. Aber auch in vielfach anderer Weise findet sich überall jene Magd des Seneca wieder; denn wer gesteht sich selber seine Hoffart, seine Ungerechtigkeit, seine innere Unordnung ein, wer weiß seine Verblendung und Leidenschaft nicht zu läugnen, oder gänzlich auf äußere Momente zurück zu führen, welche allein die Schuld haben? Wer ist auch geneigt und willig, sich die Wahrheit, so hart sie auch sei, sagen zu lassen; wen trifft ihr Lichtstrahl nicht wie ein Dolch ins kranke Auge? Zuweilen geschieht es wohl, daß Jemand den Argwohn faßt, eine ins Allgemeine hingesprochene Rede könne zur Absicht haben, ihn, den Hörer, zu treffen; er fragt dann vielleicht: Soll das etwa mich angehen? So benahmen

sich die jüdischen Gesetzeslehrer, als der Herr, bei Gelegenheit der Heilung eines Blindgebornen, sprach: „Ich bin zum Gerichte in diese Welt gekommen, auf daß die Blinden sehen, die Sehenden blind werden.“ (Joh. 9.) Denn sie fragten sogleich: »Sind etwa auch Wir blind?“ Es schien ihnen undenkbar, daß Jemand sie, die Weisen, die Meister, die Selbstgerechten und ausschließend Vortrefflichen, der Blindheit, des Unverstandes, des Wahnes zeihen konnte, und doch kam es ihnen vor, als ob der Herr es wagte, solch eine Schmach ihnen anzuthun. Er aber erwiederte: „Wenn ihr blind wäret, hättet ihr keine Sünde; nun aber behauptet ihr, daß ihr sehet; darum bleibt eure Sünde.“ Würdet ihr euere Blindheit erkennen, so wüßtet ihr den Arzt zu suchen, der euch heilt; nun aber, da ihr euch eures gesunden Auges rühmt, ist eurem Jammer auch nicht abzuhelfen.

Wo ist aber der Hohe und Gewaltige, welcher dem Blindgebornen das Auge, und dem verblendeten Geiste die rechte Anschauung wieder zu geben vermag? Jener irdische Weltgebieter, der römische Cäsar Adrianus, der einem seiner Sclaven im Zorne das Auge ausgestoßen, stellte dem Unglücklichen frei, eine Gnade zu begehren. Der Sclave schwieg. Der Kaiser wiederholte seinen Antrag, er befahl ihm, zu verlangen, was er wünsche. „Ach,“ erwiederte endlich der Sclave, »nichts anderes verlange ich, als mein Auge.“ Und wahrlich, diese Bitte zu gewähren, vermag der Eine nur, den Bartimäus anrief: „Jesu, Sohn David's, erbarme

dich meiner!" Welch' ein großer Gedanke, der diesem Blinden, einem Blitze gleich, das Herz bewegte! Welch' eine kühne Hoffnung, die ihn ermunterte, um eine Wohlthat zu bitten, deren Gewährung unmöglich schien, und jede irdische Kraft überstieg! Welche Macht des Glaubens in diesem einfachen Manne, der, auf die Frage des Herrn: „Was willst du, daß ich dir thun soll," beherzt und voll Zuversicht erwiederte: »Herr, daß ich sehe!"

Worin aber begründet sich diese Macht und Heilkraft Jesu? Allerdings darin, daß er „der Sohn Davids" ist, das heißt, der von Anfang her verheißene Retter und Erlöser, in welchem die Gottesmacht neu schaffend alles wiederherstellt. Wie er einst, als Vollendung seines Werkes, den Tod gänzlich besiegen, und der gesammten Erdennatur gebieten wird, um die Abgeschiedenen in das volle, geistig leibliche Leben hervor zu rufen, so liegt es auch in seiner Macht, ein einzelnes, krankes oder abgestorbenes Organ wieder zu erneuern. Indem er jedoch das Organ des irdischen Sehvermögens herstellt, deutet er damit schon an, daß er auch den Sinn des geistigen Schauens oder der Erkenntniß belebt; denn so bezeugt er es selbst: »ich bin gekommen, damit die, welche nicht sehen, sehend werden," womit er also diejenigen meinte, die, ihrer geistigen Blindheit sich bewußt, den Arzt aufsuchen, der ihnen zum Schauen verhilft. Doch setzen sich diesen Letztern nicht minder mancherlei Hindernisse entgegen, wie dem armen Bartimäus vor der Pforte von Jericho. Denn die Leute alle, die dem Herrn voran zogen, schalten ihn aus,

und befahlen ihm, zu schweigen, wobei sie wohl nicht zweifeln mochten, daß dieß gebieterische Wesen ihnen zukam. Wer sind diese Eigenmächtigen, die dem Herrn voran gehen, und den Hilfsbedürftigen hindern, in seine Nähe zu gelangen? Wenn wir bei den Vätern nachfragen, so wird der heil. Beda uns belehren, es sei hier an den Schwarm der Begierden und unordentlichen Neigungen, an den Tumult der Leidenschaften zu denken, die unsern Geist in der Innerlichkeit und Andacht stören, und die Stimme des innern Gebetes übertäuben; so wie an die zahllosen irdischen Gedanken, Erinnerungen und Phantasiegebilde, welche die Aufmerksamkeit verwirren und zerstreuen. Aber so wenig wir diesem innern Lärm Gehör geben dürfen, der uns abhalten will, Jesum anzurufen, eben so wenig sollen wir von der äußerlich verlautbaren Einsprache uns zurück schrecken lassen, wie sie von Menschen erhoben wird, die noch immer dem Herrn voran ziehen. Und es ist nicht schwer nachzuweisen, wer diese seien. „Wer mir nachfolgt," sagt der Herr, „wandelt nicht in der Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens besitzen." Die aber Jesu vorangehen, erweisen sich augenfällig als solche, die ihm nicht nachfolgen, sondern ihm den Rücken zeigen, also wie Menschen, die auf ihre eigene Leuchte vertrauen, und dem Lichte, das sie leiten soll, voran eilen. Wohl seltsam und gedankenlos erscheint das Benehmen jener Leute von Jericho, die da weder auf die Rede Christi horchten, noch sein Angesicht zu schauen verlangten; sie liefen haufenweise

voraus, vielleicht bloß, um Lärm zu verbreiten; sie trachten auch nur immer vorwärts, und darum schelten sie den Blinden, und fahren ihn herrisch an, aus Furcht, sein Rufen und Flehen möchte den Zug aufhalten, und einen Stillstand veranlassen. In diesem Bilde erkennt man die Partei derjenigen leicht, die da berufen zu seyn wähnen, daß sie auf den Schwingen des Zeitgeistes alles überflügeln, woran die Uebrigen, denen sie weit voraus gekommen, in ihrer Einfalt noch festhalten; die gerne mit der erforderlichen Dreistigkeit die Behauptung aussprechen: das Christenthum sei hinter den Bedürfnissen der neuen Zeit zurück geblieben, es könne der Welt nimmer weiter helfen, und man müsse daher einem Neuen, Großen und Schönen, das noch im Schooße der Zukunft verborgen, aufs Gerathewohl entgegen schreiten. In diesem gepriesenen Vorwärtsschreiten wollen sie sich freilich nicht aufhalten lassen. So oft ihnen nun Jemand bemerklich wird, der hart an ihrem Wege sitzt, und sich zum Glauben an den Gottes- und Menschensohn bekennt, und Jesum, den Sohn Davids, anruft, gerathen sie gleich in Furcht und Sorge, es sei das eine gefährliche Hemmung, ein Ankampf gegen den Fortschritt der geistigen Bildung in der Menschenwelt, ein Versuch, alles dasjenige wieder zur Herrschaft zu bringen, was sie als veraltete Meinung, als Zwang und Beschränkung verschreien, und deßhalb schelten sie den Bekenner seines Glaubens, und wollen ihm Stillschweigen auflegen. Der Christ jedoch läßt sich durch solche Dräuung und Hohn nicht schrecken, er bleibt

seinem Erlöser treu. Fühlt er sich, auf sein eigenes Selbst verwiesen, sündhaft, kraftlos, ohne Hilfe, ohne Sicherheit, so weiß er auch, daß der Blinde sich vom Blinden nicht führen läßt. Die ganze Aufgabe des Lebens, wie der heil. Augustinus lehrt, geht darin auf, das Auge des Geistes zu heilen, wodurch Gott erkannt wird. Dazu, sagt er ferner, wird das göttliche Lehrwort gepredigt, dahin zwecken die sittlichen Ermahnungen der Kirche, welche auf Beherrschung der Begierden, auf Entsagung und Lebensänderung dringen; zu diesem Ende werden auch die heiligen Mysterien gefeiert und gespendet, damit der innere Mensch von allem dem gereinigt werde, was ihn an der lebendigen Erkenntniß Gottes verhindert. Wenn also auch an uns die Frage erginge: was willst du, daß ich dir thun soll? so hätten wir gleichfalls keine bessere Antwort, als diese: Herr, daß wir sehen! Erleuchte, o Herr, unser Auge, daß wir nicht hinbrüten und träumen im Schlummer des Todes; führe uns aus den Finsternissen der verschuldeten Blindheit in das Licht deiner Wahrheit und Liebe! Amen.

Am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä.

„Von welcher geboren ward Jesus, der genannt wird Christus."
(Matth. 1, 16.)

In dem festlichen Kranze, welcher durch die Dornen des alltäglichen Lebens, seiner Mühen und Sorgen sich schlingt, erscheint von Zeit zu Zeit eine glänzende Lilie, eine duftige Rose; es sind dieß die Feste der heiligen Jungfrau, weil sie unser Auge zu der vollendeten Hoheit und Schönheit erheben, die in der menschlichen Natur selber ausgeprägt ist, und an welche sich die sämmtlichen Mysterien unseres Heiles anknüpfen. Oben an in der Reihe derselben, sowohl der Anordnung als dem Inhalte nach, steht eine weiße Rose, das Fest der makellosen Empfängniß. Hier wird unsere Aufmerksamkeit auf den Lebensanfang der Jungfrau gewendet, wie am Himmelfahrtsfeste auf ihre Vollendung und Verklärung. Und blicken wir bei dem letzteren vornehmlich auf das reiche und mühevolle Leben, das vollendet hinter ihr liegt, auf die Opfer, die sie gebracht, die Leiden, die sie erduldet, und die zahllosen Verdienste, die sie erworben, so lenkt uns die heutige Festlichkeit mehr

auf die Betrachtung der herrlichen Vorzüge, die Gott ihr ursprünglich, ohne ihr eigenes Mitwirken, in überreichem Maße verliehen. Der Name selbst, mit welchem dieses Fest bezeichnet wird, erinnert uns an eine, zu ihren Gunsten Statt gefundene Ausnahme von einem Verhängniße oder Gesetze, das auf allen übrigen Menschen lastet.

Wie dieß Verhängniß, das aus der Schuld seinen Ursprung genommen, seinem Namen nach heiße, ist zwar allbekannt; allein da es nur allzuoft einseitig und folglich höchst mangelhaft aufgefaßt wird, indem man der Schuld und ihren Folgen gegenüber nicht sogleich auch der Erbarmung, und mit dem eingerissenen Verderben auch des rettenden Heiles gedenkt, so werden wir besser thun, uns jener großen Worte des Apostels zu erinnern, die nur deßwegen, weil sie Beides in sich begreifen und befassen, fast räthselhaft erscheinen. „Alles," so lehrt er, »hat Gott unter dem Ungehorsam (unter der Sünde) beschlossen, damit er Aller sich erbarmte." (Römer 11.) Wie befremdlich scheint, obenhin betrachtet, diese Rede! Hat es Gott etwa gefügt, daß alle Menschen von Anfang her der Sünde, und somit der Gefahr des ewigen Verderbens, anheim fielen, um hinterher seine Barmherzigkeit zu zeigen? Läßt wohl ein Vater seine Kinder absichtlich ins Wasser stürzen, um nachher die Minder- oder Mehrzahl wieder heraus zu ziehen? Hat Gott deßhalb so ungeheure Frevel, so furchtbare Uebel, als weitere Folgen der Schuld, auf Erden überhand nehmen lassen, damit er

dadurch Gelegenheit fände, seine Gerechtigkeit nicht minder als seine erbarmende Liebe offenkundig zu machen? Ferne sei es von uns, an so schroffen und unwürdigen Vorstellungen uns genügen zu lassen. Was der Apostel als Inbegriff der gesammten Menschengeschichte in so bündigen Worten aussagt, und wovon er gleich nachher Anlaß nimmt, die Tiefen der Reichthümer göttlicher Weisheit anzustaunen, ist in weiterer Umschreibung nichts anderes, als die Geschichte der Erlösung. Alles, d. h. ein ganzes Menschengeschlecht, ließ Gott aus Adam sich entwickeln, und folglich dem Verhängnisse, das dieser verschuldet hat, unterworfen seyn, um das Ganze zu erlösen. Denn was der Eine durch seinen Ungehorsam für sich und die Gesammtheit zerrüttet hatte, konnte einzig nur durch die Gerechtigkeit eines Andern wieder gut gemacht werden, der als geistiger Stammvater in und für das Ganze eintrat. So tragen wir also nothwendig den sündhaften, entzweiten, dem Tode unterworfenen Zustand des ersten Adam an uns, weil wir seine Nachkommen sind; aber nur dadurch konnte er nach seinem Abfalle von Gott noch leben und fortdauern, um unser irdischer Stammvater zu werden, oder nur dadurch bestehen wir Anderen als Nachkommen Adams, weil dieser selbst schon, wie das von ihm stammende Menschengeschlecht, unter dem Segen der Erlösung stand.

So ist es demnach wörtlich wahr, daß Gott Alles, d. h. die ganze Menschheit, unter dem einen verschuldeten Verhängnisse zusammen geschlossen, um wie-

der Alles, oder die Gesammtheit, mit seiner rettenden Huld heimsuchen zu können. Wie aber, dem Sprichworte nach, keine Regel ohne Ausnahme, so ist hier das allgemeine Gesetz sogar nur möglich durch die Ausnahme; denn der Eine, der für die Rettung des Ganzen einstand, mußte eben so gewiß ein wahrhafter Mensch seyn, und folglich aus dem Boden des Geschlechtes sprossen, als auch zugleich ein neuer und himmlischer, in ursprünglicher, unzertrennlicher, also persönlicher Einheit mit dem schöpferischen Worte, in makelloser Gerechtigkeit und Heiligkeit. Deßhalb konnte sein Eintritt in diese Welt nicht anders als auf übernatürliche Weise geschehen, also durch eine jungfräuliche Mutter; und diese, die Tochter der heiligen Anna, die Wunderblüthe des Stammes der Abrahamiden, ist es, die der Erzbischof Proclus die Wohnstätte und das Heiligthum der Unsündlichkeit genannt hat, und die wir, in Folge besonderer göttlicher Obhut und Hilfe, als die, dem allgemeinen Gesetze ausnahmsweise Enthobene betrachten. Und hierin eben liegt der Grundgedanke des heutigen Festes. Denn schwerlich werden wir irgend Jemanden auf Erden, der noch auf sein Leben ein Recht hat, die Erlaubniß abstreiten, seinen Geburtstag zu feiern; hingegen wird wohl Niemand auf den Einfall gerathen, auch jenem geheimnißvollen Augenblicke ein festliches Andenken zu widmen, in welchem er, neun Monden früher, aus dem Nichts ins Dasein getreten. Der ungeborene Mensch hat kein selbstständiges Leben, er ist in Nacht gehüllt, und noch gänzlich in das Verhängniß

verflochten, aus welchem erst die Macht der Erlösung ihn emporhebt. Erst der Neugeborene kann nun auch ein geistig Wiedergeborener werden, indem er, wiewohl unbewußt, an dem Segen Antheil empfängt, der in der Kirche der ganzen Menschheit bereitet ist; erst der Neugeborene, indem er ans Licht dieser Erdenwelt hervortritt, um sein eigenes Leben zu beginnen, wird dadurch fähig, auch in das geistige Tageslicht der Gnade zu gelangen.

Anders verhält es sich mit der Hohen und Auserwählten, welche vom Anfange her bestimmt war, die Mutter der Gnade und des neuen Lebens zu werden; nicht bloß feiern wir den Freudentag ihrer Geburt, sondern auch den segensvollen Augenblick ihres Eintrittes in das Daseyn. Denn in ihrer nächsten Beziehung auf das Heil und den Heiland selbst ist es wohl erlaubt, sie, mit St. Bernardus, die Mitte und die große Angelegenheit aller Jahrhunderte zu nennen. Die den Welterlöser gebar, auf dessen Verdienst allein das Bestehen der Menschheit ruht, mußte von Anbeginn vorgesehen und vorerwählt seyn, und den Beweis dafür gibt schon die erste Verheißung Gottes an die nachmaligen Stammeltern unsers Geschlechtes. Sie, in welcher die Schöpferkraft des göttlichen Geistes so Wunderbares wirkte, muß selber als eine Makellose, gänzlich dem Himmlischen Zugewendete betrachtet werden, die, obwohl eine Tochter Adams, doch nur in seiner ursprünglichen Unschuld ihm vergleichbar ist. Wir dürfen uns dabei an ein altes, wohlbekanntes Sinnbild erinnern: an den fri-

schen, grünenden Oelzweig, welchen jene Taube, die Noah ausgesendet, über die unabsehlichen Fluthen her ihm brachte. Woher nahm sie diesen Zweig? Sollte er eine Sprosse seyn, die erst seit dem Sinken der Fluth irgendwo neu hervor gekommen? Der heilige Ambrosius, welchem wir diese Frage entlehnen, ist der Ansicht, jener frische Zweig sei der eines Baumes gewesen, der vor der Ueberschwemmung bestanden, und den dieselbe nicht verheert habe. „Der gerechte Mann," so bemerkt er, „war hoch erfreut, die Sprosse und Frucht vom alten Stamme aufbehalten zu sehen, und dieß galt ihm als Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, die nicht allein den Fluthen die Gränze gesetzt, sondern auch eine Blüthe und Frucht verwahrt habe, welcher jene nicht verderblich werden konnten." Solch ein blühender und fruchtbarer Oelzweig, als Unterpfand des Friedens, ein Sprosse des ursprünglichen Stammes, unversehrt und unversehrbar von der Fluth des sittlichen Verderbens und seiner Folgen, ist die heilige Jungfrau, indem sie, wie schon Origenes gesagt hat, so einzig und unvergleichlich in der Menschenwelt hervor glänzt, als ihr Sohn. Es mag darum auch von besonderer Bedeutung seyn, daß die Stammtafel Jesu, die bei Matthäus durch die Linie Josephs geführt wird, und erst mit Abraham beginnt, bei Lucas (der eigentlich, wie schon der heilige Athanasius bemerkt, die Abstammung der heiligen Jungfrau darstellt) in umgekehrter Ordnung bis zum ersten Stammvater hinaufgeht, bis zu Adam, „der da war Gottes," als sollte

damit angedeutet werden, daß sie, die letzte Sprosse, wieder dem Stamme glich, wie er dazumal beschaffen, als er noch aus Gottes Huld und Liebe nicht gewichen war.

Wird aber nach der Art und Weise gefragt, wie eine solche Ausnahme und Bevorzugung zu denken, da es ja für die Nachkommen Adams kein anderes Mittel der Rechtfertigung gibt, als die Gnade Christi? so erwiedern wir, daß dieselbe Gnade der Theilnahme am Verdienste Christi, welche die übrigen Menschen von der Sünde befreit, und die eben so wohl auf die früheren Geschlechter zurück wirkt, wie auf die späteren, auch auf Maria sich erstreckte, doch nicht dergestalt, daß sie von der Schuld geheilt und befreit, sondern daß sie davor bewahrt wurde. Denn ob Jemand von einer Krankheit geheilt, oder vor ihrem Angriffe in Voraus behütet und beschützt worden, in jedem Falle wird er es dem Arzte verdanken, der ihm beigestanden. Hiernach ergeben sich nun die Vorzüge, die der heiligen Jungfrau vor Allen verliehen sind. In jedem andern Menschen gehen die Naturverhältnisse, die Gesetze des natürlichen Lebens voran, und dann erst beginnt das Wirken der Gnade; bei Maria hingegen ging das Walten der Gnade voraus, um sie, seit dem ersten Momente ihres Daseins, für ihre hohe Bestimmung zu weihen. So behaupten sich auch bei den übrigen Menschen die Naturverhältnisse gleichsam in ihrem heimischen Rechte; die Keime der blinden Leidenschaften und heftigen Neigungen, wenn noch so emsig niedergehalten, sprossen

gleich wieder eigenmächtig hervor, sowie die Wachsamkeit nachläßt, und mit Recht hat Gregorius der Große diese böse Neigung des menschlichen Herzens der Distel verglichen, die, scheinbar zart und schuldlos, schon im kindlichen Alter sich kenntlich macht, in der Folge aber immer schärfer und starrer wird. Hingegen sind wir nicht bloß des Glaubens, daß in dem lautern Gemüthe der Jungfrau niemals die Spur einer fehlerhaften oder ungeordneten Regung aufgekommen, sondern wir erkennen auch, daß in ihrem innern Leben eine solche Störung nicht einmal denkbar sei. Denn allerdings ist die Gnade, die den Einzelnen verliehen wird, jedem in dem Maße gegeben, daß er dadurch die rechte Selbstbeherrschung zu üben vermag; doch ist diese Austheilung eben so mannigfaltig, wie jene der Naturgaben, und daher Jedem nach seiner Bestimmung und Befähigung zugemessen; Maria hingegen ward nicht umsonst als die Gnadenvolle gegrüßt, ihr war die Fülle der Gnade gegeben, oder was dasselbe ist: mit ihr war der Herr, mit ihr Gottes Huld und Weisheit in jedem Augenblicke. Wird endlich uns die Ermahnung eingeschärft: daß wir ein köstlich und unschätzbares Gut besitzen in gebrechlichen Gefäßen, und kann nur stete Wachsamkeit uns vor dem Verluste der göttlichen Gnade schützen, so besaß Maria hingegen diese Mittheilung göttlicher Huld und Kraft auf unveräußerliche Weise.

Was für Gedanken und Gefühle könnten bei dieser Vergleichung in uns wach werden? Sollte es uns vielleicht in den Sinn kommen, um so ausgezeichnete,

in ihrer Art einzige Vorzüge, die Herrliche zu beneiden? Oder möchte Jemand, was auf dasselbe hinaus ginge, die düstere und fast hämische Bemerkung hinwerfen: wem solche Privilegien verliehen seien, dem werde es freilich nicht schwer, auf der Höhe der sittlichen Vollkommenheit sich zu behaupten? Aber wie weit entfernt bliebe solch eine Gesinnung von der heiligen Liebe des Höchsten, der alle Menschen beseligen will, und das Eine Heil für Alle bereitet hat! Beneiden wir etwa unsern Herrn und Erlöser um seine überirdische Herrlichkeit, um seine persönliche Einheit mit dem schöpferischen Worte? oder dürften wir mit gleicher Scheelsucht zur Allmacht des unsichtbaren Gottes und Weltengebieters empor schauen, ohne sofort in eine dämonische Stimmung versetzt zu seyn? Wie wir der Sonne ihre mächtige und flammende Lichtfülle nicht neiden, sondern lieber mit Dank gegen Gott erkennen, daß unsere Erde und alle Geschöpfe auf derselben, von ihrer Kraft getragen, von ihrer Anregung belebt werden, eben so erkennen wir, mit den Gütern und dem Segen unseres geistig-leiblichen Daseins, auch den Urheber und Wiederhersteller desselben. Sind alle wahrhaften Güter, die wir in der Theilnahme an der Gnade besitzen, und die allein die Segnungen unseres Lebens ausmachen, einzig in Christo begründet, der für uns geboren, uns geschenkt worden, und ist er nur dadurch unser, insoferne er wesenhaft Mensch ist, der Jungfrau Sohn, so führt uns die Innigkeit des Glaubens und der Dankbarkeit unfehlbar zu dieser heiligen Jungfrau hin, die wir sofort

als die Mutter des Lebens und der Gnade, als die Vermittlerin zwischen dem menschgewordenen Logos und uns, als die Wunderbare verehren müssen, in welcher durch Gottes Allmacht die neue Schöpfung verwirklicht wurde.

Wir können darum auch bei den Vorzügen nicht stehen bleiben, die ihr, als der Vorbestimmten und Auserwählten, doch nur für das Heil der Gesammtheit verliehen wurden; vielmehr, indem wir auf die stille und demuthvolle Hoheit ihres Lebensganges achten, sehen wir nicht bloß in der Menschheit Christi, sondern auch in der sittlichen Vollendung seiner Gebärerin, die Würde der Menschennatur aus ihrer alten Versunkenheit wieder erhoben und ans Licht gebracht; ja in Maria insbesondere die Würde der Frauen, ihr leuchtendes Vorbild, ihre Retterin und Veredlerin. Anerkannt ist die große Thatsache, daß überall unter den Völkern, zu welchen bisher das Licht des Evangeliums, die Gnade Christi gelangte, die Frauen sofort aus dem Zustande der Knechtschaft und der Entwürdigung empor gehoben, und in ihrer sittlichen Würde dem Manne gleich gestellt wurden; und in welchem Maße sie dieß der heiligen Jungfrau, und ihrer Stellung im Gottesreiche, zu verdanken haben, ist an sich selber viel zu anschaulich, als daß es noch eines Beweises bedärfte. Wohl billig und heilsam ist es daher, daß christlich gesinnte Frauen ihr mit inniger und zarter Verehrung zugethan, und ihr, als ihrer Beschirmerin, auf jede Weise zu huldigen bemüht sind. Wie der menschgewordene Logos

sich allen Menschen jedes Alters und Standes, selbst Kindern und Jünglingen zum Vorbild gegeben, so sehen wir Maria auf ihrer irdischen Wanderung als Kind, als aufblühende Jungfrau, als Verlobte und Ehegemahlin, als wahrhafte, wiewohl jungfräuliche Mutter, als Witwe und höchst ehrwürdige, obschon nicht nach anderer Frauen Weise gealterte Matrone. Sie theilt das Loos einer Fürstin und einer Magd, sie erscheint während ihres Erdenlebens verachtet oder ungekannt von den Meisten, aber auf's innigste verehrt und geliebt von den Besten und Edelsten ihrer Zeitgenossen; sie kennt eben so gut die Höhen der seligsten Wonnen des Geistes, als die Tiefen der schmerzlichsten Qual und Verlassenheit; sie kann, in ihren äußeren Verhältnissen, als die Dürftigste, und zugleich in dem, was Gott ihr gegeben, als die Reichste unter den Menschen gelten.

In dieser allseitigen Entfaltung ihres heiligen Lebens, ihrer himmlischen Bestimmung, ist sie ein gleich herrliches und vollkommenes Vorbild für die Jungfrauen, wie für Frauen und Witwen; und man kann es dem christlichen Gefühle nicht verdenken, wenn es gegen Frauen, die für Maria keine Liebe und Verehrung hegen, mit Befremdung und Argwohn sich ausspricht. Wie sollen sie auch aus Gemeinheit und niedriger Sinnesart empor streben, dem Ideale aller sittlichen Schönheit und weiblichen Tugend sich nähern können, wenn es ihnen im Leben und in der Würde der Jungfrau nicht aufgegangen, und wenn sie dieser nicht ihr Herz zuwenden? Die mannigfaltigen Uebungen der

Andacht, womit diese Verehrung Maria's an den Tag gelegt wird, sind also immerhin löblich und heilsam, jedoch vorzüglich nur dann, wenn sie als Mittel zum eigentlichen Zwecke führen, und dieser besteht darin, die blinden und leidenschaftlichen Regungen des niedern oder des selbstigen Lebens zu überwinden; damit nicht die Natur, sondern die Gnade die Herrschaft führe. „Es ist (wie der Syracide lehrt) den Menschen der Hochmuth nicht anerschaffen, noch der Zorn den von Frauen Geborenen." (Eccl. 10). Wenn der Zorn überhaupt dem Menschen, dem Sohne des Weibes, nicht anerschaffen ist, wie ziemt es sich, daß er so oft, so übermäßig das Herz des Weibes in Flammen setzt? Dieser unvernünftige maßlose Zorn, dazu die Hoffart, die Eitelkeit, die hartnäckige, eigensinnige Rechthaberei, und alles andere der Art, dessen das Weib so selten Meister wird, sollen, durch Hilfe der Gnade, zu den Füßen der heiligen Jungfrau niedergelegt werden; denn diese Tollheiten der Natur, diese Verkehrtheiten des Geistes sollen im Sinnbilde des Drachen wieder erkannt werden, auf dessen Haupt die makellose Jungfrau tritt. Nur nach solchem Siege über sich selbst werden die Frauen jene sittliche Haltung und christliche Anmuth erlangen, die ihnen zur schönsten Zierde gereicht, und ihnen den segensreichen Einfluß sichert, wodurch sie in der Welt so unzählig viel Großes und Gutes zu wirken berufen sind. Denn, so groß und mannigfaltig noch in aller Zukunft die Fortschritte der Bildung sich gestalten mögen, so wird und soll doch immerdar das Herz der Frauen

das Heiligthum der christlichen Gesinnung, der Sanftmuth, der Geduld, der Barmherzigkeit, also der unverwüstlichen Wahrheit des Evangeliums bleiben.

Aber so gewichtig und durch alle christlichen Zeitalter bestätigt dieser Ausspruch ist, den eine der geistreichsten Frauen der Gegenwart, von großen Irrungen zurückgekehrt, erst neuerlichst in die Wüste dieser Welt hinaus gerufen, so soll doch damit keineswegs der wirklich abergläubischen Meinung das Wort geredet werden, als sei die Verehrung der heiligen Jungfrau ausschließlich nur den Frauen zugewiesen, die Männer hingegen dieser Verpflichtung enthoben. Es war eine Zeit, wo der heilige Bernardus sagen konnte: »Die menschliche Andacht verträgt es nicht, vor dir, o seligste Jungfrau, mit Stillschweigen vorüber zu gehen!" Haben die Apostel und die Märtyrer, die Glaubensheroen der Griechen und Römer, die Fürsten und Helden des Mittelalters, so viele geistvolle Männer, deren Kunst und Weisheit durch alle Zeiten leuchtet, der Hohen und Himmlischen ihre Huldigung dargebracht, worauf fußt dann die hochmüthige Meinung so vieler Selbstgenügsamen, daß sich eine solche Devotion für sie nicht mehr schicke? Mannigfaltig ist der Menschen Arbeit und Mühe, Jagen und Treiben auf Erden; jeder sucht sich einen Weg, um irgend wie rasch empor zu kommen, zu Ehre oder Reichthum zu gelangen; aber nur ein Weg ist, der zur Beseligung führt, und dieser ist angedeutet in den Psalmesworten: „Selig die Unbefleckten auf dem Wege, die da wandeln im Gesetze des Herrn."

Auf diesem Wege des heiligen Gesetzes, welchen der Herr selbst gewandelt, auf welchem allein wir makellos, oder von allem Bösen rein werden, sei du, o seligste Jungfrau, unsere Führerin: eine Mutter der schönen Liebe, der Gottesfurcht, der Erkenntniß, der seligen Hoffnung! Amen.

Am Feste der Geburt des Herrn.

„Lasset uns hinüber gehen nach Bethlehem, und sehen, was der Herr uns kund gethan.“ (Luc. 2, 15.)

„Schön und lieblich ist es, den Herrn zu preisen, und Lob zu singen dem Namen des Allerhöchsten; um des Morgens früh seine Barmherzigkeit zu verkünden, seine Wahrheit und Treue in der Nacht.“ So heißt es im (91.) Psalme; und hat dieser Ausspruch täglich und immer seine Geltung, in welchem Maße erst heute, an diesem feierlichen Morgen, in dieser eben vorüber gezogenen heiligen Nacht? Wohl eine wunderbare Nacht, mit welcher der neue Morgen auf Erden begonnen! Es ist eine Decembernacht, nur nicht so winterlich und durchaus unwirthlich, wie in unseren, höher nach Norden gelegenen Gegenden; die Gefilde, die um Bethlehem, die alte Davidstadt, sich ausbreiten, sind nicht in eine Decke von Eis und Schnee gehüllt, sondern mit dem zarten Grün unseres ersten Frühlings bedeckt; die Heerden verweilen dort in offenen Hürden, oder unter freiem Himmel, unter der Obhut ihrer Hirten. Zu diesen Hirten, den einzigen, die in dieser Gegend wach geblieben scheinen, wollen wir uns gesellen. Denn sind sie

zwar, was ihren Stand betrifft, geringe, von der Welt nicht beachtete Menschen, so erscheinen sie doch in einem ganz anderen Werthe vor Gott, dem sie, gleich den frommen Hirten und Patriarchen der Vorzeit, mit einfachem Herzen dienen; und wenn sie zum nächtlichen Himmel empor schauen, so thun sie es nicht deßhalb bloß, um an dem unermeßlichen Zifferblatte der Gestirne die Stunden vor oder nach Mitternacht zu bemessen, sondern um auch zu dem Herrn ihren Geist zu erheben, der über den Gestirnen wohnt; wie dieß schon zu ihren Vätern gesagt wurde: »in den Nächten erhebet eure Hände zum Heiligthum, und preiset den Herrn.«

Wie pflegt es dann uns zu Muthe zu werden, so oft es geschieht, daß wir in mitternächtlicher Stille unter freiem Himmel uns befinden? Wenn da, wie in der jetzigen Jahreszeit, die zahllosen Sterne über uns blinken, wenn die Milchstraße wie ein schimmernder Gürtel über das Gewölbe sich breitet, und das blitzende Sternbild des Orion in unermeßlichen Höhen über unserem Haupte steht, da wird wohl jeder, der nicht gänzlich der Zerstreuung sich hingibt, vom Schauer der Bewunderung und Ehrfurcht ergriffen; und wie gering und wie ohnmächtig müssen wir nicht in diesen ungeheuren Räumen uns selber erscheinen? Ja wie ein Nachtgespenst zieht dann wohl der Zweifel heran, ob wir vor diesem All nicht völlig verschwinden; ob auch die Macht, die diese Welten erschaffen, unserer Winzigkeit zu gedenken sich würdige; ob unser Leben mehr als ein wüstes Räthsel sei, und ein düsterer Traum?

Allein dem Psalmensänger, der während seines Hirtenlebens wohl oft zum Himmel empor gesehen, ward auch darin ein höheres Licht gegeben. »Herr, unser Herr," so ruft er aus, „wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde! Denn deine Herrlichkeit ist über die Himmel erhöhet. Aus dem Munde der Kleinen und der Säuglinge hast du dein Lob bereitet, um der Feinde willen, damit du den Widersacher und den Wütherich zerstörest. Denn ich sehe deine Himmel an, die Werke deiner Hände, den Mond und die Sterne, die du gegründet. Was ist der Mensch, daß du seiner eingedenk, des Menschen Sohn, daß du ihn heimsuchst? Du hast um ein Geringes unter die Engel ihn erniedert, mit Ehre und Würde hast du ihn gekrönet, und über alle deine Werke ihn gesetzt."

Wohin deutet, sofern er in seiner ganzen Tiefe erfaßt wird, dieser Psalm? Auf das Mysterium der heutigen Nacht, auf die Zerstörung des Widersachers durch das große Werk der Erlösung, auf die Freudenbotschaft, welche die Hirten zuerst empfingen, damit sie, die Kleinen und Einfachen, vor allem das Lob des Herrn verkündeten. „Das Volk, das in der Finsterniß wandelte, hat ein großes Licht gesehen, die da wohnten in der Region der Todesschatten, ihnen ist das Licht aufgegangen." Welch ein Licht? die herrliche Offenbarung von der Versöhnung, Wiederaufnahme, Erhöhung und Verklärung der gefallenen Menschheit in Christo, durch die Erbarmung Gottes, der uns heimgesucht, der Aufgang aus der Höhe. Die Nacht scheint plötzlich zu ent-

weichen, der Schimmer der Sterne verbleicht, eine Fülle des Lichtes umfließt die staunenden Hirten, und mitten in ihrem Kreise erblicken sie einen Erhabenen und Hehren, den Boten einer höhern Welt, der gekommen ist, den Armen das Evangelium zu predigen; nicht fürchten sollen sie, denn er verkündet ihnen eine große, ja die einzig wahre und unvergängliche Freude: „heute ward euch, und allem Volke, in der Stadt Davids der Heiland geboren, Christus der Herr.“ Ja, wie schon der Seher es geweissagt: „ein Kleiner ist uns geboren, ein Knäblein uns geschenkt worden,“ so bekräftigt es nun, als bereits erfüllt, der Engel: „euch ist er geboren, euch gehört er an.“ Und deßhalb sollen sie ohne Verzug selber ihn sehen, zu ihm eilen, ihm huldigen; und deßhalb soll weder der Zweifel sie aufhalten, an welchem Orte er zu finden, noch der Gedanke sie einschüchtern, wie der Hirte wohl Zutritt erlangen werde zum Könige, der Knecht zu einem Herrn von solcher Hoheit? Er gibt ihnen daher ein Zeichen, welches diesem doppelten Zwecke entspricht. Das Zeichen des Herrn, wie Hugo bemerkt, ist die Demuth; daran sollen sie, die Niedrigen und Dürftigen, ihn erkennen, und Muth fassen, ihm zu nahen. „Und dieses wird euch zum Zeichen dienen: ihr werdet ein Kindlein finden, in Tücher eingehüllt, und in einer Krippe liegend.“ Der Herr der Menschen (so lauten die Worte des ehrw. Theodotus von Ancyra) kommt nicht in fürstlicher Pracht, sondern mit Armuth angethan; diese Dürftig-

keit ist es, wodurch er Allen zugänglich geworden, gleichwie er selber Allen sich darbeut zum Heile.

Werden sie aber nicht irre werden an dem Anblicke solcher Dürftigkeit? Werden sie nicht in Gefahr gerathen, an der Armseligkeit seiner Umgebungen Anstoß zu nehmen? Damit dieß nicht geschehe, damit sie über dem Anblicke der Krippe, in welcher sie das Kindlein finden werden, seiner überirdischen Herrlichkeit nicht vergaßen, deßhalb (wie der heilige Leo der Große lehrt) ward ihnen noch ein anderes Zeichen gesendet; dazu, nach Gottes Anordnung, erschienen die Schaaren der Himmlischen, von welchen der Apostel ausdrücklich lehrt, daß sie nicht herrschen, gleich dem eingebornen Sohne, sondern daß sie Alle dienende Geister sind, ausgesandt zum Dienste um deren willen, welche die Seligkeit erwerben sollen. (Hebr. 1.) Ja, auch abgesehen von der Anordnung Gottes, könnten wir sie uns als müßige und gleichgiltige Zuschauer denken, bei einem Ereignisse von solcher wunderbaren und segensvollen Bedeutung für die Menschenwelt? Schon Origenes weiset auf diese ihre freudige Theilnahme hin, und allerdings erschienen sie in festlichen Reihen über den Gefilden von Bethlehem, nicht bloß, um die Ankunft des menschgewordenen Wortes zu feiern, seine verborgene Herrlichkeit zu bezeugen, sondern auch, um ihren irdischen Brüdern zur Geburt ihres Erlösers Glück zu wünschen. Das eine wie das andere ist ausgesprochen in ihrem Hymnus: „Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menschen seines Wohlgefallens.“ Ehre

sei Gott und Dank von allen Himmlischen und Irdischen, daß der Heiland auf Erden geboren, um den Menschen den Frieden, d. h. die Versöhnung, die Gnade, und die Fülle alles Heiles zu bringen; Friede den Menschen auf Erden, auf welchen in Christo und um Christi willen das göttliche Wohlgefallen ruht, an welchen sein heiliger, liebevoller Wille in Erfüllung geht.

Und wir haben heute nicht lange zu suchen nach solchen glückseligen Menschen, die (nach der üblichen deutschen Lesart) „eines guten Willens sind," d. h. dem Willen der göttlichen Huld entsprechen; wir haben ja diese Hirten vor uns, die nicht lange staunend und zögernd da stehen, und sinnen, nachdem die Botschaft verklungen, und anstatt des himmlischen Lichtglanzes die Nacht wieder sie umgibt. Sie fühlen, wie undankbar und gegen ihr eigenes Heil feindselig sie handeln würden, wenn sie nicht sogleich dem Rufe folgten. So ermuntern sie dann einander: „lasset uns hinübergehen und diese Dinge sehen, die der Herr uns kund gethan." Wir aber eilen ihnen voran, oder wenden dorthin unsere Betrachtung, wo zu den Vorgängen, die wir bisher uns vor Augen geführt, ein ganz eigener Gegensatz sich darstellt. Unter freiem Himmel, auf der offenen Flur, begegneten uns dort die Hirten, allerdings von niedrigem und dürftigen Stande, entblößt von allem, was der Welt bedeutend oder trefflich erscheint, aber umleuchtet von einem Lichte, vor welchem der Sternenglanz verbleicht, und der Gesellschaft und Ansprache von Himmelsbewohnern gewürdigt, vor welchen jede irdische

Größe verschwindet. Hier hingegen, an einem der Aussengemäuer Bethlehems, finden wir die königliche Jungfrau, die Fürstin aller Völker, wir finden da Joseph, den Edelsten und Erhabensten aus der langen Reihe der Patriarchen, und vor allem den, in die Zeit eingetretenen Unendlichen und Wunderbaren, der von oben gekommen, in seiner frühesten Kindheit; allein diese Hoheit und Herrlichkeit, für deren rechte Bezeichnung wir keinen genügenden Ausdruck haben, ist in den Schleier der Nacht gehüllt, umgeben von der Oede eines rohen Felsgemäuers, von den Insignien der äußersten Dürftigkeit. Soll dieß die Wohnung vorstellen, die der heiligen Familie zugewiesen? gab es keine bessere Zufluchtsstätte, die der Jungfrau, im dringenden Augenblicke, zu Gebot gestanden? war für den Neugebornen keine andere Wiege, kein bequemeres Bettlein auszumitteln, als die überaus ärmliche, harte Krippe?

Die heilige Geschichte bejaht dieß, sie macht auch die Ursache namhaft: „weil sich für sie kein Raum fand in der Herberge.“ Allerdings ist auch der nächste Grund dadurch dargestellt: eine große Menschenzahl hatte sich, des Census wegen, in dem Städtchen zusammengedrängt, und um eine Kammer, oder sonst eine passende Stätte zu miethen, dazu war Joseph viel zu arm. Doch freilich kann dieser Umstand, der nur die nächste Veranlassung ausdrückt, uns so wenig genügen, daß wir vielmehr neuerdings nach dem höhern Grunde dieser Armuth fragen. Denn zuletzt dürften wir ja die Meinung hegen: die Vorsehung hätte es ganz anders

fügen, und wenigstens hätte sich in Bethlehem ein Verwandter, ein Freund, oder irgend ein Frommer finden können, welcher freudig bereit gewesen wäre, die Bedrängten gastfreundlich aufzunehmen? Aber eben die Vorsehung wollte es so, wie es gekommen ist. Der Eintritt des Gottmenschen in diese Welt sollte schon für sein ganzes Erdenleben bezeichnend seyn: „er kam in sein Eigenthum," in die Menschenwelt, die ihm, dem schöpferischen und erlösenden Worte, ihr Daseyn verdankt; näher noch, in sein eigenes theokratisches Reich, in das zunächst ihm angehörige Volk, ja in den Sitz und die Heimat seines Familienstammes, „und die Seinigen haben ihn nicht aufgenommen." Auch der Zweck seiner Ankunft sollte gerade in diesen Verhältnissen sich kund geben; denn, wie Augustinus bemerkt: „nur deßhalb ward ihm soviel Armuth, und so wenig Raum auf Erden, damit wir ihm unser Herz erweitern, und zur geeigneten Wohnung ihm dargeben, dieß einzige Besitzthum ist es, das er auf Erden gesucht." So wird es auch, in ganz ähnlicher Beziehung, von Simon Cassianus entwickelt: „Seit dem ersten Augenblicke seines irdischen Lebens übt der Herr schon, was er in der Folge gelehrt und geboten: die Entsagung; weder ein eigenes Haus und Besitzthum nimmt ihn auf, noch ein fremdes; Niemand auf Erden räumt ihm die erste Wohnung seiner Kindheit ein, und selbst diese, aus Fels und Mauerwerk gebildete Grotte ist keines Einzelnen Eigenthum; sondern an einem offenen, gemeinen, jedem zugänglichen Orte, der Niemanden angehört, wird er ge-

boren, damit es schon daran sich zeige, daß er allen Menschen ohne Ausnahme zu eigen sich gebe, und daß Alles hier göttlich sei, wo nichts von menschlicher Hilfe zum Vorschein kommt." Nur so hat es in jeder Weise sich erfüllt, daß die Gnade Gottes unseres Erlösers allen Menschen erschienen, und daß er, der unendlich Reiche, um unserer willen dürftig geworden, damit wir durch seine Dürftigkeit bereichert würden.

Und wahrlich, genau betrachtet, diese Herablassung des Logos zur Menschennatur, ist sie etwas anderes, als das Eingehen in das Gebiet der Dürftigkeit, der allseitigen Abhängigkeit und Beschränkung? Dieser Armuth des Menschen, nach seinem jetzigen Lebenszustande, dieser vielseitigen Noth, die sein verschuldetes Verhängniß ausmacht, kann durch äußeren Glanz und Prunk niemals wesentliche Hilfe zugehen; und darum erschien auch der Einzige, der diese wahre Hilfe zu bringen kann, in völliger Entbehrung von Allem, was irdischer Reichthum zum Ersatze der verlorenen Herrlichkeit darbeut, und wodurch er die Armen und Kleinen vielmehr nur von sich entfernt hätte. Ob aber die heilige Jungfrau diesen Mangel schwer empfunden, ob sie Glanz und Bequemlichkeit mit schwerem Herzen vermißt habe? dieß ist eine Frage, die ihren Verehrern nicht einmal einfällt. Durfte schon ein Mann, wie Bernardus, und dieß mit Beziehung auf gewisse, nicht seltene Mißdeutungen christlicher Tugend, das bündige und lehrreiche Bekenntniß ablegen: »die Armuth habe ich jederzeit geliebt, den Schmutz niemals!" — so wird

uns an der wunderbaren Mutter, die ihren Neugeborenen in Tücher oder Windeln hüllte, eine Armuth gezeigt, die in ihrer zarten Sorgfalt und Reinheit allen den Schimmer verdunkelt, den menschliche Prachtliebe aufzubieten vermag. Auch war sie keine übergeschäftige Martha, deren Denken und Streben in solchen irdischen Muttersorgen gänzlich sich vertieft hätte; ihre himmlische Seele war mit größeren Dingen beschäftigt; mütterliche Zärtlichkeit und Freude kämpften in ihr mit den Gefühlen der Ehrfurcht. Sollte sie, wie es einer Mutter ziemt, ihn pflegen und nähren, oder im Geiste einer demüthigen Magd ihm dienen? sollte sie ihn mit ihren Armen umschließen, wie einen Sohn, oder vielmehr ihn anbeten, als ihren Gott?

Doch nicht lange blieb es ihr gegönnt, einsam mit dem Neugeborenen, solchen Betrachtungen sich hinzugeben; die Tritte vieler Menschen, die Stimmen der Suchenden unterbrechen die Stille der Nacht; es sind die Hirten, die von den Weideplätzen herüber kommen; bald finden sie den ihnen wohlbekannten Ort, und das gegebene Zeichen; sie erblicken die Jungfrau und das Kindlein in der Krippe. Auch sie fragen da nicht nach Glanz und äußerer Herrlichkeit, sie würden selbst, wenn dergleichen vorhanden wäre, nichts davon bemerken, denn ihr Auge und Herz wird von einer unendlich höhern, milden und geistigen Schönheit gefesselt; in seligem Entzücken beten sie den Neugeborenen an; frohlockend erzählen sie Allen, die sich hinzu gesellen, was die Botschaft der Engel ihnen kund gethan; sie sind die

ersten Apostel Christi, die ersten menschlichen Verkünder seiner Ankunft im Fleische; und, wie Ambrosius sagt: »von ihnen lernt sogar die heilige Jungfrau.” Mit seliger Freude vernimmt sie ihren Bericht, sieht sie die Ehrerbietung, womit sie dem Kinde huldigen; selber jedoch redet sie kein Wort darüber; in ihrer erhabenen Demuth, in ihrer sittigen Bescheidenheit, bleibt sie schweigsam, macht keine Erwähnung von den Mysterien, die ihr allein bekannt sind, und dieß ist, was der Evangelist von ihr berichtet, und worauf er offenbar einen besondern Nachdruck legt: „Maria bewahrte alle diese Dinge, sie vergleichend in ihrem Herzen.”

Was bedeuten diese Worte? Sie verglich die Berichte der Hirten mit dem, was sie selber vernommen und erlebt; sie verweilte in der Erwägung und Erinnerung dieser wundervollen Werke der göttlichen Macht und Menschenliebe, die so harmonisch zusammen stimmten, und sah vertrauensvoll der Entwicklung einer großen Zukunft entgegen. Sie verglich, was in sinnlich wahrnehmbarer Wirklichkeit ihrem Auge sich zeigte, die unmündige Kindheit ihres Sohnes, mit der in ihm verborgenen unendlichen Hoheit und Würde; die Niedrigkeit dieses Aufenthaltes mit dem unzugänglichen Lichte der in sich selbst seligen Gottheit; die ärmlichen weißen Tücher, in die sie ihren Einziggebornen gehüllt, mit der Herrlichkeit des ewigen Sohnes, der sich, nach der Schilderung des Psalmes, mit Licht bekleidet, wie mit einem Gewande; aber in solcher Weise die Gegenwart betrachtend, die Zukunft erwartend und voraussehend, schwieg sie, und ließ

ihre Gedanken nicht laut werden. Die allerweiseste Jungfrau (wie Eusebius Gallicanus bemerkt) bewahrte und überlegte deßhalb alle diese Dinge in ihrem Herzen, damit sie dieselben in der Folge denjenigen mittheilen konnte, die es zunächst am meisten anging; die Apostel nämlich waren es, denen sie in späterer Zeit davon die Kunde gab. Dieß erwogen, verehren wir sie mit vollem Rechte nicht bloß als Mutter des menschgewordenen Wortes, sondern erkennen auch, daß sie selber in vielfacher Weise eine Lehrerin der Menschen, eine Verkünderin des göttlichen Wortes geworden; wir sehen nicht bloß die Kindheit Jesu ihr anvertraut, sondern wir verdanken ihr auch das Evangelium von der Kindheit Jesu. Wunderbare Kindheit, anbetungswerthe Unmündigkeit, durch welche die Heiligkeit Gottes auf Erden verklärt, göttlicher Frieden, göttliches Leben in die Menschheit gepflanzt worden! Zu dir deßhalb, o glorreiche Jungfrau, wenden wir unser Auge, sei unsere Lehrerin und Fürbitterin, damit es auch uns verliehen werde, alle diese Dinge in unserem Herzen zu bewahren, und reiflich zu überlegen. Denn auch unser Leben soll zu einem harmonischen Tone werden in dem Lobgesange: Die Ehre sei Gott in der Höhe, dem Erhabenen, der über allen erschaffenen Welten wohnt, aber die Demüthigen seiner Gnade würdigt; und auf Erde Friede den Menschen, die seiner Huld sich nicht entfremden, auf denen sein Wohlgefallen ruht, und über welche er seine himmlischen Segnungen reichlich ergossen in Christo Jesu. Amen.

Am Feste des heiligen Stephanus.

„Und er rief mit lauter Stimme: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu." (Apostelg. 7, 59.)

Eingang.

Seit dem Beginne der Menschengeschichte findet sich nichts häufiger auf Erden, als Streit und Hader und grimmige Feindschaft, die nur im Blute sich sättigen mag, und gleich in der ersten Familie, die auf Erden lebte, zum gräßlichen Brudermord führte. Finden wir nun unter den Anlässen dieser Zwietracht, daß einer den andern um Hab' und Gut beneidet, daß er seines Ranges und Vermögens sich bemächtigen, oder eine Beleidigung rächen will, so ist zwar jeder ungerechte Angriff auf ein Menschenleben eine That der eigenmächtigsten, schroffsten Willkür, deren der Mensch, Gott gegenüber, sich erdreisten kann, als sei er absoluter Gebieter über Leben und Tod; dennoch können solche Triebfedern für sehr natürlich, ja nur für allzu natürlich gelten, da wir Neid, Grimm und Rachsucht, als blinden Naturzug, und ohne sittliche Bedeutung, auch in der Thierwelt antreffen. Darum wird es uns weit befremdlicher noch erscheinen, wenn tödtliche Feind-

schaft und schonungslose Verfolgung sich damit rechtfertigen wollen, daß sie einzig aus dem Feuereifer für die Ehre Gottes, für Religion und göttliche Wahrheit ihren Ursprung genommen. Diese lügenhafte Verkehrtheit, die ihr Urtheil in sich selber trägt, rügt der Herr im Evangelium, das wir eben gelesen; er beklagt das schwer verschuldete Geschick der Verblendeten, welche, unter dem Vorwande der Religion selbst, die göttliche Gnade von sich wiesen, und die Boten und Spender des Heils verfolgten. So hat er auch diesen Letzteren es angekündet: „Alle, die euch umbringen, werden der Meinung seyn, als erwiesen sie Gott damit einen Dienst.“ Und doch ist es ja augenscheinlich genug, daß in diesen Verfolgern, schon um ihrer Mordlust und Gewaltsamkeit willen, die echte Religion nicht lebte, während sie im vollen Glanze ihrer Schönheit an den Verfolgten sich bewährte, insofern diese von sich aussagen durften: »man flucht uns, und wir segnen, wir leiden Verfolgung, und ertragen in Geduld, wir werden gelästert, und wir beten.« (1. Cor. 4.)

Diesen großen Duldern für die heilige Wahrheit geht, als der erste und vorderste in der Reihe, der herrliche Stephanus voran, und zwar nicht deßhalb bloß, weil er den Glauben an den Gottmenschen unerschrocken bekannte, sondern auch dadurch, weil er das himmlische Vorbild in seinem eigenen Wandel so treu ausgeprägt, und die Liebe Jesu bis in den Tod bewahrt hat, indem er noch seinen letzten Hauch dazu verwandte, für seine Widersacher und Mörder Verge-

bung zu erflehen. Wenn es sich nun darum handelt, den Glauben zu bekennen, den Stephanus noch unter der Wucht der Steine bezeugte, die ihn zu Boden schmetterten, so scheint das, obenhin betrachtet, und so lange wir in christlichen Umgebungen leben, keine der schwersten Aufgaben zu seyn. Wir wissen aber, daß damit allein unser Christenthum nicht vollendet ist, insofern wir nicht, in jeder Beziehung, dieses Glaubens leben, und derselben Liebe nachstreben, die dem siegreichen Jünger zum Vorbilde gedient. Wollen wir zu jener innern Freudigkeit gelangen, welche in seinem Angesicht aufgeleuchtet, wünschen wir gleich ihm dereinst selig zu entschlummern im Herrn, so haben auch wir die drei Vorschriften Christi zu beherzigen, die er mit solcher Treue vollführt hat. „Liebet eure Feinde," dieß ist das erste Wort. „Thut Gutes denjenigen, die euch hassen," lautet das zweite. „Betet für die, so euch verfolgen und verleumden," das ist das dritte Wort. Diese drei Gesetze, in ihrer Stufenfolge, sind es, die wir heute an dem Beispiele des heiligen Stephanus betrachten wollen.

* * * *

Zwei große Wechselverhältnisse finden sich überall im Gebiete der Natur, die man mit den Worten Anziehung und Abstoßung zu bezeichnen pflegt, wohin auch die weltbekannten Namen Sympathie und Antipathie zu rechnen sind. Wie schon manche der einfach-

sten Stoffe nach einer gewissen Wahlverwandtschaft sich leicht miteinander verbinden, während andere stets geschieden bleiben, so beobachten wir es täglich unter den organischen Wesen, besonders in der Thierwelt, daß manche sich gern zusammen gesellen, während andere einander scheuen und fliehen. Daß nun ähnliche Verhältnisse auch zwischen Menschen Statt finden können, ist schon daraus ersichtlich, weil sowohl ihr Aeußeres, als ihre Gemüthsart und Gesinnung so vielfache Verschiedenheit darbietet. Es werden uns Leute begegnen, deren Miene oder Benehmen uns mißfällt, so daß uns ihre Nähe kein Behagen bringt, und wir pflegen uns dann mit der Ausflucht zu behelfen, daß Niemand für die Unmittelbarkeit seines Gefühls verantwortlich sei; wieder Anderen sind wir heimlich gram, weil sie uns irgend eine Kränkung oder einen Nachtheil zugefügt, wovon die Erinnerung sogleich erwacht, sobald wir ihrer ansichtig werden. Wenn nun die Einen sowohl als die Anderen auf uns einen feindseligen Eindruck machen, dessen wir uns nicht erwehren können, wie steht es dann mit jenem Gebote, das uns auch die ärgsten Widersacher zu lieben verpflichtet? Wird da nicht mehr gefordert, als in unsern Kräften liegt?

Allein wo von einem göttlichen Gebote die Rede ist, da handelt es sich freilich um etwas Höheres, als um die untergeordneten Gesetze der unfreien Natur. In dieser Beziehung gestehet auch Augustinus zu, daß unter den sämmtlichen Geboten des Herrn, welche die Absicht haben, unser Leben zu ordnen, keines so erha-

ben und so schwer zu befolgen sei, als jenes der Feindesliebe. Eben deßhalb muß es auch geistig erfaßt, im Lichte des Glaubens verstanden werden. Wie Niemand einen köstlichen Edelstein mit Abscheu von sich schleudern wird, weil er einmal im Schlamme gelegen, oder einen Becher von Gold, weil einmal ein herber Gifttrank darin gewesen, so soll auch der Christ, im lichten Bewußtseyn, zwischen den Gedanken des Glaubens und den Regungen des Gefühles unterscheiden, und sonach, wie derselbe Lehrer mahnt, nicht den feindlich gesinnten Menschen, sondern einzig nur die Gesinnung verabscheuen, die sich desselben bemeistert hat. Wie über die Maßen verschieden erscheint nicht der grimmigste unter den Feinden des Stephanus, Saulus, von dem spätern Paulus? Und doch ist dieser mit Saulus eine und dieselbe Person, nur in völliger Umkehr der Gesinnung, in der Neuheit des christlichen Lebens.

Wenn es nun dennoch bei Vielen für eine, gleichsam physische Unmöglichkeit erachtet wird, von der irrigen oder leidenschaftlichen Stimmung eines Menschen auf ihn selbst, oder auf seine in der Gnade Christi gegründete Menschenwürde abzusehen, um ihn immer noch, in geistiger Weise, lieben zu können, weil an ihm eben sowohl, wie an uns, das zweifache Gotteswerk der Schöpfung und Erlösung sich offenbaret, so tritt wiederum Augustinus dieser Meinung mit der einfachen, doch treffenden Rüge entgegen: „Ueberall in der Schrift bezeugt dir Gott: du kannst; du hingegen erwiederst: du könnest nicht. Bedenke es wohl, ob deinem Aus-

spruche mehr Glauben beizumessen sei, als jenem des Herrn!" So bemerkt auch Hieronymus, daß der Herr nicht das Unmögliche, sondern das Vollkommene geboten, und davon eben liegt uns kein größerer Beweis vor Augen, als die Art, wie Stephanus dieß Gebot erfüllt hat. Was bleibt noch gegen die Möglichkeit einer Handlungsweise einzuwenden, deren Wirklichkeit so glänzend an den Tag getreten?

Doch eben deßhalb geschieht es, daß man, um von einer so schroffen Höhe abzulenken, oder der schweren Forderung auszuweichen, eine neue Wendung versucht, und diese liegt in der Frage: ob nicht die Aufgabe schon groß genug sei, unsere Freunde zu lieben, deren Launen, Bedürfnisse und Leiden uns oft so lästig fallen, daß uns daran vollauf zu tragen! Immerhin steht uns ja der Anverwandte und der Freund viel näher, als jeder Andere, und die Verpflichtung, die uns an ihn kettet, ist entschiedener; soll man letztlich sogar den Freund verlassen, um irgend einem gehässigen Gegner beizustehen? und soll von uns verlangt werden, daß wir den Feinden eine innigere Neigung zuwenden, als denen, die auf unsere Liebe gerechtern Anspruch haben? Wir könnten hier mit der Weisung des Herrn uns bescheiden, daß man, indem man das eine thut, das andere nicht unterlassen dürfe; um jedoch bei dieser Vergleichung zwischen Freundes- und Feindesliebe nicht irre zu gehen, wollen wir jene Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen, wie sie Thomas von Aquin vorgezeichnet. Sehen wir nämlich auf die Person des Näch-

sten, den wir lieben sollen, so hat offenbar die Liebe zum Feinde den Vorzug, weil jene, die wir für den freundlich Gesinnten hegen, mancherlei Beweggründe haben kann, die mitunter sehr geringen Werthes sind, während keine aufrichtige, liebevolle Gesinnung für einen Widersacher sich denken läßt, es sei dann, sie gründe sich im Gehorsam gegen Gott und seinen heiligen Willen. Sehen wir aber vornehmlich auf diesen einzig probehältigen Beweggrund, insofern wir uns das Zeugniß geben können, daß wir aus Liebe zu Gott den Feind sowohl als den Freund lieben, so erweiset sich eben wieder jene Gottergebenheit als die höher geprüfte und bewährte, die unser Herz zur Liebe der Feinde, also zu dem Schwersten, bestimmt und kräftigt.

Wodurch aber bezeugen wir vor Gott, vor den Himmlischen und Irdischen, ja vor uns selbst, daß wir in der Nachfolge Christi bis zu dieser Höhe vorgeschritten? Wird es hinreichend seyn, wenn wir es täglich mit gutgewählten Worten betheuern? Wir werden ja nachdrücklich genug ermahnt, nicht mit der Liebe in Wort und Rede uns zu vertrösten, sondern sie zu üben im Werke und in der That. Und daran erinnert uns die zweite Vorschrift des Herrn: »thut Gutes Jenen, die euch hassen.« Könnte dieser Ausspruch nicht auch so gestellt seyn: »thut gutes Jenen, die ihr hasset?« Aber das versteht sich schon von vorn herein, daß wir keinen Haß im Herzen nähren dürfen, wollen wir nicht sofort der ewigen Liebe entfremdet und Kinder des Zornes werden. Haben wir von dem Hasse eines Widersachers zu leiden,

ohne Groll gegen ihn zu hegen, dann sind wir, als die Glücklicheren, schon im Vortheil, weil von diesem tödtlichen Uebel frei; und wie können wir das überweisender darthun, als indem wir den Gegner schonen, ihm beistehen und nützen, wo und wie immer wir das vermögen? Entdecken wir hingegen, bei ernstlicher Selbsterforschung, daß auch wir von rachsüchtiger Aufregung nicht frei sind, so werden wir dadurch um so dringender aufgefordert, diese Leidenschaft völlig zu überwinden, und zwar auf thatsächliche Weise, indem wir Böses mit Gutem vergelten; sofern wir anders die berühmten Worte des Apostels verstehen, in welchen aller Schimmer der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, der jedoch der Liebe ermangelt, als ein Unding erklärt wird.

Ein grelles Beispiel solcher Selbsttäuschung findet sich in der Begegnung, die dem heiligen Hildebert, Bischofe von Carnot, widerfuhr. Auf einer Reise durch seine Diöcese begriffen, kam er einst, bei einbrechender Nacht, an die Pforten einer, von ihm nicht abhängigen Abtei, deren Gemeinde im Rufe der strengsten Lebensordnung stand, und gab seinen Wunsch zu erkennen, im Hause zu übernachten; der Abt jedoch, der einen bittern Groll gegen ihn hegte, wies ihn zurück, und ließ ihm die Thore sperren. Bald nachher schrieb ihm Hildebert einen denkwürdigen Brief. „Ihr einst so glückseligen Diener des Herrn,“ heißt es darin, „nunmehr Sclaven des Zornes! umsonst, daß ihr so oft Asche auf euer Haupt streut, und euch aller Speise von Fleisch enthaltet, ich achte nicht darauf; bedeutungslos

sind mir eure Nachtwachen, wie eure Einsamkeit, und weder des weltlichen Glanzes gedenke ich, den ihr aufgeopfert, noch der heimatlichen Burgen, die ihr verlassen habt; ich verabscheue die Bußwerke, die ihr übet, sammt der Armuth eurer Gewande, der Härte eures Lagers, der Blässe eures Angesichtes, der Salbung eurer Reden, und dem Aufschwung eurer Andacht. So lange ihr die Wurzel des Hasses nicht ausrottet, ist eure Gemeinde kein paradiesischer Garten, der Rosen und Palmen trägt, sondern eine Wüste voll dornigen Gestrippes. Auch die heidnischen Fechter (die Gladiatoren) übten sich in harten Entbehrungen, und schonten ihres Lebens nicht, doch war dieß kein Verdienst, das sie ehrwürdig gemacht hätte. Auf Abwegen irret ein Jeglicher, der seines Zornes nicht Herr wird, noch ehe der Abend eingebrochen; und so waret auch ihr damals nicht daheim, innerhalb des Gottesreichs, sondern draußen, als ihr eure Pforte zugesperrt, und weder der Tugend noch des Lohnes der Gastfreundschaft gedacht habt."

Wer wird dem edlen Bischofe nicht Recht geben, daß er diese Scheinfrommen mit so harter Rüge gezüchtigt? Finster und verdienstlos ist eine Buße, die von feindseliger Gesinnung sich nicht läutert; und selbst die äußerste Strenge der Sitten, die heldenmüthigste Entsagung bleibt eine todte Form, wenn sie in Lieblosigkeit erstarret. Dennoch werden diejenigen keineswegs höher zu achten seyn, die bei gleich gehässiger Gesinnung

ein viel behaglicheres, üppiges Leben führen, ihren Begierden nichts verweigern, und den Haß, den sie im Herzen nähren, hinter gleißender Freundlichkeit verbergen. Wer wird dieser Art von Falschheit das Wort reden, als werde dadurch das Uebel gemildert? Dann müßte der Grimm, mit welchem die üppigen und schlauen Sadducäer den heiligen Stephanus haßten, dadurch, daß sie den feinern Anstand glatter Weltsitte bewahrten, für minder bösartig gelten, als der Zorn des damals noch so heftigen, aber aufrichtigen Saulus, der, fern von aller Heuchelei, in der ganzen Strenge des Gesetzes lebte, für das er eiferte.

Je mehr es demnach, für die Wahrhaftigkeit des christlichen Lebens, auf die Gesinnung ankommt, desto mehr Gewicht liegt auf dem Gebote: liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, damit ihr als Kinder des ewigen Vaters bewährt werdet, der seine Sonne gleichmäßig aufgehen läßt über Gute und Böse. Die feindselige Stimmung, die uns entgegen tritt, mag noch so sehr unser Gefühl empören, unseren Unwillen aufreizen, immer doch bleibt der einzig rechte Weg für uns, wie der Apostel ihn bezeichnet: „lasse dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute.“ (Röm. 12.) Dieß geschieht aber nur durch die herzhafte That, durch jedes Werk des Wohlwollens, das an sich geeignet ist, den Gegner, sofern er nicht in Verstockung verharren will, eines Bessern zu überzeugen. In diesem Sinne lehrt die Schrift: „wenn dein Feind hungert, so speise ihn, wenn er dür-

stet, reiche ihm den Labetrank; denn also handelnd wirst du feurige Kohlen häufen über sein Haupt." (Prov. 25.) Was will dieser Ausdruck sagen? Es werden damit, nach Hieronymus, die Empfindungen der Dankbarkeit, der Reue, und folglich der wiederkehrenden Liebe bezeichnet, die mächtig genug sind, den Hochmuth und Starrsinn des Gegners zu schmelzen, und seinen Sinn von diesen Schlacken zu läutern. Dabei ist es freilich nicht zu verkennen, daß diese feurigen Kohlen nicht selten auch, ohne unser Verschulden, eine entgegengesetzte Wirkung äußern; und daß dieselben, dem Gegner erwiesenen Wohlthaten, die den Einen zur Besinnung bringen, und seinen Haß tilgen, bei Andern den Groll noch heftiger entzünden. Und wirklich war dieß bei der fanatischen Menge der Fall, die gegen Stephanus tobte. Obgleich er, Böses mit Gutem vergeltend, von seinen Bemühungen nicht abließ, sie zur Erkenntniß des Heiles zu leiten, und obwohl sie, als Ausdruck seiner himmlischen Sanftmuth und Güte, sein Angesicht leuchten sahen, wie eines Engels, erstickten sie doch mit solcher Verbostheit jede bessere Regung, daß sie ihn hinaus schleppten außerhalb der Stadt, und das Urtheil, das über den Gotteslästerer verhängt war, an ihm vollzogen, um nur recht schnell des Anblicks solcher sittlichen Hoheit und Schönheit los zu werden.

Was blieb dem Jünger Christi da noch übrig, und was vermochte er für die Wüthenden noch zu thun? Er, der sie Alle so aufrichtig geliebt, der mehr Gutes ihnen gethan, als sich nach irdischem Maßstabe schätzen

läßt, er war jetzt auch der dritten und zugleich höchsten Vorschrift des Herrn eingedenk: betet für die, so euch verfolgen und beschimpfen. Auf seinen Knien, schon von tödtlichen Würfen getroffen, flehte er mit lauter Stimme: »Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu!« Sehr schön wird der Inhalt dieses Gebetes, nach seiner Weise, vom heiligen Augustinus entwickelt. „So wahrhaft ich leide, so grimmig ihre Wuth mich trifft, doch rechne ihnen die Sünde nicht zu, denn so zu bitten hast du selber mich gelehrt, so habe ich es zuerst aus deinem Munde vernommen. Welch' ein Unterschied zwischen dir und mir! Du der Herr, ich der Knecht; Du der Meister, ich der Jünger; Du das schöpferische Wort, ich ein Geschöpf: welch' ein großer Abstand zwischen der Sünde derer, die mich steinigen, und jener, so Dich gekreuziget haben! Als Du daher flehtest: Vater verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, hast du für einen gränzenlosen Frevel die Fürbitte eingelegt, und mich belehrt, bei einem viel geringern Anlasse das Gleiche zu thun. Ich zwar leide den leiblichen Tod, lasse sie nicht verderben dem Geiste nach!" Jeder erkennet wohl daraus, was in solchen Fällen uns gezieme, wo keine Gelegenheit sich darbietet, unserem Widersacher irgend einen ersichtlichen Dienst zu leisten, oder wo er selber jede Versöhnung zurückweiset; wie es von den Werken der Milde heißt: „gebet, und es wird euch gegeben werden," so auch von jenen einer höhern Art von Nächstenliebe: »verzeihet, und es wird euch verziehen werden." Nur durch aufrichtige Ver-

zeihung versichern wir uns des eigenen Friedens; aber erst dadurch wird uns die Gewißheit dieser Gesinnung, wenn wir es über uns gewinnen, für unsere Feinde aufrichtig zu beten. Sehr schön lehrt Chrysostomus von der Kraft eines solchen Gebets: „wenn du für deine Widersacher bittest, auch wenn du nicht hinzu fügst, was dich selber angeht, wirst du doch in beiden Erhörung finden."

So werden wir daher nicht zu weit gehen, wenn wir das Gebet des Stephanus höher anschlagen, als selbst den Tod, den er für den Glauben erduldet. Wir können uns dafür auf das Zeugniß des heil. Gregor von Nazianz berufen: daß der betende Stephanus dem Herrn etwas Größeres dargebracht habe, als seinen Tod, seine Geduld nämlich, und die unzerstörliche Liebe, mit welcher er seiner Verfolger und ihres Heiles gedachte. Wenn wir demnach etwas Größeres darzubringen im Stande sind, als selbst (in außerordentlichen Fällen) unser leibliches Leben, wie sollte es dann, in solchem Sinne, nicht jedem Christen möglich werden, durch irgend ein, eben nicht leichtes Opfer, ein Nachfolger des heiligen Stephanus, ein Märtyrer zu seyn? Wir können, wie Gregor der Große bemerkt, diese Ehre gewinnen, auch wenn keine tödtliche Waffe uns trifft; denn Lästerung mit Geduld hinnehmen, und Haß mit Liebe vergelten, das ist ein Märtyrertod in der Verborgenheit der innern Gesinnung. Wohl nicht umsonst wird von Stephanus berichtet, daß er, nachdem er seinen Geist ihm empfohlen, entschlummert sei im Herrn. Wer wird in seiner letzten

Stunde nicht sehnlichst wünschen, alle erdenklichen Opfer dafür gebracht zu haben, um auf gleiche Weise im Herrn zu entschlummern, im Frieden Jesu zu ruhen? Wie glückselig, ruft Augustinus, wird der zu seinen Freunden hinüber gegangen seyn, der so innig seine Feinde geliebt? — Die Ritter der mittelalterlichen Zeit, wenn sie zur Beichte gingen, pflegten ihre Schwerter abzulegen, und noch jetzt wird von den Männern des Wehrstandes dieser Brauch geübt. Uns Anderen, die wir dem Kriegerstande nicht angehören, mag dieß zur Lehre seyn, daß wir die Waffen des Zornes, des Hasses, der Rachsucht, der Verleumdung von uns abthun, und jederzeit in friedlichem und versöhnlichem Geiste wandeln; dann, und dann allein, wird unser Gebet und Flehen vor Gott kund werden, und der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, wird unser Herz und unsern Sinn beseligen und beschirmen in Christo Jesu. Amen. (Phil. 4).

Am Feste des heiligen Apostels Johannes.

„Da wandte sich Petrus um, und sah den Jünger, den Jesus lieb hatte. (Joh. 21, 20.)

Eingang.

Als wir, zur Feier der Geburt des Herrn, die wunderbaren Verhältnisse seiner Ankunft auf Erden betrachtet, sahen wir ihn, den Retter und König der Menschheit, in einer Abhängigkeit und Dürftigkeit, die schon im ersten Augenblicke seines irdischen Lebens den schuldlosen Büßer, den versöhnenden Mittler des ganzen Geschlechtes bezeichnete. Herrlicher und freudiger ist seine neue Geburt zum verklärten und unverwelklichen Leben, in dessen Besitze ihn das heutige Evangelium uns darstellt. Zur Zeit des Vorganges, der darin berichtet wird, hat er seinen irdischen Lebensgang bereits zu Ende geführt, und das Werk seiner Sendung vollbracht; er hat den Vater und Sich der Welt offenbaret, den Weg des Lebens vorgezeichnet, das Gottesreich begründet; er ist als Stellvertreter der sündigen Menschheit gehorsam worden bis zum Kreuzestode, er hat durch

sein Opfer die alte Schuld ihres Ungehorsams thatsächlich aufgewogen, und ihre Wiederaufnahme in die Huld Gottes vermittelt; nun steht er, der Lebensgrund und Erneuerer der Menschen, leibhaft und wesenhaft wieder in der Mitte seiner Jünger, am Ufer des Sees von Tiberias, und gebeut dem Petrus: „folge mir nach.“ Dieser aber wendet sich, und blickt zurück; den Jünger faßt er ins Auge, „den Jesus lieb hatte,“ dem er selber so innig sich angeschlossen, daß er nimmer von ihm scheiden möchte; und deßhalb wagt er die Frage: „Herr, wie wird es mit diesem? soll nicht auch er dich begleiten? soll er zurück bleiben?“ Eben dieser Jünger nun ist es, dessen festliches Andenken wir heute feiern. Können wir ihn ganz einzeln und gesondert uns vorstellen, ohne zugleich schon des Herrn und Erlösers zu gedenken, der ihn lieb hatte, an dessen Brust er geruht? Das wäre allerdings nicht möglich. Oder sollten wir einzig nur ihn in seinem Verhältnisse zum Herrn betrachten, ohne an den Jünger Petrus uns zu erinnern? Dagegen streitet der Inhalt unseres Evangeliums, in welchem sowohl von Christo dem Herrn, als ihm zur Seite von Petrus und Johannes die Rede ist. So möge dann, was in diesem Evangelium durch den göttlichen Erlöser, was durch Petrus und durch Johannes uns gelehrt wird, den Stoff unserer Betrachtung bilden.

* * * *

Wie die milde Frühlingssonne zahlreiche Keime weckt, und zum sprossenden Leben hervorruft, die alsbald in farbenreiche, duftige Blüthen sich entfalten, so sehen wir auch in jener Fülle der Zeit, da in Christo die Gnade und Wahrheit auf Erden erschienen, so edle und herrliche Menschen erblühen, wie sie auch die erhabenste und reinste Einbildungskraft zu ersinnen und zu schildern nicht vermöchte. Abgesehen von der hochheiligen Jungfrau selbst, als der Mutter des Heils, von Joseph, ihrem Verlobten, von Elisabeth und ihrem Sohne, dem großen Vorläufer des Herrn, und so manchen Anderen, die noch in der Jugendgeschichte Christi vorkommen: mit welcher geistigen Schönheit erglänzen durch alle Jahrhunderte die edlen Geschwister Maria und Martha; welch eine hohe und reine Gesinnung bewährte sich am Zöllner Zachäus, an jenem, der zum Apostel berufen ward, und so vielen Andern, die mit lebendiger Zuversicht dem Retter und Meister sich nahten! Und wen rührt nicht die Lebensfrische, die kindliche Einfalt, die liebenswerthe Redlichkeit in jenen Jüngern Petrus, Andreas, Nathanael, Philippus, Thomas, die der Herr in seinen näheren Umgang berief, die er in sein welterlösendes Leben und Wirken hinein zog?

Doch ist Einer insbesondere hier zu nennen, der vor diesen allen auf eigenthümliche Weise sich auszeichnet; es ist der Jugendlichste, der Kindlichste, und doch wieder der Weiseste von Allen; derselbe, der, von sich redend, nur dadurch sich kenntlich macht, daß er als den Jünger sich bezeichnet, den Jesus lieb hatte, der

beim letzten Abendmahle an seiner Brust geruht, der um verborgene Dinge ihn fragen durfte. Wurde Johannes wirklich inniger von Jesus geliebt, als die übrigen Jünger, als selbst Petrus, den er ihnen doch zum Haupte und Führer gesetzt? Dieß scheint, wenigstens in Bezug auf den letzteren, doch nicht so sicher und ausgemacht. Denn hatte vielleicht Johannes vor Allen den Vorzug um der Unschuld seines Herzens willen, so behielt Petrus doch den Vorrang in der Kraft und Höhe seines Glaubens, da er allein es war, der das Bekenntniß aussprach: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Eilte Johannes, beflügelten Schrittes, dem Petrus voran, als sie sich hinaus begaben zum Grabe des Herrn, so war es doch Petrus, der zuerst hinein ging. Erkannte Johannes, am See Tiberias, früher als die anderen Jünger den Geheimnißvollen, der ihrer am Ufer harrte, so daß er den Gefährten im Schiffe zurief: „es ist der Herr;" so war es doch wiederum nur Petrus, der unverzüglich in die Fluten sich warf, und hinüber schwamm. War es dem Johannes gegönnt, an die Brust des geliebten Meisters sich anzuschmiegen, so ist uns doch auch von Petrus bekannt, wie nahe er sich stets ihm angeschlossen. Hat der Erlöser, als Menschensohn, sein Theuerstes auf Erden, seine jungfräuliche Mutter, der Obsorge des Johannes anvertraut, so übergab er hinwiederum, als Gottessohn, dem Petrus die Obsorge für seine Kirche. Und erfreute sich Johannes des schönen Vorrechtes, sich den Jünger zu nennen, den Jesus liebte, so erging

doch auch an Petrus, in umgekehrter Form, die feierliche Frage: „Simon Petrus, liebst du mich? Liebst du mich mehr als diese? ist deine Liebe zu mir größer als die der Anderen?" worauf er mit gebrochenem Herzen erwiederte: „Herr, dir sind alle Dinge bekannt; du weißt, daß ich dich liebe!"

Wie wird es demnach um unsere Frage stehen, und wie kann sie beantwortet werden? Zunächst wohl schon damit, daß Johannes mit seinem Ausdruck: „der Jünger, den Jesus liebte," es ganz einfach genommen habe, ohne damit irgend eine Vergleichung zu beabsichtigen. Er nennt sich ja keineswegs den Jünger, den Jesus mehr geliebt, als den Petrus und die Uebrigen; ihm genügt das selige Bewußtseyn, daß der Gottmensch ihm seine volle Liebe zugewandt. Dennoch gibt es, der Wahrheit dieser Aussage unbeschadet, eine noch gründlichere Lösung unserer Frage, und diese erschließt sich von selbst aus den Worten des Herrn an den Jünger Petrus: „was gehet das dich an?" Statt also bei müßigen und unstatthaften Fragen zu verweilen, wollen wir vielmehr nach der Belehrung forschen, die der Herr in jene Worte gelegt. Und so erkennen wir dann zunächst, daß die Wege der Menschen zur Seligkeit, insofern sie durch göttliche Lenkung und Anordnung bestimmt werden, sehr verschieden sich gestalten können. So sprach der Herr zu Petrus: „folge mir nach," und er setzte hinzu: „als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet, und deinen Weg genommen, wohin du wolltest; wenn du aber gealtert, wird ein Anderer dich gür-

ten, und dich führen, wohin du nicht willst.“ Dieß aber sprach er, um dem Jünger kund zu geben, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde.“ (Joh. 21.) Denn Petrus wandelte als sichtbares, stellvertretendes Haupt der Kirche Christi, den Weg seines Meisters bis zum Kreuzestode, welchem er in Rom überantwortet wurde. Von Johannes hingegen erklärte der Herr: »ich will, daß er so bleibe, bis ich komme,“ denn soviel dieser Jünger auch um des Glaubens willen litt, so sollte er doch keines gewaltsamen Todes sterben; ihm war es bestimmt, ein bedeutend hohes Alter zu erreichen, sein Leben sodann (was erst im 68. Jahre nach der Auferstehung Christi geschah) sanft und selig zu beschließen, und folglich so, wie er war, zu bleiben, bis zur beseligenden Ankunft seines Herrn.

Ob demnach der eine auf dem Wege harter Schicksale und Leiden, der andere durch einen ruhigern, doch gerechten und an guten Werken reichen Lebensgang, der dritte durch strenge Buße und Entsagung, oder in sonst einer mehr innern und verborgenen Tugendübung das Ziel seiner Pilgerfahrt erreicht und selig wird; uns kann es nicht zustehen, darüber unser dürres Urtheil abzugeben; wir haben vielmehr die Aufgabe, bei jedem Anlasse, der uns zu solchen Rügen und Untersuchungen drängt, uns selber mit den Worten zu ermahnen: „Was geht das dich an? Dir ist nur aufgetragen, soviel an dir ist, deinem Erlöser nachzufolgen; Andern ihre besonderen Wege vorzuzeichnen, ist deines Amtes nicht. Was wird wohl häufiger vernommen als die unaufhör-

lichen Klagen: Andere sind von Leiden und Trübsalen frei, als wären sie dafür bevorrechtet, nur über mich allein häuft sich jede Art von Mißgeschick; Andere sind in wohl bemittelten Umständen, und führen ein behaglich Leben, ich aber erfahre nichts als Arbeit, Kummer und Weh; bei Anderen wird jedes Verdienst, es sei nun wirklich oder vorgeblich, geehrt und reich belohnt, mir begegnet nur Geringschätzung und Undank! Sowohl diese als unzählige sehr ähnliche Klagen, nebst den vielfachen Kritteleien über die Art und Weise, wie dieser und jener mit dem göttlichen Willen und seiner Lebensaufgabe sich abfinde, sie werden sämmtlich zurecht gewiesen durch die Mahnung des Herrn: „was geht das dich an? du folge mir nach;" sowie durch die gleiche des Apostels: „verrichtet Jeder euer Geschäft!" (1. Theff. 4.) Man fordert von mir, so beschwert sich mancher Christ, daß ich den Geboten des Evangeliums und der Kirche Gehorsam leiste, in Zucht und Ehrbarkeit wandle, überall die strengste Redlichkeit erprobe, bei jeder Gelegenheit in Wort und That meinen Glauben bezeuge, und jede Unbill in Sanftmuth und Demuth hinnehme; wie halten es jedoch die Uebrigen, die als Zeitgenossen, Landsleute und Mitbürger mich umgeben, die ich meines Gleichen nenne? Was beobachte ich an meinen Nachbarn? was an den sogenannten Gebildeten, und überhaupt an Solchen, die etwas zu bedeuten scheinen in der Welt? Wer geht mir mit gutem Beispiele voran, daß ich ihm folge? Wer wandelt mit und neben mir den gleichen Weg, daß ich ihm mich anschließe? Er-

blicke ich nicht überall, bald in greller, bald verdeckter Weise, das Gegentheil von allem dem, was das Evangelium gebeut? Oder wird sich Jemand an mir ein Vorbild ersehen, auf daß er mir nachfolge, und ich in seiner Gefährtschaft mich tröste? Und doch sind alle diese Beschwerden, Vorwände und Rücksichten viel zu erbärmlich, um ihre Haltlosigkeit zu bergen; es sind morsche Stützen der Feigheit, dahinfallend vor dem Hauche des Wortes: „was geht das dich an?" der Einzige, dem du nachzufolgen verpflichtet, ist dein Meister und Erlöser.

Wir erkennen darum auch leicht, was von so vielen andern Redeübungen zu halten sei, die unter Frommen und Unfrommen so häufig im Schwunge sind, und welchen bald die Obrigkeiten zum Stoffe dienen, die ihren Pflichten nicht gehörig nachkommen, bald die Diener der Kirche, die nicht vom rechten Eifer beseelt seien, bald der sogenannte Zeitgeist, der alles verkehre und verwirre, bald wohl gar die göttliche Weltordnung selbst, die seit einiger Zeit gar nimmer ordentlich zum Vorschein komme, und deren Schrift dem Kurzsichtigen unleserlich geworden. Die Wahrheit an der Sache ist wohl die, daß solches Gerede am häufigsten bei jenen sich findet, die sich selber vernachlässigen; die, wie der Apostel sie schildert, unruhig wandeln, und nichts Rechtes thun, sondern der Neugierde fröhnen, auch wohl müßig von einem Hause zum andern laufen, und zwar nicht müßig bloß, sondern geschwätzig und fürwitzig, und redend, was sich nicht geziemt. (1. Tim. 5). Die Mehrzahl von solchen, deren Auge

stets auf fremdes Thun und Lassen gewendet bleibt, wird der Ausspruch des heil. Bernardus treffen: „So lange Jemand mit besonderer Neugierde anderer Leute Fehler beobachtet, so lange wird er über seine eigenen unwissend bleiben.“ „Die Augen des Thoren (nach dem Ausdrucke der Schrift) schweifen umher bis zu den Gränzen der Erde (Sprichw. 25);“ und wenn ihr harter Ausspruch: daß die Zahl der Thoren unermeßlich sei, einer Rechtfertigung bedürfte, so läge sie schon darin, daß nichts gewöhnlicher auf Erden sich findet, als jene Neugier, die sich um alles Erdenkliche kümmert, nur nicht um den Zustand und das Loos der eigenen Seele.

Wenn demnach selbst der Jünger Petrus, bei aller Reinheit und Güte seiner Gesinnung, die Rüge des Herrn auf sich lud, um wie viel nachdrücklicher wird dieser Tadel jeden Andern treffen, der nicht in so lauterer Absicht, sondern in müßigem Fürwitz, den Lebenswegen seiner Nächsten nachforscht? Denn indem Petrus ein so lebhaftes Verlangen ausdrückte, auch darüber, wie es mit dem Jünger Johannes werden sollte, etwas Näheres zu erfahren, war seine Frage doch nicht sowohl dem Boden eitler Neugierde, als vielmehr der innigsten Zuversicht und Liebe entsprossen; und in beiden diesen Beziehungen wird auch die Frage, die Petrus ausgesprochen, uns zur Belehrung dienen.

Denn noch wenige Tage vorher, bei der Feier des letzten Abendmahls, und bevor er, in Folge seines stolzen Selbstvertrauens, so tief gefallen war, daß er den Herrn

verläugnete, hatte Petrus nicht gewagt, ihn um den Namen des Jüngers zu fragen, der den Verrath begehen würde; er hatte sich deßhalb an Johannes gewendet, um durch seine Vermittlung über ein Geheimniß Aufschluß zu erhalten, das ihn mit solchem Entsetzen erfüllte. Nunmehr jedoch, wo er zwar seiner schweren Verschuldung bewußt, aber auch in der Selbsterkenntniß und Demuth befestigt, durch den Schmerz der Reue geläutert, der wiedergefundenen Huld gewiß war, hatte auch sein Vertrauen einen festern Grund gewonnen; er brauchte und suchte keine Mittelsperson mehr für das, was er so sehnlich zu wissen begehrte, und an seinem Beispiel lernen wir, welch eine kräftige und unbefangene Zuversicht zu Gott diejenigen gewinnen, die, nachdem sie die Fülle seiner Erbarmung gefunden, nun mit um so regerem Eifer seinem Willen gehorchen. Was aber jene Frage selbst anbelangt, die ihm so sehr am Herzen lag, so war sie offenbar von treuer und sorgsamer Liebe hervorgerufen, indem die Zukunft des Johannes ihm eben so nahe ging, als seine eigene, auch wohl der Gedanke, von einem solchen Freunde sich trennen zu sollen, ihm schmerzlich fiel. In so lauterer Absicht nun, und in solch einer Gesinnung wird es allerdings recht und Gott gefällig seyn, wenn wir um unsere Nächsten uns kümmern, und keineswegs mit der selbstsüchtigen Ausflucht uns bescheiden: was gehet das mich an? Denn das hieße die zweite Hälfte der Rede Christi übersehen und vernachlässigen: „folge du Mir nach;" eine Weisung, die sich in jener andern vervoll-

ständigt: „wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst.“ Wer sich selbst verläugnet, den wird die Klage des Apostels nicht treffen: daß die Meisten nur das Ihre suchen, nicht was Christi ist; er wird, wo es das Heil seiner Mitbrüder gilt, um Andere sich mehr kümmern, als um die eigene irdische Wohlfahrt; er wird seinen Vortheil, seine Ehre nirgend voran stellen, sondern vielmehr jede selbstige Richtung dem Dienste der heiligen Wahrheit, der Liebe Christi und des Nächsten aufopfern.

Und hierin eben erkennen wir das große und lehrreiche Beispiel, das uns Johannes gibt. Er will und muß von sich selber reden, weil ihm die Pflicht obliegt, am Schlusse seines Evangeliums sich selbst als den Verfasser desselben, als Zeugen und Bürgen der Wahrheit zu bezeichnen. Da muß er denn so manches erzählen, was ihm zum höchsten Ruhme gereicht, und in welcher Weise benimmt er sich dabei? Indem er in der Form der dritten Person, wie von einem Andern und Fremden redet. Wie die großen Meister auf ihren herrlichsten Gemälden gewöhnlich ganz unten, in einem Winkel, ihren bescheidenen Namenszug anbringen, den nur der Kenner heraus zu finden und zu deuten weiß, während Knaben oder Stümper jedem rohen Versuch ihre Namen so breit und vollständig als möglich an die Stirne schreiben, so setzt auch der Evangelist am Schlusse seiner Schilderung der in Christo geoffenbarten Fülle göttlicher Gnade und Wahrheit, einen ganz einfachen Zug, womit er seine eigene Person kund gibt: als den

Jünger, den Jesus lieb hatte. Wohl zwar konnte er noch auf andere Vorzüge sich berufen, welche ihn verherrlichen. Von Seite der Familie, der die heilige Jungfrau entsprossen, war er dem Herrn nahe verwandt; unter den Aposteln ward er immer unmittelbar nach Petrus genannt, und überragte nächst diesem die Uebrigen; er wurde von Christo selbst der heiligen Jungfrau als Adoptivsohn und Beschützer zugewiesen; sein Geistesauge, wie sein Evangelium bezeugt, hat die wunderbaren Tiefen des göttlichen Lebens geschaut; und zur Zeit, als er dieß Evangelium schrieb, war er der Senior der Christenheit, der Aelteste, der alle anderen Apostel überlebte, ohne doch der Martyrkrone zu entbehren; und dennoch bezeichnet er sich mit keinem andern Beinamen, als jenem des Jüngers, den Jesus liebte. Aber wie herrlich und wie selig ist nicht des Menschen Loos, von dem dieß ausgesagt werden kann! So hoch man den Besitz aller erdenklichen Erdengüter ansetzt, wahrhaft reich ist nur der, welcher die Liebe Jesu besitzt. So weit auch irdische Weisheit fortschreiten mag, wahrhaft weise ist nur der zu nennen, den Jesus seiner Liebe werth hält. Wenn wir nun gefragt werden: ob wir Jesum lieben? so werden wir keinen Augenblick anstehen, mit Ja zu erwiedern. Wir wissen es ja, daß darin all unser Leben beruht. Würde aber die Frage gestellt: ob Jesus uns liebe, ob wir von ihm geliebt werden? so könnten wir wohl versucht seyn, mit der Antwort zu säumen, eingedenk des alten Spruches: daß der Mensch nicht wisse, ob er der Liebe oder des

Hasses würdig sei. Und dennoch ist dieses andere, von Seite Jesu nämlich, gewisser und zuverlässiger als das erste: Jesus liebt uns mit unendlicher Liebe; für uns ist er ja Mensch geworden, hat Armuth und Knechtschaft auf sich genommen, und sich selbst für uns dargegeben! Er liebt uns, und es handelt sich einzig nur darum, daß wir dieser seiner Liebe unser Herz öffnen, und sie durch Gegenliebe für immer bewahren. Wir lieben ihn, wenn wir seinen Geboten gehorchen, und wir ruhen an seiner Brust, so oft wir im heiligen Mysterium ihn empfangen; sofern wir nur in seiner Gesinnung wandeln, unsere ganze Hoffnung auf ihn setzen. Verleihe uns darum, o Herr des Lebens, daß wir deine Herrlichkeit erkennen, wie Johannes sie erkannt hat, und mit aller Treue dir nachfolgen, wie Petrus gethan; denn süß ist dein Joch, und leicht deine Bürde, und einzig, wer dir gehorcht, findet den Frieden der Seele. Amen.

Am Vorabende des Neujahrstages.

„Saget Dank in allen Dingen, denn so ist es der Wille Gottes in Christo Jesu." (1. Thess. 5, 18.)

Wer eine weite, beschwerliche Reise zurückgelegt hat, und nun, glücklich am Ziele angelangt, aus dem Wagen steigt, oder sein Felleisen abschnallt, und den Wanderstab in einen Winkel stellt, der sagt wohl, es sei vernehmlich oder stille, doch von ganzem Herzen: Gott sei Dank. Und was kann er in solchem Augenblicke Besseres denken oder sagen? Auch wir sind heute in einem, zum Theil ähnlichen Falle. Vierthalb hundert Tagereisen und darüber bilden immerhin eine weite Strecke; diese haben wir am heutigen Abend, ehe die Mitternacht eintritt, zurück gelegt, manche sauere Mühe und Arbeit bestanden, und unseres Lebens Bürde bis daher getragen; was sollen wir nun anders rufen, als: Gott sei Dank? Zu diesem Zwecke wenigstens, sind wir hier versammelt. Und ist zwar unser Gleichniß nicht nach allen Seiten hin genau, indem wir keineswegs wie der Wanderer, der in die Herberge tritt, einige Stunden oder Tage der Rast vor uns haben, sondern auf einem Wege uns befinden, auf welchem wir unauf-

haltsam vom Schwunge der Zeiten fortgerissen werden, liegt außerdem auch gar vieles sowohl hinter als vor uns, was uns Gram und Kummer verursacht, so lehrt uns doch der Apostel, daß immerhin die Danksagung zu unseren heiligsten Pflichten gehöre. „Saget Dank in allen Dingen, denn so ist es der Wille Gottes in Christo Jesu.“ Warum es nun der Wille Gottes sei, daß wir ihm danken, und warum ferner der Wille Gottes, daß wir ihm danken für Alles? dieß sind zwei Fragen, reichhaltig genug, um unsere Aufmerksamkeit zu beschäftigen.

Wir erkundigen uns zuerst darnach, was es dann heiße und sagen will: Gott danken? Genau erwogen, wohl so viel, als: an Gott in aller Wahrheit und Innigkeit denken. Es heißt ihn anerkennen, als den Allmächtigen, Heiligen, Gütigen und Treuen, von welchem jegliches Gute kommt; es heißt bekennen, daß wir in jedem Augenblicke, in allen Verhältnissen und Bedürfnissen unseres Lebens von ihm abhangen, und daß wir nicht bloß einfach für dieß Daseyn und Leben ihm verpflichtet, sondern in vielfacher Weise, indem er uns erlösend neu geschaffen, seine göttliche Heiligkeit und Liebe uns offenbart, und zum Antheil an seiner seligen Lebensfülle uns berufen hat; wie dieß in den schönen Psalmesworten ausgesprochen wird: »Lobpreise den Herrn, meine Seele, und all mein Inneres seinen heiligen Namen. Lobpreise den Herrn, meine Seele, und sei immerdar seiner Wohlthaten eingedenk. Er ist es, der deine vielfache Schuld verziehen,

der alle deine Schwächen heilet. Der aus dem Verderben dein Leben erlöset, der mit Gnade und Erbarmen dich krönet. Der mit seligen Gütern deine Sehnsucht befriedigt, daß deine Jugend einst, gleich dem Adler, sich erneure.» Deßhalb eben setzt der Apostel die Worte hinzu: daß wir Gott Dank sagen, dieß sei sein Wille in Christo Jesu. Deßhalb wiederholt auch die Kirche täglich die Worte des gleichen Sinnes: „wir beten dich an, wir loben dich, wir danken dir für deine große Herrlichkeit.» Die Herrlichkeit Gottes auf Erden ist die Offenbarung seiner Liebe. Und darum ist es Gottes Wille und Wohlgefallen, daß wir ihm danken; denn darin beruht schon das lebendige Bekenntniß unseres Glaubens, die Fortdauer des Lebensverkehrs zwischen ihm und uns. Wenn wir hingegen seiner Macht und Güte den Dank versagen, läugnen wir schon, so viel an uns ist, seine allbeherrschende Vorsehung, und das Bündniß, das seine Huld mit uns geschlossen; wir vernachlässigen und verletzen diesen heiligen Bund, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite dann der Schaden sich ergebe.

Bedenken wir demnach, wie arm und verlassen der Sterbliche, der sich von Gott und seiner Güte abgewendet, so werden wir dem heiligen Bernardus wohl recht geben, wenn er den Undank einem glühenden Winde aus der Wüste vergleicht, der den Quell der Frömmigkeit versiegen macht, den Thau der Gnade hinweg nimmt. Hören wir aber auch, was man als den Ausspruch eines Weisen der Vorzeit aufbehalten hat.

Vier Dinge (so soll Plato gesagt haben) sind überaus schwer; das fünfte ist geradezu unmöglich. Welche sind die vier schweren Dinge? Dem Hoffärtigen dienen, von einem Geizigen etwas verlangen, mit einem Lügner ein Geschäft führen, mit einem Unwissenden über wichtige Dinge verhandeln. Was aber schlechthin unmöglich, ist, einem Undankbaren wohlthun. Und wahrlich, durch den Undank wird selbst die Güte Gottes verhindert, ihre Segnungen zu spenden, denn es fehlt dann die Empfänglichkeit für die geistige Gabe, es fehlt der lebendige Glaube, ohne welchen es unmöglich ist, Gott wohlgefällig zu seyn. Der Sterbliche, der so auf sein eigenes Selbst gewendet bleibt, wird keinen Anstand nehmen, alles, was er erwirbt und gewinnt, einzig seiner eigenen Einsicht, Betriebsamkeit und Energie, oder höchstens, halb abergläubisch, seinem guten Glücke zuzuschreiben, und diese dürre, todte Gesinnung kommt niemals häufiger zum Vorschein, als in Zeiten, wo die angestrengten und rastlosen Bemühungen fast ausschließend auf die sinnlichen und materiellen Bedürfnisse und Erträgnisse gerichtet sind.

Wie vieles z. B. ist nicht im Verlaufe dieses eben zu Ende gehenden Jahres niedergerissen und neu erbaut worden? Neue Zeiten, neue Häuser; auf zahlreiche Wohnungen, reiche Zinsen berechnet, Rücksichten, denen die neuere Baukunst so vieles zum Opfer bringen muß; den höchsten und wahrhaften Baumeister jedoch macht der (126.) Psalm namhaft: „Sofern nicht der Herr das Haus erbauet, arbeiten die Bauleute vergeblich.“

Was wird nicht in nahen und fernen Landen alles besprochen, und in öffentliche Verhandlung gebracht, über Völkerglück, Gemeinwesen, öffentliche Wohlfahrt, Staat und Staatsverfassung? Aber den wahrhaften Wächter und Schirmer nennt derselbe Psalm: „So fern nicht der Herr die Stadt behütet, wachen vergeblich ihre Wächter." Was für überspannte Thätigkeit in Handel und Wandel, in neuen Unternehmungen und Entwürfen, hat dieses Jahr nicht auf seinen Wellen daher geführt! wie drängen sich die Einzelnen, wie sucht einer den andern zu überbieten! Aber von wem das Gelingen abhange, sagt gleichfalls unser Psalm, ungefähr in folgender Weise: „Umsonst, daß ihr aufstehet früh vor dem Morgenlichte, und den ganzen Tag über kaum das Niedersitzen euch gönnet, um euer sauer erworbenes Brot zu essen; das nämliche gibt Gott seinen Freunden im Schlafe;" d. h. er theilt es ihnen oftmals unvermuthet zu, ohne daß sie wissen, wie ihre Arbeit zu so unverhofft großem Erfolge gelangt; denn darin eben offenbart sich der göttliche Segen.

Wer sind diese Freunde Gottes? Gibt es Privilegirte, die unbedenklich dieses Ehrennamens sich rühmen dürfen? Dieß zwar in so rohem Sinne nicht; wer aber hier gemeint, das sind die wahrhaft Frommen, die Gottergebenen, Genügsamen und Friedlichen, die zwar ihre Hände nicht in den Schooß legen, und Wunder erwarten, aber bei ihrer emsigen Arbeit doch keineswegs von Geiz, von Sucht nach Reichthümern und weltlichem Glanze unruhig hin und her getrieben wer-

den, sondern vor allem andern um das Wohlgefallen Gottes bekümmert sind; die demnach Gott ihre Seelen unterworfen haben, von ihm allein ihr Heil erwarten, alles von seiner Vaterhand annehmen, und also des Gebotes eingedenk bleiben, Gott Dank zu sagen in Allem und für Alles. Sie führen dieß Wort nicht immer im Munde, was ein leichtes wäre, und was so oft zu bloßer Pedanterei entartet, wohl aber behalten sie es im Herzen. Vor alter Zeit hatten sogar die Einsiedler und Religiosen, wenn sie einander begegneten, keinen andern Gruß, als: »Gott sei Dank« (Deo gratias). Und gab es schon damals Leute, die dieses Gebrauches spotteten, so belehrte sie doch Augustinus eines Besseren. „Soll dieß," sagt er, „kein Anlaß des Dankes seyn, wenn Menschen einander zu Gesichte kommen, die beide in Christo wohnen, seine lebendigen Glieder sind?" In unserem gewöhnlichen, geselligen oder vielmehr ungeselligen Leben ist das freilich oft ganz umgekehrt; wir pflegen vielmehr „Gott sei Dank" zu rufen, wenn wir des Einen oder des Andern los geworden, wenn er sich wieder entfernt hat, der uns mißfällt und lästig ist. Im höheren christlichen Sinne kann solch eine Herzensergießung nie gebilligt werden, welche der heiligen Liebe widerstreitet; uns ist vielmehr das erhabene Gesetz gegeben, Gott für Alles, für das Angenehme, wie für das Widrige aber Heilsame zu danken (was eben den zweiten Punkt unserer Betrachtung ausmachte), damit wir im Kummer, wie in der Freude, in Drangsalen, wie im Wohlseyn, unsere Treue und Ergebenheit bewäh-

ren, wie dieß im 33. Psalme dargelegt wird: „ich will den Herrn preisen zu jeder Zeit, immer soll sein Ruhm in meinem Munde seyn!" Worin anders erwiese und erprobte sich die echte Demuth des Herzens, die wahre Kraft des Glaubens und Vertrauens? Welch ein anderer Grundsatz wird so vielfältig und energisch gelehrt in allen Blättern der Schrift, in allen Lebensmomenten der Gottesdiener, und in dem Wandel desjenigen, der unser einziger Meister, unser höchstes Vorbild ist?

Nach der Erzählung des ältesten Geschichtschreibers der brittischen Lande, des heiligen Beda, lebte in der irländischen Landschaft Ulster oder Ultonia ein reicher heidnischer Häuptling, Namens Daire, der dem Apostel Irlands, dem heiligen Patritius (Patrik), ein kleines Stück Moorgrund gegeben hatte, um da mit seinen Jüngern sich anzusiedeln. Sowohl er als eines seiner Pferde war durch den Heiligen von einer tödtlichen Krankheit gerettet worden. Von Dankbarkeit bewogen, brachte er dem Diener Christi einen großen silbernen Pokal zum Andenken; St. Patrik dankte für das Geschenk mit einigen fremden Worten. Als Daire in seine Burg zurückgekommen, sagte er zu seinen Leuten: „Dieser Mensch ist ein Thor; ich habe ihm einen so prachtvollen Pokal geschenkt, der bei drei Maße enthält, und er erwiedert nichts darauf als das unvernünftige Wort: „„Grazaga."" Geht also hin, und holt mir das Geschenk wieder ab, denn er ist dessen nicht würdig." Die Knechte richteten die Botschaft aus, und brachten es wieder zurück. Da fragte sie der Strenge: „Was hat

der Christ dazu gesagt, als ihr den Pokal ihm wiederum abgefordert?" Sie berichteten: „er hat eben auch nichts anderes erwiedert, als das Wort: „„Grazaga.""" Da sprach Daire: „wahrlich ein wundersamer Mann, der immer dasselbe redet, ob man ihm etwas gibt oder nimmt! Ich merke, daß dieß ein gutes Wort sei, und nichts Böses in sich berge. Bringt ihm also den Pokal aufs neue zurück, und sagt ihm: da hast du ihn wieder, weil du ein standhafter Mann bist, und stets nur ein gutes Wort im Munde führst!" Er gab ihm dazu noch eine größere Strecke Landes, wo der heilige Patrik eine Kirche erbaute, woraus die jetzige Stadt und das Erzbisthum Armagh den Ursprung genommen.

Wahrlich ist es ein gutes und weises Wort, das Patritius im Munde geführt, und dessen Sinn (gratias ago) die rauhen Söhne der grünen Insel nicht gleich verstanden. Auch Augustinus bezeugt es, daß keine Rede bündiger, für das Gehör erfreulicher, für die Erkenntniß gehaltvoller, für das Leben heilsamer sei, als diese wenigen Worte: „Dank sei Gott." Wer alles von Gottes Fügung hinnimmt, wer nach jenes heiligen Mannes Beispiel, ob ihm etwas gegeben oder entzogen worden, immer nur dieß Bekenntniß, diesen Dank ausspricht, der erfüllt die ganze Vorschrift des Apostels: „seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, saget Dank in allen Dingen." Nur jener vermag eine stete Heiterkeit zu bewahren, der ohne Unterlaß betet, und nur derjenige lebt und webt, bei jeder sonstigen Beschäftigung, im Geiste des Gebetes, der Alles auf

Gott bezieht, und folglich in Allem sich dankbar erweiset. Diese Heiterkeit und Hingabe ist Gottes Wille mit uns, sie ist das Vorgefühl des jenseitigen, seligen Friedens. Und so schließen wir heute, unsern Dank darbringend für alles, was die göttliche Vorsehung zu unserem Heile gethan, mit den Worten des Psalmes: »Danket dem Herrn, denn er ist gütig, ewiglich währet seine Barmherzigkeit. Der allein Großes und Wunderbares wirket; der unserer eingedenk ist in jeder Drangsal; denn ewiglich währet seine Barmherzigkeit. Danket dem Herrn des Himmels und der Erde, denn ewiglich währet seine Güte!" Amen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Am ersten Adventsonntage 1
Am zweiten 15
Am zweiten 28
Am dritten 42
Am vierten 55
Am Sonntage in der Octave der Geburt des Herrn . 69
Am Sonntage vor Epiphania 81
Am ersten Sonntage nach Epiphania 93
Am zweiten 107
Am dritten 120
Am vierten 134
Am fünften 148
Am sechsten 162
Am Sonntage Septuagesimä 176
Am Sonntage Septuagesimä 190
Am Sonntage Sexagesimä 206
Am Sonntage Quinquagesimä 220
Am Sonntage Quinquagesimä . 248. . . . 234
Am Feste der Geburt des Herrn 262
Am Feste des heiligen Stephanus 274
Am Feste des heiligen Apostels Johannes . . . 288
Am Vorabende des Neujahrstages 301

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veith, Johann Emanuel,

Homilienkranz für das katholische Kirchenjahr

Bd.: 5

Wien 1839

Hom. 2107 l-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11174636-1